

PAUL
BRVNTON



JG

GEHEIMNISVOLLES
AEGYPTEN

Das Buch ist der Niederschlag eingehender Forschungsarbeit auf allen Gebieten der Ägyptologie. Das Reizvolle daran ist, daß es nicht als Ergebnis trockener wissenschaftlicher Arbeit bewertet werden soll und will, sondern in einer Reihe lebensvoller Bilder uraltes ägyptisches Wissen, Leben, Brauchtum und uralte Religionsformen erfaßt, wobei sich der Verfasser zuweilen in den Zauber-mantel eigener mystischer Erlebnisse hüllt. Insbesondere gingen seine Bemühungen dahin, zu erforschen, inwieweit sich im heutigen Ägypten noch Reste der alten Mystik, der Zauber-Götter und Genienkulte erhalten haben, und kam dabei zu erstaunlichen Resultaten. In buntem Wechsel ziehen Fakire, Schlangenbeschwörer, Zauberer, Derwische und Wunderdoktoren an uns vorüber, das Ganze umrahmt von der mystischen Schönheit Jahrtausende alter Tempelruinen und dem Sonnenzauber der Nillandschaft. Außerordentlich interessant sind die Kapitel, die sich mit dem heutigen Islam befassen.

Im gleichen Verlag sind erschienen:

Paul Brunton

ENTDECKE DICH SELBST

Das Buch ist ursprünglich in Amerika erschienen und enthält Vorträge, die der Verfasser über grundlegende Dinge des Lebens gehalten hat, und die versuchen, die mysteriösen Lehren und Taten der Yogis und Fakire auf wissenschaftliche Basis zu stellen. Vor zwölf Jahren veröffentlichte der Autor nach persönlichen Erfahrungen sein erstes Werk über die Weisheit der Yogis. Hier ist er vom Suchenden zum Lehrer geworden, der aber keine Proselyten machen, sondern jedem seine Freiheit lassen will. Er bezeichnet sich als Freidenker ohne Bindung an alte Bücher und empfiehlt einen esoterischen Pfad zur letzten absoluten Wahrheit, einer unpersönlichen Gottheit, die unendliche Kraft und Licht ist. Es handelt sich um eine Vernunftreligion, die aber Demut fordert, durch die man wieder zum Kind wird. Der Intellekt muß dabei zum Schweigen gebracht werden. Hoffnung, Glaube, Toleranz, Wahrheitsbunger sind zu erlangen durch feste Bindungen an einen menschlichen Mittler und Lehrer, den Guru. Das christliche Vaterunser und die Seligpreisungen der Bergpredigt werden im Sinne dieser östlichen Weisheit ausgelegt. Wir stehen auch heute vor der Aufgabe, westliches Wissen und östliches Denken harmonisch zu vereinigen. Das Buch Bruntons zeigt uns dazu einen beachtenswerten Pfad.

A. K. A. »Der Bund«, Bern

R a s c h e r V e r l a g Z ü r i c h

Manz





Blick auf die Pyramiden vom Flugzeug aus

PAUL BRUNTON

GEHEIMNISVOLLES
ÄGYPTEN

MIT 83 ILLUSTRATIONEN

7GE 31



1988.1338
(81436)

MCMLI

RASCHER VERLAG ZÜRICH

1. bis 4. Tausend

Der englische Originaltitel dieses Buches lautet:

A SEARCH IN SECRET EGYPT
Rider and Company, London

Aus dem Englischen übersetzt von

Gräfin Hilde von Schlippenbach
unter Mitarbeit von F. A. Flückiger

Nachdruck verboten

Alle Rechte, insbesondere die Sende- und Abdruckrechte, vorbehalten

Copyright 1951 by Rascher & Cie. AG., Zürich

Verlagsnummer: 1511

Druck: Tschudi & Co., Glarus
Printed in Switzerland

Umschlag und Einband: Klaus Gelbhaar

W I D M U N G

SEINER HOHEIT
DEM PRINZEN ISMAIL DAOUD

Drei Männer fuhren in einer schönen Frühlingsnacht von Kairo fort, und plauderten eine Stunde lang unweit der Großen Pyramide. Einer derselben war Eure Hoheit, der andere war der Gesandte einer orientalischen Macht, der dritte war der Autor dieser Aufzeichnungen über seine Reisen und Gedanken. Eure Hoheit machte die Bemerkung, daß es schwierig sein würde, im heutigen Ägypten irgendwelche Spuren außergewöhnlicher Geistigkeit oder seltsamer Magie zu finden, wonach zu forschen es mich von Land zu Land lockt. Bei verschiedenen anderen Gelegenheiten wiederholten Sie die gleiche Meinung.

Trotzdem beharrte ich in meinen Forschungen und fand einige Tatsachen, von denen ich annahm, daß sie die Menschen des Westens interessieren würden. Wenn ich sie auch Eurer Hoheit unterbreite, so geschieht es, weil ich zu hoffen wage, daß Sie daraus einen weiteren Einblick in den Glauben, der mich trägt, gewinnen, und vielleicht etwas besser verstehen werden, warum ich daran festhalte. Außerdem biete ich Ihnen die Widmung dieser Erinnerungen als ein unbedeutendes Zeichen meiner Freude über die persönliche Wertschätzung an, die trotz unserer verschiedenen Denkhaltung zwischen uns besteht.

Endlich bitte ich Sie, diese Seiten als einen Tribut für das Ägypten zu betrachten, dessen heutiges Gesicht Ihnen so wohl bekannt ist, und dessen alte Heiligtümer mich so sehr anziehen. Wenn es mir erlaubt ist, den alten römischen Ausspruch zu revidieren, möchte ich beifügen:

»Wer einmal Nilwasser getrunken hat, muß für alle Zeiten ein Freund derer bleiben, die an dieses mächtigen Stromes Ufern leben.«

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
I. Eine Nacht mit dem Sphinx	1
II. Der Hüter der Wüste	15
III. Die Pyramide	33
IV. Eine Nacht in der Großen Pyramide	59
V. Bei einem Zauberer in Kairo	88
VI. Wunderwirkungen durch Hypnotismus	111
VII. Ein Interview mit Ägyptens berühmtestem Fakir	133
VIII. Im Namen Allahs, des Mitleidigen, des Barmherzigen	148
IX. Ein Interview mit dem geistigen Oberhaupt der Mohammedaner	166
X. Im Frieden des alten Abydos	185
XI. Die innersten Riten der ägyptischen Tempel	200
XII. Die alten Mysterien	217
XIII. Im Tempel von Denderah	233
XIV. Tage in Karnak	251
XV. Nächte in Karnak	270
XVI. Mit Ägyptens berühmtestem Schlangenbändiger	285
XVII. Ich werde ein schlangenbeschwörender Derwisch	302
XVIII. Ich begegne einem Adepten	318
XIX. Die Gräber: eines Adepten feierliche Botschaft	335
Epilog	345

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

	Seite
	Titelbild
Blick auf die Pyramiden vom Flugzeug aus	32
Blick auf den Sphinx und seine Umgebung vom Flugzeug aus	33
Die Große Pyramide und die »Totenstadt«	48
Der Sphinx	48
Der Nil	49
Römischer Altar vor dem Sphinx	49
Der Eingeweihte wird vor Osiris geführt	96
Das Vogel-Mensch-Symbol der befreiten menschlichen Seele	97
Der Magier	97
. . . Und sein Haus	97
Die sudanesische Zauber-Doktorin	112
Der junge Syrer »Elyah«	112
Professor Eduard Ades, der Hypnotiseur	113
Madame Marguerite, sein Medium	113
Derwisch-Kloster in der Nähe von Kairo	113
Ahmed Sirry, der Derwisch-Häuptling	113
Silhouette von Kairo	136
Tahra Bey	136
In der Trance wird sein Körper in einem Sarg auf den Boden eines Wasserbeckens versenkt	136
Ein alter Koran, der früher dem verstorbenen Sultan der Türken gehörte; jetzt im Besitz von Madame Dahaby, in Kairo	137
Scheich El Maraghi, das geistige Oberhaupt des Islam	176
Die El Azhar-Moschee-Universität	176
Mekka, die heilige Stadt	177
Auf der Pilgerfahrt nach Mekka	177

	Seite
Mekka	177
Die Säulen des alten Abydos	192
Ein Tempelpriester	193
Osiris	193
Ein Tempelschreiber	224
Gemeißelte und beschriftete Säulen in Kom-Ombo	224
Im Tempel von Abu Simbel	224
Eine Tempelfigur, mit magischen Texten bedeckt	225
Ein Tempel der geheimen Riten	225
Der Gott Horus sitzt in einer symbolischen Szene auf seinem Thron	225
Hieroglyphische Reliefs	240
Der Tempel von Denderah	240
Der Tierkreis von Denderah	240
Der Obelisk der Königin Hatschepsu	241
Königin Hatschepsu	241
Säulen in der großen Halle des Tempels von Amen	241
Eingangstor des Einweihungstempels des Osiris in Karnak	256
König Seti I., ein Relief	256
Tempeltor in Karnak	256
Scheich Abu Schrupp mit anderen Würdenträgern	257
Kurna, das Dorf des Scheichs	257
Das Dorf Karnak	257
Scheich Moussa findet und fängt eine Schlange	288
Scheich Moussa	289
Ein Skorpion	289
Moussa hält einen lebenden Skorpion	289
Scheich Moussa am Werk	304
Mein »magischer Talisman«	304
Zudrücken eines Schlangenhalses	304
Der Autor vor einer auffahrenden Kobra	305
»Eingeschläferter« Schlange mit magischem Talisman auf dem Kopf	305

	Seite
Eine Schlange zischt den Autor an	305
Ich halte eine eben gefangene Schlange	305
Die Kolosse	320
Ein Grab-Wandbild: Die »Wächterschlange« der Mumie	321
Der Sarkophag eines Pharaos	321
Eines Priesters Sarg	321
Zerfallene Riesen in einem Tempel bei den Gräbern	328
Der Vorraum eines Grabes	328
Schlangen auf Grab-Wandbildern	328
Damen des alten Ägypten, abgebildet auf Grab-Wandbildern	329
»Ra-Mak-Hotep« — seine Augen	336
In den Fels gehauener Eingang zu einem Grab	336
Das Tal der Königsgräber	336
Der Tempel von Luksor	337
Römischer Schrein im Luksor-Tempel	337
Tempel von Dair-el-Bahari	337

I. Kapitel

EINE NACHT MIT DEM SPHINX

Der letzte hungrige Tourist war verschwunden. Der letzte schwarz uniformierte Führer hatte zum tausendsten Mal vor den fremden Besuchern seines uralten Landes die oberflächlichen Kenntnisse, die er selbst besaß, heruntergeleiert. Eine Anzahl müder Esel und matter, widerspenstiger Kamele hatten mit den letzten Reitern des Tages heimwärts gedrängt.

Der Einbruch der Dämmerung über der ägyptischen Landschaft ist ein unvergeßliches Ereignis, ein Ereignis von unirdischer Schönheit. Alles wird zu Farbe verwandelt, und die lebendigsten Kontraste entstehen zwischen Himmel und Erde.

Ich saß allein im weichen gelben Sand vor der gewaltigen, königlichen Gestalt des sitzenden Sphinx, ein wenig seitlich, und beobachtete hingerissenen Blickes das wunderbare Spiel ätherischer Farben, das ebenso schnell erscheint, wie es schwindet, wenn die untergehende Sonne Ägypten nicht mehr mit ihrer goldenen Herrlichkeit überstrahlt. Denn wer kann die heilige Botschaft dieses schönen mystischen Nachglühens eines afrikanischen Sonnenuntergangs empfangen, ohne sich in ein zeitweiliges Paradies versetzt zu glauben? So lange die Menschen nicht ganz verrotet und geistig abgestorben sind, werden sie die Vaterkraft des Lebens, die Sonne, lieben, die solches durch ihre einzigartigen Zauberkünste ermöglicht. Sie waren keine Narren, jene Alten, die Ra, das große Licht, anbeteten und in ihren Herzen zum Gott machten.

Zuerst stand ein glühendes rotes Licht, dem Rot glimmender Asche ähnlich, tief am Horizont und überzog den Himmel mit herrlichen Flammen. Dann verblaßte die Farbe, und ein sanftes Korallenrosa

breitete sich über den Blickkreis aus. Immer zarter wurde es, bis wie ein Regenbogen ein halbes Dutzend verschiedener Farben, von Hellrosa zu Grün und Gold, zum letztenmal in wechselvollem Leben aufglühten. Schließlich wandelte es sich zu einem opalisierenden Grau, und rasch sank die Dämmerung über das Land. Die atemberaubenden Farben verschwanden zugleich mit dem großen sterbenden Sonnenball.

Und gegen den opalenen Hintergrund sah ich, wie der Sphinx langsam die Tönung der Nacht annahm; nicht länger schienen mehr die letzten roten Strahlen lebendig durch das formlose Antlitz. Aus dem allgegenwärtigen Sand ragte dieses ungeheure Antlitz hervor, mit dem liegenden Körper, der den abergläubischen Beduinen solche Furcht einflößt, daß sie ihm den Namen »Vater des Schreckens« geben — und skeptischen Reisenden solches Staunen, daß die Kolossalfigur in jedem Zeitalter Fragen bei denen erweckt, die sie, überwältigt, zum erstenmal sehen. Das Geheimnis dieser unnatürlichen Verbindung eines menschlichen Hauptes mit dem Löwenkörper hat durch alle Zeitalter hindurch eine Prozession von Besuchern angezogen. Sie ist ein Rätsel für die Ägypter selbst, ein verwirrendes Rätsel für die ganze Welt. Niemand weiß, wer sie geschaffen hat, und wann; selbst die gelehrtesten Ägyptologen können nur blind um ihre Geschichte und ihre Bedeutung herumraten.

Beim letzten Schimmer, den das sinkende Licht mich noch auffangen ließ, ruhten meine Blicke in den steinernen Augen des Sphinx, der gleichmütig und stumm Myriaden hatte kommen, einen um den anderen ihn fragend betrachten und verwirrt davongehen sehen. Er hatte unbewegt die dunklen Menschen einer heute untergegangenen Welt, die Atlanter, unter Millionen von Tonnen Wasser begraben werden sehen. Er war halb lächelnd Zeuge, wie Mena, der erste der Pharaonen, den Nil, Ägyptens geliebten Strom, aus seinem Bett in neue Richtung zwang. Er hatte mit stiller Trauer das saturnische Antlitz des Moses gesehen, als es sich zu einem letzten Abschiedsgrüße neigte. Der Sphinx sah auch, stumm und bedrückt, die Leiden seines

zerstörten, geplünderten Landes, nachdem der furchtbare Kambyses von Persien Ägypten überfiel. Er erblickte — bezaubert, und doch ein wenig verächtlich — die hochmütige, seidenlockige Kleopatra in einem Schiff mit goldenem Stern, purpurrotem Segel und Rudern von Silber landen. Und mit Entzücken hatte er den wandernden jungen Jesus begrüßt, als er östliche Weisheit suchte, um sich für die vorbestimmte Stunde vorzubereiten, da sein Vater ihn mit der heiligen Botschaft der Liebe und des Mitleids in die Welt entsenden würde.

Mit geheimem Wohlgefallen segnete er den tapferen, gelehrten und großmütigen jungen Edelmann Saladin, so daß er fortritt, seine mit dem Halbmond geschmückte grün bewimpelte Lanze hoch in die Luft gereckt — der künftige Sultan von Ägypten.

Auch Napoleon hatte er warnend begrüßt, als ein Werkzeug des europäischen Schicksals — eines Schicksals, das ihn so hoch emporführen sollte, daß sein Name alle anderen auslöschte — bis es ihn mit umwölkter Stirne auf den glatten Planken des Bellerophon zu stehen zwang. Mit leiser Traurigkeit sah der Sphinx das Interesse der ganzen Welt auf dieses Land gerichtet, als das Grab eines seiner stolzen Pharaonen geöffnet wurde und seine mumifizierte Leiche samt ihrem königlichen Schmuck zur Beute moderner Neugier wurde.

Diese steinernen Augen des Sphinx hatten all das und noch sehr viel anderes gesehen, und nun blickten sie, die Menschen verachtend, die sich mit alltäglichen vergänglichen Handlungen abmühen, gleichgültig gegen die endlosen Wanderzüge menschlicher Freude und menschlicher Leiden, die das ägyptische Tal durchziehen, wissend, daß die großen Ereignisse der Zeiten vorbestimmt und unausweichlich sind — aus ihren tiefen Höhlen in die Ewigkeit. Ja, man fühlte es mit Macht, daß sie, selbst unveränderlich, über die Wandlungen der Zeit in die Anfänge der Welt, in die Dunkelheit des Unbekannten schauen.

Und nun wurde der Sphinx schwarz wie Ruß, der Himmel verlor seine silbergraue Opaleszenz, während die völlige, alles verschlingende Dunkelheit die Wüste bedeckte.

Aber der Sphinx ließ mich nicht los; wie mit starker magnetischer Kraft hielt er meine Aufmerksamkeit fest; denn nun fühlte ich: erst mit der Dunkelheit wurde er ganz er selbst. Der Hintergrund der Finsternis war sein eigentlicher, und nur die mystische Eigenart der afrikanischen Nacht war die ihm gemäße Atmosphäre. Auch Ra und Horus, Isis und Osiris und alle verschwundenen Götter Ägyptens kehren des Nachts zurück. So entschloß ich mich zu warten, bis Mond und Sterne einmal mehr vereint den wahren Sphinx enthüllen würden. Ich saß allein, und doch, trotz der dunklen Trostlosigkeit der Wüste, vermochte ich nicht, mich einsam zu fühlen.

Die ägyptischen Nächte sind seltsam verschieden von den europäischen. Hier kommen sie auf leisen Sohlen, heimlich erfüllt von unsichtbarem Leben, als indigoblauer Schatten, der von magischer Wirkung auf empfängliche Naturen ist. In Europa sind sie eher hart, brutal-sachlich und endgültig schwarz.

Das bemerkte ich zum hundertstenmal, als die ersten Sterne fröhlich aufleuchteten, so nah und stark funkelnd wie nie in Europa, und als ein verführerisches Stückchen Mond erschien und der Himmel zu einem Baldachin von blauem Samt wurde.

Und nun bekam ich den Sphinx zu sehen, wie Reisende ihn kaum je erblicken: Erst den kühnen dunklen Umriss, aus lebendem Fels gehauen, so hoch wie ein vierstöckiges Londoner Haus, der ruhig in seiner Wüstenhöhle liegt. Dann, als Strahl um Strahl die Einzelheiten zu beleuchten begann, das silberglänzende Antlitz und die ausgestreckten Pranken der altgewohnten Gestalt. Nun wurde sie für mich zum eindringlichen Symbol jenes Ägyptens, dessen geheimnisvoller Ursprung in unausdenkbares Altertum zurückreicht.

Niedergekauert wie ein einsamer Wachhund, ewig über prähistorische Geheimnisse Wache haltend, träumt er von atlantischen Weltreichen, deren Namen selbst dem schwachen Gedächtnis der Menschheit verloren gingen. So wird dieses kolossale Steingeschöpf jede Zivilisation überleben, die unser Geschlecht hervorgebracht hat, und ewig ihr inneres Leben unberührt erhalten.

Dieses ernste und großartige Antlitz verrät nichts, diese stummen steinernen Lippen verbürgen ewiges Schweigen. Sollte es aber eine geheime Botschaft geben, welche der Sphinx für die Menschen bereit hält und durch die Jahrhunderte an die Wenigen weitergegeben hat, die das Privileg der Erleuchtung besitzen, dann kann sie nur, wie das »Meisterwort« der Freimaurer dem Kandidaten ins Ohr geflüstert wird, leise hingehaucht offenbart werden.

Es ist nicht erstaunlich, daß der Römer Plinius über den Sphinx schrieb, er sei ein wunderbares Kunstwerk, über das Stillschweigen bewahrt werde, weil man es unter den Leuten der Gegend als eine Gottheit betrachte.

Die Nacht bildet eine vollendete Umrahmung des Sphinx. Hinter ihm und zu beiden Seiten erstreckte sich die sogenannte Totenstadt, ein Gebiet, in dem ein Grab am andern liegt. Rings um das Felsenplateau, das südlich, nördlich und westlich des Sphinx aus dem Sande hervorragt, wurde Gruft um Gruft ausgehöhlt, um die Sarkophage der königlichen Toten, mumifizierten Aristokraten und priesterlichen Würdenträger aufzunehmen.

Sechs Jahre lang haben die Ägypter selbst, dem Beispiel der westlichen Pioniere folgend, sich systematisch und gründlich angestrengt, den ganzen mittleren Teil dieser großen Nekropolis auszugraben. Sie haben Tausende von Tonnen des Treibsandes, der früher den Ort bedeckte, fortgeschafft, wobei sich enge Durchgänge zeigten, die wie Gräben in den Stein gehauen waren, mit Kreuz- und Quergängen vom einen Grab zum anderen, und gepflasterten Wegen, welche die Pyramiden mit ihren Tempeln verbanden. Ich habe diesen Raum vom einen Ende zum anderen begangen, und die Begräbnisräume, die Privatschreine, Priesterkammern und Totenkapellen besucht, die Honigwaben gleich aneinanderhängen.

Wahrlich, der Name »Totenstadt« ist verdient, denn nur durch wenige Meter räumlich, und beinahe dreitausend Jahre zeitlich getrennt, liegen in ihr zwei große Beerdigungsstätten übereinander.

Diese alten Ägypter gruben tief, wenn sie ihre Toten bergen woll-

ten; ein Raum lag nicht weniger als hundertneunzig Fuß unter dem berühmten Verbindungsweg. Ich habe Gräfte der Vierten Dynastie betreten, in denen die fünftausend Jahre alten steinernen Bildnisse — vollendete Nachbildungen der Toten — noch mit klar erkennbaren Gesichtszügen standen, wenngleich ihre berühmten Dienste bei den Geistern etwas fragwürdig sind. Indessen kann man kaum eine Grabstätte betreten, ohne den schweren Sarkophagdeckel beiseite gerückt zu sehen, und alles was von Wert war, jedes bißchen Juwelenschmuck, was eben die Ausgrabenden fanden, verschwunden. Nur die Urnen, welche die inneren Organe der mumifizierten Leichen enthalten, und die steinernen Statuetten waren zurückgelassen worden. Selbst das alte Ägypten hatte seine Grabräuber, und wenn das gemeine Volk sich gegen die überalterten und degenerierten Herrscher-Kasten erhob, wandten sie sich rache- und vergeltungslüstern zu diesem riesigen Friedhof, wo hohe Würdenträger die Ehre erfuhren, nahe bei den Mumien der Könige zu liegen, denen sie lebenslang gedient hatten.

Die wenigen, deren Mumien den früheren Räubern ihrer eigenen Rasse entgingen, schiefen eine zeitlang in Frieden, bis sie abwechselnd durch Griechen, Römer und Araber geweckt wurden. Diejenigen, die unberührt diesen Heimsuchungen entgingen, hatten wiederum eine lange Ruhezeit, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als die modernen Archäologen Ägyptens Boden durchzuwühlen begannen, um das zu suchen, was die Räuber vergessen hatten. Bedauern wir diese einbalsamierten armen Pharaos und Prinzen; denn ihre Gräber sind geschändet und ihre Schätze geplündert. Und wenn ihre Mumien nicht durch Diebe bei der Suche nach Juwelen in Stücke gehackt wurden, sind sie dazu verdammt, keine freundlicheren Ruheplätze zu besitzen, als Museen, in denen sie angestarrt und dem Geschwätz der großen Menge preisgegeben werden. In solch trauriger Umgebung, die einst voll war mit lange begrabenen Leichen, steht der einsame Sphinx. Er hat jene Gewölbe in der Stadt der Toten bewacht, die durch rebellische Ägypter geplündert und von einbrechenden Arabern ausgeraubt wurden. Man darf sich nicht wundern, daß Wallis Budge, der bekannte

Konservator der Ägyptischen Sammlung im Britischen Museum, schließlich zu dem Schluß kam, der Sphinx sei geschaffen worden, um böse Geister von den ringsumliegenden Gräbern abzuhalten. Wer kann sich wundern, daß König Thothmes IV. in die vierzehn Fuß hohe Steinplatte, welche er an die Brust des Sphinx lehnte, vor 3400 Jahren die folgenden Worte eingraben ließ: »Ein magisches Geheimnis hat diese Stätte vom Beginn aller Zeit an beherrscht. Denn die Gestalt des Sphinx ist ein Sinnbild des Khephera (Gott der Unsterblichkeit), des größten unter den Geistern, des ehrwürdigen Wesens, das hier ruht. Die Bewohner von Memphis und seiner ganzen Umgebung erheben ihre Hände um seine Gnade zu erleben.«

Wer wird nicht begreifen, daß die Beduinen, die in dem nahen Dorf Giseh wohnen, viele Überlieferungen von Geistern und Gespenstern besitzen, die nachts die Gegend um den Sphinx umschweben. Sie betrachten diesen Raum als den Teil der Erde, in dem es am meisten spukt. Denn ein alter Beerdigungsplatz dieser Art gleicht keinem modernen auf Erden, und durch das Einbalsamieren der Leichen ihrer bedeutendsten Männer verlängerten die Ägypter wohlbedacht den Kontakt dieser Geister mit unserer Welt für eine ungewöhnliche Zahl von Jahren.

Ja, die Nacht ist die geeignetste Zeit um den Sphinx zu betrachten, denn dann wird selbst dem Stumpfsten unter uns die geistige Welt näher erscheinen, unser Geist wird empfänglicher für vorher Ungefühltes, während in der herrschenden Dunkelheit selbst die harten Linien der nahen stofflichen Welt gespenstische Formen annehmen. Der Nachthimmel war nun purpur-indigoblau, von einer mystischen Farbe, die mein Unternehmen begünstigte.

Die Sterne hatten an Zahl zugenommen bis sie die verdunkelte Welt überstrahlten. Auch der Mond trug nun stärker zur Beleuchtung der schweigsamen Geisterszene ringsum bei.

Der lange, liegende Löwenleib streckte sich immer sichtbarer auf der länglichen Felsenplattform aus. Das rätselhafte Haupt ragte deutlicher auf. Jenseits von mir und hinter mir ging das schmale Plateau

verschwimmend in die Wüste über, die sich ausdehnte, bis sie von der umgebenden Dunkelheit aufgesogen wurde.

Ich starrte die zierlichen Enden des weitfließenden perückenähnlichen Kopfschmucks an, dessen Linien man nun schwach unterscheiden konnte. Der königliche Kopfschmuck gibt dem Sphinx majestätische Größe und völlige Besonderheit, Eindrücke, die noch erhöht werden durch die königliche Kobra, die mit aufgerichteter Haube auf der Stirne ruht — das Uräussymbol souveräner Macht über zeitliche und geistige Welt, das Emblem sowohl göttlicher wie menschlicher Herrschergewalt. Die Gestalt des Sphinx erscheint oft in hieroglyphischen Schriftzeichen als Sinnbild des Herrn des Landes, des mächtigen Pharaos, und eine alte Tradition behauptet sogar, daß die Statue das Grab eines Monarchen namens Armais umschließe. Mariette, der französische Archäologe und Direktor des ägyptischen Museums in Kairo, nahm diese Tradition so ernst, daß er beschloß, den Felsensockel unter dem Sphinx untersuchen zu lassen. »Es ist nicht unmöglich«, sagte er bei der Zusammenkunft einer gelehrten Gesellschaft, »daß innerhalb eines Teiles des Ungeheuers eine Krypta existiert, eine Höhle, eine unterirdische Kapelle, die ein Grab sein könnte.« Aber nicht lange, nachdem er diesen Plan erdacht hatte, klopfte der Tod an seine Türe, und er wurde selbst in ein Grab gelegt. Seither hat niemand mehr versucht, in das Steingelände einzudringen, das den Sphinx umgibt, noch in die Felsenplattform, auf der er ruht. Als ich diese Frage mit Professor Selim Hassan, den die ägyptischen Behörden mit den Ausgrabungen in der Totenstadt betraut haben, zu erörtern versuchte, und ihn über das mögliche Vorhandensein unterirdischer Kammern unter dem Sphinx befragte, schob er die Frage mit einer nachdrücklichen und endgültigen Antwort beiseite. »Der Sphinx selbst ist aus dem massiven Fels gehauen. Es kann nichts anderes als massiver Fels darunter sein.«

Ich hörte mit der Hochachtung zu, die der Professor voll auf verdient, aber ich konnte mich nicht dazu bringen, diese Anschauung anzuerkennen oder zu verwerfen.

Ich zog es vor, die Frage offen zu lassen. Der Name Armais klingt dem des Harmachis sehr ähnlich, des Sonnengottes, den nach anderer Legende der Sphinx verkörpert. Es ist durchaus möglich, daß gar kein Grab darunter ist und daß die beiden Traditionen sich im langsamen Fortschreiten der Zeit vermischt haben. Aber Felsenkammern können auch für andere Zwecke ausgehauen werden, und die alten Ägypter haben das mitunter getan. Das bezeugen ihre unterirdischen Krypten, in denen geheimgehaltene und nur wenigen zugängliche religiöse Ritualien vollzogen wurden. Es gibt alte beharrliche Traditionen in chaldäischen, griechischen, römischen und sogar arabischen Quellen, die einen unterirdischen Gang und einen Raum erwähnen, durch welchen die Priester von der Großen Pyramide zum Sphinx gelangen konnten. In der Hauptsache mögen diese Traditionen ohne Grundlage sein, aber es gibt keinen Rauch, wo nicht wenigstens ein kleines Feuer ist. Bei einem Volk wie den alten Ägyptern, die es so liebten, Gang um Gang in massiven Fels zu brechen und die mit Vorliebe die Eingänge zu denselben verbargen, kann kein Ägypter mit Sicherheit von dem Boden, auf dem er heute steht, behaupten, daß niemals menschliche Maulwürfe ihn unterwühlt hätten.

Die alten Künstler, welche die granitene Stele des Thothmes schufen, die zwischen den beiden Pranken des Sphinx liegt, zeigen den Sphinx auf einer kubischen Säulenplatte liegend, die selbst ein Bauwerk mit einem großen zentralen Eingang und inneren Verzierungen darstellt. Gab es eine alte, heute verlorene Legende, auf der diese Abbildung beruht? Gab es einen Säulentempel, der aus dem Fels herausgehauen war, auf dessen Dach der Sphinx wie ein Riese wachte? Einst werden wir es wissen.

Und die Tatsache steht fest, daß der Sphinx eben nicht ganz aus dem Felsen gehauen ist. Die Bildhauer fanden den Umfang des lebenden Steines ungenügend für den Auftrag, der ihnen geworden war. Deshalb waren sie gezwungen, Teile der gerundeten Rückseite und die fünfzig Fuß langen Pranken mit besonders gebrannten Ziegeln und behauenen Steinen zu überbauen, um ihre ungeheure Aufgabe voll-

enden zu können. Dieser künstliche Überzug hat da und dort den Angriffen der Jahre und der Menschen nicht standgehalten, sodaß einige Ziegel sich verschoben, einige Steine verschwunden sind.

Dann kam Oberst Howard Vyse, vor hundert Jahren vom indischen Armeedienst zurückkehrend. In Suez mußte er sein Schiff verlassen, und den Postwagen nehmen. Dieser wurde durch die alte Ostindiengesellschaft betrieben zu dem Zweck, die Offiziere nach Kairo zu bringen und von da ans Mittelmeer zur Einschiffung. Er hielt sich, angelockt durch Pyramiden und Sphinx, eine Weile in Kairo auf und besuchte sie wiederholt. Nachdem er von den alten Legenden gehört hatte, beschloß er sie nachzuprüfen, und verschaffte sich lange eiserne Bohrstangen, an deren Ende Meißel montiert waren. Damit durchbohrte er die Schulter des Sphinx, um festzustellen, ob sie hohl sei, aber das Resultat war enttäuschend. Er drang 27 Fuß tief in massiven Fels, und heute noch sieht man die Spuren der Löcher. Nun war unglücklicherweise in Vyses Zeit nichts sichtbar als Gesicht und Kopf, während der Körper unter riesigen Mengen von Sand begraben lag. Daher blieben drei Viertel der Statue von seiner Arbeit unberührt, weil sie niemals an den Sockel auch nur herankam.

Die Nacht kroch langsam hinan, ruhig und schweigsam wie ein Panther, abgesehen von dem geisterhaften, halb menschlichen Weinen einiger Schakale, welches das Wandern der Stunden begleitete. Da saßen wir, der Sphinx und ich, unter dem klaren afrikanischen Sternenlicht, während das unsichtbare Band sich verdichtete, das uns zusammengebracht hatte — Bekanntschaft in Freundschaft verwandelnd und vielleicht ein neues Verstehen anbahnend.

Als ich ihn vor einigen Jahren zum erstenmal besuchte, hatte er in kalter Verachtung über mich hinweggesehen. Für diesen Riesen war ich damals nur einer mehr von den zwerghaften Sterblichen, eines mehr von den hastenden Geschöpfen, die auf zwei Beinen wandern, und sich aus eitlem Selbstgenügen, wechselnden Begierden und sinnlosen Gedanken zusammensetzen. Mir war er wie ein trübes Sinnbild jener Wahrheit erschienen, die Menschen niemals finden, ein gigan-

tisches Idol, dem Unbekannten zugeeignet, vor dem alle Gebete unantwortet in den blassen Sand zu seinen Füßen fallen, und alle Fragen ungehört ins Leere.

Ich hatte mich abgewandt, zynischer und skeptischer als vorher, weltmüde und verbittert.

Aber die Jahre vergingen nicht umsonst.

Leben ist nur eine andere Bezeichnung für geistige Erziehung, und der unsichtbare Lehrer hat mich ein oder zwei Dinge gelehrt, die nicht wertlos sind.

Ich lernte, daß unser kreisender Erdball nicht umsonst durch den Weltraum wirbelt.

Ich kehrte in besserer Stimmung zum Sphinx zurück. Als wir einander im Dunkeln Gesellschaft leisteten, er in seiner Höhle am Rande der lybischen Wüste kauern, und ich mit gekreuzten Beinen im Sande hockend, dachte ich aufs neue über die geheimnisvolle Bedeutung des Kolosses nach.

Die ganze Welt kennt die Photographie des Sphinx und kann sein verstümmeltes Antlitz erkennen. Aber was die Welt nicht weiß, ist, warum und wann er aus dem massiven Kalkstein, der aus dem Sand emporragt, ausgehauen wurde, noch welche Hände diesen einsamen Felsen in eine Statue von so gigantischen Ausmaßen verwandelten.

Die Archäologie schweigt und läßt den Kopf in geheimer Scham hängen, denn sie hat die Vermutungen fallen lassen müssen, die sie noch vor ein paar Jahren so vertrauensvoll als Theorien aufgestellt hatte. Sie wagt nicht länger einen bestimmten Namen auszusprechen, noch ein bestimmtes Datum anzugeben. Sie kann den Sphinx weder dem König Khafra noch dem König Khufu mehr zuschreiben, denn sie ist sich nun klar darüber, daß die entdeckten Inschriften nichts anderes bedeuten, als daß die Statue während deren Regierungszeiten schon bestand.

Über die Achtzehnte Dynastie hinaus findet sich in den entdeckten Papyri praktisch keine Erwähnung der Existenz des Sphinx, und über die Vierte Dynastie hinaus erinnert keine Steininschrift an ihn.

Exkavatoren, die nach altem Raub fahndeten, stießen auf eine Inschrift, die von dem Sphinx als von einem Monument sprach, dessen Herkunft nicht mehr bekannt, das durch Zufall wieder entdeckt worden sei, nachdem es unter dem Wüstensand begraben gelegen und völlig vergessen gewesen war. Diese Inschrift stammt aus der Zeit der Vierten Dynastie, einem Geschlecht von Pharaonen, die in Ägypten vor beinahe 6000 Jahren lebten und regierten. *Selbst für diese uralten Könige war der Sphinx unausdenkbar alt.*

Mit der Nacht kommt der Schlaf — aber ich hatte ihn entschlossen von Stunde zu Stunde verschoben. Immerhin begannen meine Lider in unwillkürlicher Auflehnung schwer zu werden, als ich bei diesem Punkte meiner nächtlichen Betrachtungen angekommen war, und ich wurde schläfrig. Zwei Kräfte kämpften in mir um die Vorherrschaft. Die erste war der brennende Wunsch, eine Nachtwache lang die Welt mit dem Sphinx zu beobachten. Die zweite war die zunehmende Neigung, Körper und Geist der einschläfernden Liebkosung der umgebenden Dunkelheit zu ergeben. Schließlich machte ich Frieden zwischen den Beiden und schloß einen Vertrag, demzufolge ich die Augen bis auf schmale Schlitze halb schloß, meinen Geist kaum wach hielt, und meine Gedanken in eine Träumerei hinübergleiten ließ, in der eine Prozession von Farben an mir vorüberzog.

Eine Weile ruhte ich in der heiteren Ermattung, wie man sie empfindet, wenn das Denken aufhört. Wie lange ich so verharrete, weiß ich nicht, aber es kam ein Augenblick, in dem die Farbenvision verschwand und an ihrer Stelle eine weite offene Landschaft erschien. Sie war durch ein silbriges Licht, ähnlich dem des vollen Mondes, zauberhaft beleuchtet, und rings um mich drängten sich Scharen dunkler Gestalten, die hin und her eilten. Manche von ihnen trugen schwer beladene Körbe auf dem Kopf, andere kletterten an schwachen Gerüsten, die an einem riesigen Felsen befestigt waren, auf und ab. Es waren Aufseher unter ihnen, die den Arbeitern Befehle gaben, oder die Anstrengungen der Leute beobachteten, die mit Hammer und

Meißel vorgezeichnete Muster in den Felsen arbeiteten. Der Widerhall der Hammerschläge dröhnte durch die Luft.

Die Gesichtszüge all dieser Männer waren länglich, ihr Ausdruck hart, die Haut rötlich braun oder graugelb, und die Oberlippe auffallend lang.

Und als ihre Arbeit fertig war, siehe, da hatte sich der vorragende Felsenteil in ein gigantisches Menschenhaupt verwandelt, das auf einem riesigen Löwenkörper saß, während die ganze Figur in einer großen Vertiefung ruhte, die aus dem Plateau ausgehauen worden war. Ein breiter und tiefer, prachtvoller Stufenweg führte dort hinunter. Und oben auf dem seltsamen Kopfputz der Gestalt, dessen weite Falten sich hinter den Ohren auseinanderbreiteten, stand ein Diskus aus reinem Gold.

Der Sphinx!

Und die Menschen verschwanden, die Landschaft wurde still wie ein verlassenes Grab. Dann sah ich plötzlich ein großes Wasser, das sich über die ganze Gegend zu meiner Linken ausbreitete; die Uferlinie war weniger als eine Meile entfernt. Das herrschende Schweigen hatte etwas Unheimliches, das ich nicht verstand, bis ein tiefer Donner mitten aus dem Ozean kam. Die Erde unter mir bebte und wankte, und mit betäubendem Brüllen erhob sich eine riesige Wasserwand in die Luft, stürzte sich jäh auf uns, auf den Sphinx und mich, und überwältigte uns beide.

Die Sündflut!

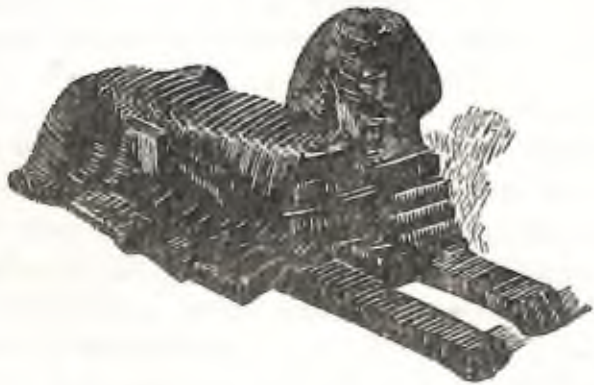
Dann kam eine Pause — ob von einer Minute oder von tausend Jahren, weiß ich nicht, und wiederum saß ich zu Füßen der großen Statue. Ich blickte um mich und sah kein Wasser mehr. Statt dessen sah ich eine Riesenfläche von halb trockenem Sumpf, in dem hier und dort große Flecke weißer salziger Körner an der Sonne trockneten. Diese schien glühend auf das Land herab, während die Flecken immer größer und zahlreicher wurden. Und so lange schoß die Sonne unbarmherzig ihre feurigen Strahlen herab, bis der letzte Tropfen Feuchtigkeit aufgesogen war und alles sich in weiches trockenes Land verwandelte, das zuletzt zu blassem Gelb verbrannte.

Die Wüste!

Nach wie vor sah der Sphinx auf die Landschaft hinaus; seine starken, dicken, unversehrten Lippen waren nahe daran, sich zu einem Lächeln zu öffnen, und er schien zufrieden mit seiner Einsamkeit. Und wie vollkommen paßte diese weltverlorene Gestalt in ihre menschenleere Umgebung.

In diesem schweigenden Koloß schien der Geist der Einsamkeit selbst ein würdiges Abbild erhalten zu haben! Und so wartete er, bis eines Tages eine kleine Flotte von treibenden Booten sich am Flußufer sammelte, denen eine Gruppe von Männern entstieg, die langsam herankamen und dann glücklich betend vor ihm niedersanken. Von diesem Tag an war der Zauber der Einsamkeit gebrochen; es wurden Behausungen auf dem nahen Flachland erbaut, und Könige kamen mit ihren Priestern, um den anzubeten, der selber König der Wüste war.

Und mit ihrem Kommen endete meine Vision, wie die Flamme des Dochtes erlischt, wenn der Brennstoff fehlt.



II. Kapitel

DER HÜTER DER WÜSTE

Die Sterne standen noch immer dicht am Himmel, der Halbmond lächelte freundlich auf uns beide herab, der Sphinx ragte verklärt und majestätisch unter den silbernen Strahlen auf, wenn ich den Kopf nach links wandte, wo ich die See gleich einem wilden Ungeheuer sich erheben und die trockene Welt verschlingen gesehen hatte.

Eine Fledermaus, die meinen reglosen Körper vielleicht für einen Teil der Landschaft gehalten hatte, flatterte um meinen Kopf und flog davon, während mir ein widerlicher Schauer über den Rücken lief. Vermutlich war sie aus einem offenen unterirdischen Mumiengrab gekommen.

Und ich dachte an den riesigen Sandozean, der von Zeit zu Zeit über die 300 000 Quadratmeilen Saharawüste einherrollt in ununterbrochener Flut, bis er die lange Kette nackter Kalkfelsenhügel erreicht, die wie rosa bemalte Wände vom Boden aufragen und Ägypten und das Niltal auf weite Strecken beschützen. Es sieht so aus, als ob die Natur absichtlich die lybischen Hügel aufgerichtet hätte, um Ägypten davor zu bewahren, durch eben die Wüste überflutet zu werden, die sie geschaffen hat.

Die Gefahr ist durchaus vorhanden. Um die Frühjahrszeit erklären Sturmwinde von furchtbarer Stärke, der gefürchtete Kamsin, dem nördlichen Teil von Afrika den Krieg, und heulen wütend über den Kontinent von der atlantischen Küste her. Und während sie vorwärtsstürmen, stürmen Sand und Staub wie ein nach Kampf und Sieg dürstendes Heer mit ihnen zusammen dahin. Diese entschlossenen Massen von wirbelnden Sandkörnern breiten sich überall aus und bedecken das Land mit einem goldenen Leichentuch. Wo kein Widerstand gegen

ihr Eindringen geleistet wird, bringen sie im Lauf der Jahre Verödung mit sich, die tödliche Verödung des Grabes, denn sie begraben Hütten, Häuser, Monumente, Tempel und sogar ganze Städte. So errichtet der gelbe Sand eine machtvolle Herrschaft, und unterjocht das Land mit unwiderstehlichem Szepter. Die Gewalt dieses Kamsin ist derartig, daß mitunter der Himmel völlig verdunkelt wird, und die Sonne nicht mehr sichtbar ist. Die wirbelnden Sandwolken, durch die man oft so wenig hindurchsehen kann wie durch einen richtigen Londoner Nebel, treiben schnell vorwärts, und ein Teil von ihnen lagert sich auf und um alle Gegenstände, die ihnen im Weg stehen.

Ich habe gesehen, wie Dorfbewohner, die nahe den Oasen am Rande der lybischen Wüste lebten, gezwungen waren, ihre Hütten preiszugeben und sie weiter oben neu aufzubauen, so heftig war der alles besiegende Ansturm des Sandes gegen die Wände. Ich kannte einen hohen alten Tempel in Oberägypten, der kürzlich ausgegraben wurde; er lag bis zum Dach unter Sand.

Ich sah nach dem Sphinx zurück und betrachtete den pathetischen, halb traurigen Ausdruck des sieben Fuß großen Mundes, der gerade noch schwach im Sternenschein erkennbar war.

Er hat für immer das halbe Lächeln ersetzt, das ich auf den Lippen meiner Vision gesehen hatte, denen des ersten atlantischen Sphinx.

Die Wüstenwinde, so grauenhaft in ihrer Stärke, hatten das Antlitz verwittert, und unehrerbietige Menschen hatten es weiter entstellt.

Sicher hatten die fliegenden Sandwolken sich von Zeit zu Zeit auf ihn gestürzt, manchmal in aller Stille, manchmal mit heulender Sturm- wut — und hatten ihn nicht begraben? Doch. Ich erinnerte mich an den geheimnisvollen Traum, den der Pharao Thothmes IV. in faszinierenden Hieroglyphen auf der roten Granitplatte eingraben ließ, die zwischen den Pranken des Sphinx liegt. Ich erinnerte mich auch Wort für Wort an die pathetische Klage des verlorenen, vergessenen Sphinx, der bis zum Hals im unbarmherzigen Sand begraben war, in diesem Traum.

»Der Sand der Wüste bedrängt mich immer mehr«, rief sein

Geist, »und ich bin tief in ihm versunken. Beeile Dich! Veranlasse, daß der Sand hinweggeräumt werde, dann werde ich wissen, daß Du mein Sohn und mein Helfer bist.«

Und nach dem Erwachen sagte Thothmes zu sich selbst: »Die Bewohner der Städte und Tempel kommen, um diesen Gott zu verehren, aber keiner von ihnen denkt je daran, sein Bildnis vom Sand zu befreien.«

Die Reliefs am oberen Teil der Platte zeigen den König, wie er dem Sphinx Weihrauch opfert, und dann folgt die ganze Erzählung von dem erstaunlichsten Traum der Geschichte und seinen erstaunlichen Folgen. Der junge Thothmes war noch Prinz, als er mit Freunden am Wüstenrand bei Giseh jagte.

»Er unterhielt sich auf den südlichen Wegen«, sagen die Hieroglyphen, »indem er nach einer Kupferscheibe schoß, auf Löwen und wilde Tiere der Wüste Jagd machte, und in seinem Wagen dahinjagte mit Pferden, die schneller waren als der Wind.«

Er stieg mittags, müde und erschöpft durch das Spiel, vom Pferd. Nach dem Mittagessen bedurfte er der Ruhe und schickte seine Leute ebenfalls fort zum Ausruhen. Am Altar verrichtete er ein Gebet an die Götter und ging hinweg, um zu schlafen. Um die Stunde, in der Ra gekrönt wird, ergriff ihn schwerer Schlaf. Da vernahm er die Majestät dieses verehrten Gottes, der zu ihm mit seiner Stimme sprach, wie ein Vater zu seinem Sohn. Er sagte: »Wahrlich, ich sehe Dich, ich erblicke Dich, mein Sohn. Thothmes, ich bin Dein Vater, Heru-Khut, und will Dir dieses Königreich geben. Du sollst seine rote Krone aufheben und Dein soll das Land in seinem ganzen Umfang sein. Das Diadem des Gottes soll Dich bescheinen. Speise aus Ägypten und kostbare Geschenke aus fernen Ländern sollst Du erhalten.«

Der Traum endete mit der dringenden Bitte, den Sphinx aus seinem sandigen Grab zu befreien, wenn der junge Prinz wünsche, die versprochene Krone zu empfangen.

Thothmes gehorchte pflichtgemäß dem im Traum erhaltenen Befehl, und ließ viele Männer daran arbeiten, den Sand wegzuschaf-

fen, der die tiefe Höhle füllte und den Sphinx bis an die Brust verbarg.

Heru-Khut, die »aufgehende Sonne«, der Geist oder Gott des Sphinx, hielt seinerseits getreulich sein Versprechen.

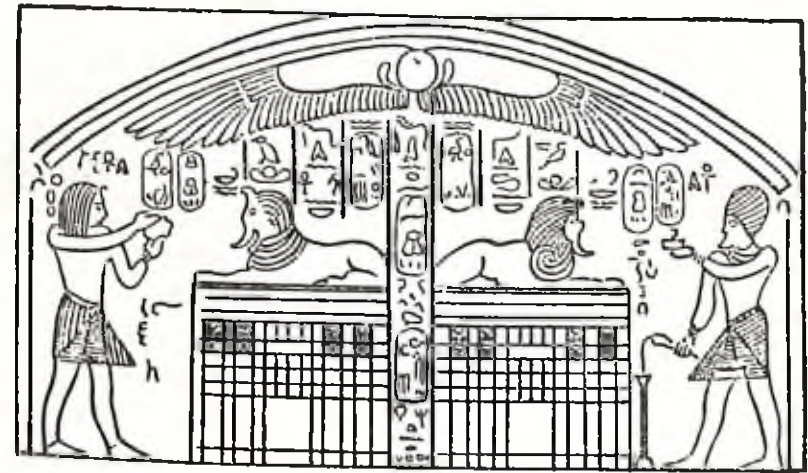
Über die Köpfe seiner älteren Brüder hinweg erhielt der Prinz die Krone der Pharaonen als Thothmes IV. und führte Heere über die ägyptischen Grenzen, die siegreich waren, wohin sie auch kamen. Sein Reich erstreckte sich vom fernen Mesopotamien im Osten bis zum Zweiten Nilkatarakt in Nubien im Süden. Er besiegte die lybischen Beduinen im Westen, während bärtige Äthiopier ihm die versprochenen kostbaren Geschenke brachten. Unter ihm wurde Ägypten ungeheuer reich, die hart arbeitenden Bauern gelangten so gut zu Wohlstand wie die untätigen Fürsten. Kultur und Zivilisation blühten wie nie zuvor. Die versprochene Herrlichkeit wurde wunderbar zur Wahrheit.

All dies ist nicht Sage, sondern Geschichte, nicht Legende, sondern lebendige Tatsache, denn die Ägypter zeichneten ihre Geschichte viel sorgfältiger auf, als alle anderen Völker des Altertums, und manche dieser Aufzeichnungen, die tief in harten Stein gegraben wurden, werden die auf Pergament und Papier noch überdauern.

Und dies war nicht das einzige Mal, daß ein Mensch dazu bewogen wurde, den Sphinx zu befreien. Siebenmal hat der immer tätige Sand den Sphinx begraben, und siebenmal wurde er befreit. Und zwar nur in geschichtlicher Zeit, denn die Männer der Vorgeschichte waren voller Ehrfurcht für dieses Bildnis, was sie veranlaßte, es mit frommer Sorgfalt zu beschützen.

Zum erstenmal wurde es vor mehr als fünftausend Jahren durch Khafra, einen Pharaon der Vierten Dynastie, ausgegraben, der die Zweite Pyramide zum Grab für seinen granitenen Sarkophag erkor. Weniger als zweitausend Jahre später wurde der Sphinx zum zweitenmal aus dem Sand durch Thothmes IV. gerettet, dessen berühmter Traum ihn veranlaßte, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Er versuchte sogar, ihn vor künftigen Überfällen durch eine Mauer aus ungebrannten Ziegeln

zu bewahren, die er als Schutzwall rundherum aufführen ließ. Heute noch kann man diese Ziegel sehen, die den Stempel mit des Königs Namenszug tragen. Doch wieder kam der Sand durch und bemächtigte sich des Steinriesen. Diesmal war es ein fremder König, der philosophische römische Herrscher Mark Aurel, der, als er den Sphinx bis zum Hals begraben sah, ihn wiederum befreite. Das Mauerwerk der Pranken und unterhalb der Brust, die nicht aus dem Felsen gehauen



Skulpturen an der Stèle Thothmes IV., die vor dem Sphinx steht

waren wie der Leib und das Haupt, war in verfallenem Zustand, und der König ließ auch dies sorgfältig ausbessern, während einzelne Teile, soweit er den Ziegelwall restaurierte, durch ihre dunkle Färbung sich auffällig vom grauen Hintergrund abheben. Unter den Arabern wurde der Sphinx selbstverständlich völlig vernachlässigt, bis nur noch das müde grauweiße Antlitz über dem goldenen Sand sichtbar war. Erst zu Beginn des letzten Jahrhunderts erbarmte sich jemand desselben, als Kapitän Caviglia, ein leidenschaftlicher italienischer Archäologe und Erforscher übernatürlicher Mysterien, den Versuch machte, den oberen Teil des Körpers auszugraben. Aber die Schnelligkeit der Sandinvasionen war so groß, daß er die größten Schwierigkeiten hatte, um selbst

die schon freigelegten Teile nicht wieder begraben zu lassen. Im Jahr 1869 machte Auguste Mariette, der Gründer des Ägyptischen Museums, zu Ehren der Eröffnung des Suezkanals einen Teilversuch, den fünften dieser Art, die ständig wachsenden Sandhügel abzutragen, aber er hielt bei dieser Aufgabe nicht lange aus. Dreiunddreißig Jahre später sammelte Maspero, sein Nachfolger beim Museum, in Frankreich durch allgemeine Subskriptionen einen großen Fonds zum gleichen Zweck. So ausgerüstet, war er imstande, den größeren Teil des Sphinx wieder ans Tageslicht zu bringen.

Maspero hatte gehofft, an der Basis irgend eine Öffnung zu finden, die in eine innere Kammer führen würde. Er vermochte nicht zu glauben, daß diese einzigartige Statue keine unentdeckten architektonischen Geheimnisse zu verbergen hätte. Aber keine einzige Öffnung, kein Eingang war zu finden. Nun begann er sich zu fragen, ob der Sphinx vielleicht auf einer Terrasse ruhe, unter der sich die gesuchte geheime Kammer befinden möchte. Die Basis auszugraben, war aber ein zu großes Unterfangen für seine beschränkten Mittel, und da amerikanische Millionäre damals noch kaum angefangen hatten, sich für Ägyptologie zu interessieren, war er gezwungen, das Werk der Nachwelt zu überlassen.

Der siebente und letzte Versuch wurde vor einigen Jahren gemacht, als die ägyptische Regierung sich entschloß, den Sand endgültig zu entfernen; es wurden dabei bisher unsichtbare Teile der Basis, die in der länglichen Höhlung lagen, sichtbar. Die Ausgrabenden brachten dabei den unteren Teil des großen Steinblocks ans Licht, der solange verschüttet gewesen war, und entblößten die Einzelheiten der riesigen Felsenplattform, auf der er steht, und die mit langen Steinplatten gepflastert ist. Die ganze Einfassung ringsum und ein großer Teil des Vorhofes wurde ebenfalls freigelegt. Die vierzig Fuß breite Treppe, die zu dieser Plattform hinunter führte, wurde auch ans Licht gebracht. Endlich konnte man den Sphinx in seiner ganzen Würde sehen. Eine steife, massive Mauer wurde um Teile der Einfriedung gebaut, um den Sphinx zu schützen und den sandigen Feind

abzuhalten. Hoffen wir, daß die schnellwachsende Masse von gelbem Sand sich nie wieder um die Flanken des Sphinx anhäuft, und dieses bewunderswerte Ausgrabungswerk zunichte macht. Trotz allem darf man den Feind nicht allzusehr verdämmen. Wenn der Sand die Statuen und Tempel Ägyptens begräbt, so erhält er sie auch und beschützt sie vor dem Zerfall. Denn es gibt vielleicht kein besseres Erhaltungsmittel für die von Menschenhand errichteten Steinmonumente, als den warmen, trockenen afrikanischen Sand.

Nach und nach, freundlich und vielleicht ein wenig zögernd, verschwanden die unzähligen Sterne und ich wußte, daß meine lange Nachtwache bald ihr Ende finden würde. Ich hatte ihren Abschluß für die Stunde bestimmt, um die man nicht länger den Sternbildern auf ihrem geheimnisvollen Weg um den indigoblauen Himmel folgen konnte, und die Dämmerung ein rosiges Licht über die Landschaft breiten würde.

Die Luft war außerdem kühl, und mein Hals war rauh und trocken.

Noch einmal betrachtete ich aufmerksam diesen ersten steinernen Hüter uralter Geheimnisse, dessen Gestalt im schwachen Sternenschein mir wie ein Sinnbild des stillen Wächters unserer Welt erschien. Hatte ich eine Seite der ägyptischen Vorgeschichte umgeblättert, die noch selten vorher aufgeschlagen worden war? Wer wagte es, das Alter des Sphinx bemessen zu wollen? Wer konnte, wenn man ihn für atlantischen Ursprungs hielt, ein Datum bestimmen? Ich sah nicht ein, warum diese Herkunft, wie meine Vision unter den Sternen sie kurz dargestellt hatte, nicht akzeptiert werden sollte; Atlantis war nicht mehr eine Erfindung griechischer Philosophen, ägyptischer Priester und amerikanischer Indianerstämme. Einzelne Wissenschaftler haben hundert Beweise dafür gesammelt. Ich sah auch, daß das umgebende Land, als der Sphinx zuerst aus dem Felsen gehauen wurde, nicht mit Sand bedeckt gewesen sein konnte. — Denn dann wäre der Fels, der am Fuß eines Hügels steht, welchen die Pyramiden krönen, ebenfalls unter Sand gewesen — eine Lage, die so viele Hindernisse ergeben

hätte, daß sie das Werk nahezu verunmöglicht hätte. Nein, es ist viel wahrscheinlicher, daß die Statue geformt wurde, ehe der Sand erschien und als die Sahara ein ungeheures Meer war, jenseits dessen die große tragische Insel Atlantis lag.

Die Menschen, die das prähistorische Ägypten bewohnten, die den Sphinx schufen und der Welt älteste Kultur gründeten, waren von Atlantis ausgewandert, um sich an diesem Streifen Landes am Ufer des Nils seßhaft zu machen¹. Und sie waren gegangen, ehe ihr unglücklicher Kontinent im atlantischen Ozean versank, eine Katastrophe, welche die Sahara trocken legte und in eine Wüste verwandelte. Die Muscheln, die heute noch da und dort in der Sahara herumliegen, ebenso die fossilen Fische, die im Sand gefunden werden, beweisen, daß sie einst von den Gewässern eines riesigen Ozeans überflutet war.

Es schien mir ein überwältigender und erstaunlicher Gedanke, daß der Sphinx ein festes, sichtbares und dauerndes Verbindungsglied zwischen den Menschen von heute und den Menschen einer untergegangenen Welt, den unbekanntem Atlantern, bilden sollte. Dieses große Symbol hat seine Bedeutung für die moderne Welt verloren, denn wem ist es heute mehr als ein Objekt lokaler Neugierde?

Was aber bedeutete es für die Atlanter?

Wir müssen uns, um darauf zu antworten, nach Hinweisen in den wenigen Kulturüberbleibseln von Völkern umsehen, deren eigene Geschichte atlantischen Ursprung beanspruchen kann. Wir müssen versuchen, von den degenerierten Ritualien der Inkas und Mayas auf die reinere Gottesanbetung ihrer fernen Ahnen zurückzugehen, und wir werden sehen, daß der höchste Gegenstand ihrer Anbetung das Licht war, vertreten durch die Sonne. Daher bauten sie pyramidenartige

¹ »Alle Tatsachen führen zu dem Schluß, daß die Ägypter kulturell bereits sehr fortgeschritten waren vor dem Zeitalter des Menes (erster Pharao) und vielleicht bevor sie in das Niltal einwanderten.« Dies die beachtliche Meinung von Sir J. G. Wilkinson, einem der besten Ägyptologen, den die englische Wissenschaft hervorbrachte.

Tempel zu Ehren der Sonne im ganzen alten Amerika. Diese Tempel waren entweder Spielarten oder leicht veränderte Kopien ähnlicher Tempel, die es in Atlantis gab.

Nachdem Plato nach Ägypten gekommen war und sich für eine Weile in der alten Schule von Heliopolis niederließ, wo er dreizehn Jahre lang lebte und studierte, vergönnten die im allgemeinen gegen Fremde sehr verschlossenen Priesterlehrer dem ernstesten, jungen griechischen Fragensteller mancherlei Informationen, die sie ihren wohlverwahrten geheimen Urkunden entnahmen. Unter anderem sagten sie ihm, daß eine große flach bedachte Pyramide inmitten der Insel Atlantis gestanden habe, und daß auf diesem Dach der Haupttempel des Landes erbaut worden war — ein Sonnentempel.

Die Auswanderer, die nach Ägypten segelten, nahmen ihre Religion mit sich und errichteten ähnliche Tempel. In den riesigen abgedachten Pylonen und in den Pyramidengräbern Ägyptens können wir heute noch die Schriftzeichen dieses atlantischen Vermächtnisses entziffern. Und überall nahm die Sonne den ersten Rang unter den ägyptischen Göttern ein.

Noch etwas brachten diese Emigranten über die See, das war die Neigung für Riesenstatuen, die Vorliebe für steinerne Giganten. So wie man in den zerfallenen Tempeln atlantischen Ursprungs von Mexiko, Peru und Yucatan, massiv wie sie sind, aus riesigen Steinblöcken erbaut, die genau ineinander gefügt sind, den Schwesterstil der ägyptischen Architektur erkennen kann, so begegnet man in den kolossalen Figuren, die man in den Höfen und Zugängen jener Tempel findet, den gleichen bekannten Stilmerkmalen.

Die steinernen Statuen von Menschen, die Kapitän Cook auf der Osterinsel, jenem einsamen, öden Berg, dem Überbleibsel eines versunkenen Kontinents, fand, waren nur 27 Fuß hoch. Das ist weniger als ein Drittel der Höhe des Sphinx; aber auch sie sind durch ihre Herkunft mit Ägypten verbunden.

Man sieht nun etwas klarer, welche Absicht mit der Errichtung des Sphinx verbunden war. Die ägyptischen Atlanter hatten ihn als ihr

größtes Denkmal, ihr erhabenstes Erinnerungszeichen errichtet, und hatten ihn ihrem Lichtgott, der Sonne, geweiht. Und ebenso hatten sie ihm irgendwo einen Tempel erbaut, wiederum ihren größten und erhabensten Tempel.

Der Sphinx war das verehrte steinerne Sinnbild eines Geschlechts, welches das Licht als das Höchste nächst Gott in dieser verfestigten stofflichen Welt ansah. Das Licht ist die feinste, am wenigsten greifbare Erscheinung, die wir mittels unserer fünf Sinne wahrnehmen können. Es ist die feinste Materie, die wir kennen, das feinste Element mit dem die Wissenschaft arbeiten kann, und selbst die vielen Arten unsichtbarer Strahlen sind nur Varianten des Lichts, deren Schwingungen wir mittels unserer Netzhaut nicht einfangen können. So war im Buch der Genesis das ersterschaffene Element das Licht, ohne das nichts anderes hätte erschaffen werden können.

»Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser«, schrieb der ägyptisch erzogene Moses. »Und Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht.« Und nicht nur das; es ist auch das vollkommene Symbol jenes himmlischen Lichtes, das in den tiefsten Gründen der menschlichen Seele dämmt, wenn er Herz und Sinn zu Gott wendet. Es ist ein wunderbares Erinnerungszeichen jener heiligen Erleuchtung, die seiner im geheimen, selbst inmitten der dunkelsten Verzweigung, harret. Der Mensch, der instinktiv sich dem Antlitz und der Gegenwart der Sonne zuwendet, wendet sich damit seinem Schöpfer zu.

Aus der Sonne wurde das Licht geboren, von der Sonne strömt es über unsere Welt. Ohne die Sonne würden wir in ewiger furchtbarer Finsternis verharren. Es gäbe keine Ernte, die Menschheit würde verhungern, sterben, von diesem Planeten verschwinden.

Wie diese Ehrfurcht vor dem Licht und vor seiner Vermittlerin, der Sonne, im Mittelpunkt der atlantischen Religion stand, so war sie der Mittelpunkt auch des frühen ägyptischen Glaubens. Ra, der Sonnengott, war der erste, der Vater und Schöpfer aller anderen Götter, der Erschaffer aller Dinge, der *Eine*, der aus sich selbst Geborene. »Ehre sei Dir, Du bist der Herr des Himmels« lautet die alte schöne

»Hymne an Ra, wenn er am östlichen Himmel aufsteigt.« »Du schreitest über den Himmel, das Herz von Freude erfüllt. Deine Strahlen fallen auf jedes Angesicht. Heil Dir Herr, der Du durch die Ewigkeit wandelst und dessen Wesen ewig dauert.«

Wenn der Sphinx mit dieser Religion des Lichts in Verbindung stand, mußte er zweifellos irgendwelche Beziehungen zur Sonne haben. Und er hatte sie! Denn als ich mich umwandte, um die Dämmerung zu sehen, die sich nun klar vom flachen Horizont abhob, erinnerte ich mich an die goldene Scheibe in meiner Vision und erkannte blitzartig diese Beziehung. Um die Sache zu erproben, beugte ich mich nieder und untersuchte etwas an meinem rechten Arm — einen durch Radium beleuchteten Armbandkompaß; ein sicherer Führer und guter Freund.

Und so fand ich, daß das Antlitz des Sphinx genau nach Osten ausgerichtet war, und daß seine blinden Augen genau nach der Stelle sahen, wo die Sonne täglich am Horizont erscheint!

Der Sphinx war nach Osten ausgerichtet, um das wiedergeborene Leben zu symbolisieren, ebenso wie die Königsgräber Ägyptens am westlichen Ufer des Nils lagen, um durch die Analogie mit der sinkenden Sonne das vergangene Leben zu symbolisieren. Und ebenso wie die aufgehende Sonne zum Mittagshimmel aufsteigt, so steigt der Mensch nach seiner Wiedererweckung in die geistige Welt auf, und wie die Sonne das königliche Gewölbe des Himmels durchmißt und dann ihren verborgenen Weg unter dem Horizont fortsetzt, so durchwandert auch der Mensch beide Welten.

Ich wandte mich um und nahm meine Wache wieder auf. Je mehr die Nacht schwand, desto deutlicher wurde das Antlitz des Sphinx, während der massive Wall, der ihn umringt, sich klarer und klarer vom Sand abhob. Ein rosiger Schein erschien am Himmel und verlief in langen Linien, als ob eine unsichtbare Hand sie gezeichnet hätte. Während die aufgehende Sonne immer höher stieg, breitete sich die

vertraute ägyptische Landschaft immer klarer aus, und die fernen Hügel schimmerten in blassem Rosa. Sieben Meilen entfernt, bestiegen nun die Muezzins von Kairo die hohen Minarette ihrer Moscheen, von deren runder Plattform aus sie die Gläubigen aus dem Schlaf weckten, denn es war die Stunde des ersten Gebets.

Hier rief der Sphinx — aber lautlos.

Und wie ich ihn halb im Profil betrachtete, wunderte ich mich über die Kühnheit der Männer, deren entheiligende Flinten seine Nase zur Hälfte weggeschossen hatten. Was für Gedanken müssen dem Sphinx durch den Kopf gegangen sein, als die Barbaren zu feuern begannen! Erst verwirrt, dann gekränkt, wird er schließlich in seine alte philosophische Ergebung zurückversunken sein. Die Ägypter schreiben diese Verstümmelung Napoleons Soldaten zu; die französischen Archäologen geben die Schuld den Mamelucken des 18. Jahrhunderts mit der Erklärung, er sei als »Übungsziel für ihre Artillerie« benützt worden. Aber Napoleon würde niemals eine solche Entheiligung der ältesten Statue der Welt geduldet haben. Der kleine Korse war menschlich zu groß, zu sehr Liebhaber von Kunstwerken, ein zu leidenschaftlicher Bewunderer der Meisterwerke der Antike, und zu tief denkend, um die Bedeutung des steinernen Träumers der Wüste gering zu schätzen. Die Mamelucken hätten sicherlich weniger Gewissensbisse gehabt, da ihnen der Abscheu der Mohammedaner vor Götterbildern eigen war. Ein arabischer Historiker erwähnt sogar einen fanatischen Scheich, der im Jahre 1379 in seinem Eifer für Allah versuchte, die Nase des Sphinx abzuschlagen. Im übrigen scheint tatsächlich die Beschädigung schon in sehr viel früherer Zeit als der der Mamelucken oder Franzosen begonnen worden zu sein, und spätere Jahrhunderte sahen nur die Vollendung des Zerstörungswerks. Denn während der langen Zeit, die sich vom Fall der Pharaonen bis ins 19. Jahrhundert erstreckte, zögerten abergläubische Reisende nicht, sich mit Hammer und Meißel Talismane und Erinnerungszeichen auf Kosten des Sphinx zu beschaffen. So wurden Teile des Mundes von Besuchern heruntergeschabt, die sich zu einer Zeit und unter einer

Regierung einstellten, die die Monumente und Altertümer nicht zu schätzen wußte, wie sie heute geschätzt werden. Heute sind die Besucher nicht mehr in der Lage, zu tun was sie wollen, denn die Behörden sorgen für den wachsamsten Schutz von Ägyptens erstem monumentalen Kunstwerk. Nicht alle Reisenden hatten übrigens so barbarische Gewohnheiten. Einige wenige, die etwa um die Zeit der griechischen und römischen Herrscher kamen, konnten der Versuchung nicht widerstehen, ihre Namen an die Flanken des Sphinx oder an der Ringmauer des tiefen Beckens, in dem er steht, einzugraben — Namen, die der Neugierige noch heute zu entziffern vermag. Und an der zweiten Zehe der linken Pranke, so zart eingeritzt, daß die Schrift beinahe unlesbar ist, sicher aber von der großen Menge der Besucher, die heute kommen und gehen, unentdeckt bleibt, befindet sich ein sehr reizvolles Originalsonett, das an den Sphinx gerichtet und mit einem berühmten Namen gezeichnet ist, keinem anderen, als dem des Arrianus, Historiograph Alexanders des Großen. Die schönen griechischen Verse verdienen es, irgendwo gedruckt aufbewahrt zu werden.

»Die ewigen Götter haben Deine erstaunliche Gestalt geschaffen« lautet die Übersetzung der Verszeilen in ungeschliffener Prosa, »in ihrer Fürsorge für eine Gegend, die von der Hitze verbrannt wird, über die Du Deinen wohlthätigen Schatten wirfst! Sie haben Dich wie eine Felseninsel in einer riesigen Ebene aufgestellt, deren Sandstürme Du aufhältst. Dieser Nachbar, den die Götter den Pyramiden gegeben haben, ist nicht, wie in Theben, die männermordende Sphinx des Ödipus, er ist der heilige Nachfolger der Latona, der Hüter des gnadenreichen Osiris, der erhabene Herr des Landes Ägypten, der König jener, die sonnengleich im Himmel wohnen, ebenbürtig dem Vulkan.«

Vielleicht der schwerste Verlust, den die Hände seiner verwünschten Verstümmler ihm angetan haben, ist der Verlust seines berühmten Lächelns, dieses seltsamen, unerklärbaren und undurchdringlichen Lächelns, das Generation um Generation der Alten verwirrte.

Noch vor 700 Jahren war die Zerstörung nicht vollständig, und Abdul Latif, der Bagdader Arzt, Philosoph und Reisende, konnte in

seinen genauen, scharf beobachteten Aufzeichnungen über das kolossale Haupt, das er bei seinem Besuch einen Pfeilschuß weit von den Pyramiden vorfand, bemerken: »Dieses Antlitz ist sehr schön und der Mund hat einen Ausdruck von Anmut.«

Ein solches Lob, das von dem Mann kommt, dessen Werk »Über den menschlichen Körper« bei den arabischen Völkern jahrhundertlang als klassisch angesehen wurde, ist immerhin erwähnenswert. »Ein gebildeter Mann fragte mich, was ich von allem, was ich in Ägypten sah, am meisten bewundern mußte«, fährt Abdul Latif fort, der seine ägyptischen Reisen kurz vor 1200 a. D. begonnen hatte, und er antwortet, es sei der Sphinx. Ach, sein Lob würde heute nicht so leicht erworben! Die Nase ist weggeschossen worden, der geflochtene vier-eckige Bart abgeschlagen, der Mund traurig verstümmelt und selbst die Seiten des Kopfputzes stark beschädigt.

Der einst so freundliche Mund wirkt heute schiefgezogen und hat einen halb traurigen, halb spöttischen Ausdruck. Aber wenn der alte Sphinx heute nicht mehr lächelt, so behauptet er trotz aller Schäden und Mißhandlungen seinen Sitz, in unerschütterlicher Verachtung der Äonen.

)

Dieses seltsame Geschöpf, das die Stärke des Löwen verkörpert, die Vernunft des Menschen und die vergeistigte Klarheit eines Gottes, lehrt uns in Ruhe und Erhabenheit die unentrinnbare Wahrheit von der Notwendigkeit der Selbstbeherrschung, auf daß des Menschen Wesen das Tier in ihm meistern und bezähmen möge. Wer kann den riesigen Steinkörper betrachten, dessen Raubtierpranken dem Kopf und Antlitz eines edlen Menschenwesens verhaftet sind, ohne daraus jene elementare Lehre zu ziehen? Wer kann das Symbol der Schlange mit der Haube, die sich über dem Kopfputz erhebt — das Uräusymbol der Pharaonenherrschaft — enträtseln, ohne zu erfassen, daß die Forderung des Sphinx nicht allein *die* ist, ein König über Königen,

sondern ein König über sich selbst zu sein? Er ist ein schweigender Prediger aus Stein, der seine stille Lehre all jenen übermittelt, die Ohren haben, um zu hören.

Daß der Sphinx etwas Göttliches darstellt, wird durch die Hieroglypheninschriften an den Wänden der oberägyptischen Tempel angedeutet, wie in Edfu, wo ein Gott abgebildet ist, der sich in einen Löwen mit Menschenhaupt verwandelt, um Set, den ägyptischen Satan, zu bekämpfen. Daß der Sphinx irgendein Baugeheimnis, ein in Stein gegrabenes Mysterium verbirgt, wird ebenfalls durch eine seltsame Tatsache angedeutet. In allen anderen Teilen Ägyptens wurden kleine Abbildungen des Sphinx vor verschiedenen Tempeln als Hüter und Beschützer der Schwelle aufgestellt, oder Löwen sitzen als Wächter an den Pforten der Tempel. Sogar die Schlüssel der Tempel waren mit Löwen verziert. Nur der Sphinx von Giseh steht allein, ohne einen Tempel hinter sich. Der sogenannte Tempel des Sphinx, dieser festungsartige Bau aus rohen, eckigen Steinsäulen und einfachen, massiven Mauern, hat nichts mit ihm zu tun, wie Professor Selim Hassans letzte Ausgrabungen endgültig und vollständig beweisen. Es ist nun festgestellt, daß er in Wirklichkeit der Tempel der Pyramide des Khafra ist, der zweiten Pyramide, mit der er durch einen gepflasterten abschüssigen Steingang verbunden ist, der nun vollständig freigelegt wurde. Überdies steht dieses sonderbare Heiligtum vor und nicht hinter dem Sphinx.

Der schmale offene Tempel, den Caviglia vor der Brust und zwischen den Pranken ausgegraben hatte, und der heute fast ganz verschwunden ist, wurde im Verhältnis zum wirklichen Alter der Statue erst spät erbaut. Er besteht aus drei 14 Fuß hohen Stelen, die die dachlosen Wände bildeten, von diesen sind zwei durch die Zeit und habgierige Hände verschwunden. Sogar der Opferaltar, der früher dem Eingang gegenüber stand und der jetzt vor dem Eingang zwischen den Pranken steht, ist ein römisches Werk, obgleich er aus einem Stück rotem Granit gebaut ist, der dem viel älteren Khafratempel, dicht daneben, entnommen wurde.

Wo aber ist der wirkliche Tempel des Sphinx?

Ich hob den Kopf ein wenig und sah hinter die Statue. Und ich sah, von dem Winkel aus, in dem ich saß, das größte Bauwerk der Welt, die stumpfe Spitze im Morgenlicht zum Himmel erhoben — der Welt unlösbares Steinrätsel, der Welt höchstes Wunder, für uns wie einst für die Griechen, das Änigma der Alten, das heute noch ungelöst ist, den würdigen Freund des Sphinx:

Die Große Pyramide!

Beide in atlantischer Zeit erbaut, erheben sie sich als Marksteine jenes geheimnisvollen Erdteils und verbleiben uns als stumme Abgesandte eines Geschlechtes, das ebenso geheimnisvoll entschwunden ist, wie sein Land.

Beide erinnern die Nachfahren der Atlanter an den Glanz jener untergegangenen Zivilisation.

Und nun trafen Sonne und Sphinx wieder zusammen und erneuerten die glühende Wiedervereinigung, wie sie täglich seit unzählbaren Jahren stattfindet. Am Himmel vollzogen sich schnell all jene Wandlungen, die der Morgendämmerung in Ägypten zu folgen pflegen. Der Horizont wechselte von rosa zu heliotrop, von heliotrop zu violett, von violett zu rot, bis er in das wolkenlose intensive Weißblau übergang, das Ägypten ständig überwölbt. Ich weiß nun, daß der Sphinx als Hüter der Wüste ein Sinnbild für die Heiligen Vier, die Stillen Wächter dieser Welt war, die Vier Götter, welche die Befehle der Gottheit ausführen, die geheimnisvollen Hüter der Menschheit und ihrer Geschicke. Die Menschen, die einst die Gestalt des Sphinx schufen, kannten jene erhabenen Wesen, aber wir armen Modernen haben sie völlig vergessen.

Etwas ermüdet von meiner langen Nachtwache, begann ich Abschied zu nehmen von diesem Titanenhaupt über dem Sand. Seine Selbstbeherrschung, seine überlegene Gelassenheit, die Ausstrahlung geistiger Ruhe hatten irgendwie auf mich eingewirkt und eine zarte, weltabgelöste Stimmung in mir hervorgerufen, die ich kaum in Worte zu kleiden vermöchte. Der Sphinx, so alt, daß er die Kindheit der

Welt beobachten konnte, hatte, versunken in ununterbrochene Betrachtung, Kulturen zu höchstem Glanz aufsteigen und dann langsam versinken sehen, wie welkende Blumen. Er hatte schreiende Eroberer hin- und herziehen, kommen und verschwinden sehen. Und doch stand er fest auf seinem Grund, so vollendet ruhig, so völlig fern von allen menschlichen Gemütsbewegungen. Etwas von dieser steinernen Gleichgültigkeit gegen die Wandlungen des Schicksals schien in dieser finsternen Nacht auf mich übergegangen zu sein. Der Sphinx nimmt einem alle Sorge um die Zukunft und alle Bürden des Herzens ab. Und er verwandelt die Vergangenheit in einen Film, den man unpersönlich und losgelöst vor sich abrollen lassen kann.

Unter dem durchsichtigen Saphirhimmel warf ich einen letzten Blick auf die riesige Stirne, die tief eingesunkenen Augen, die vollen runden Wangen, den schweren, weit ausladenden Kopfputz, der, als Nachbildung von gefaltetem Leinen gedacht, in horizontal laufende Bänder, immer ein breites zwischen zwei schmalen, gearbeitet war. Ich sah noch einmal auf die rosafarbenen Streifen, die heute noch die Wangen färben, eine Erinnerung an den Sphinx, wie ihn die Alten sahen, dessen Gestalt überzogen war von glattem Kalkstein und dessen Oberfläche von mattem Rot war.

Wenn die Stärke des Löwen und die Vernunft des Menschen sich in diesem sitzenden Körper versinnbildlichen, so war doch etwas in ihm, das weder tierisch noch menschlich war, etwas jenseits von beidem, etwas Göttliches!

Obwohl kein Wort zwischen uns gewechselt wurde, war doch ein heilkräftiges geistiges Fluidum von dem Sphinx ausgeströmt. Wenn ich es auch nicht gewagt hatte, ein Wort in jene großen Ohren zu flüstern, die so taub sind für den Lärm der Welt, wußte ich doch, daß er mich völlig verstanden hatte. Ja, es war ein übernatürliches Element in diesem steinernen Wesen, das als Geschöpf einer unbe-

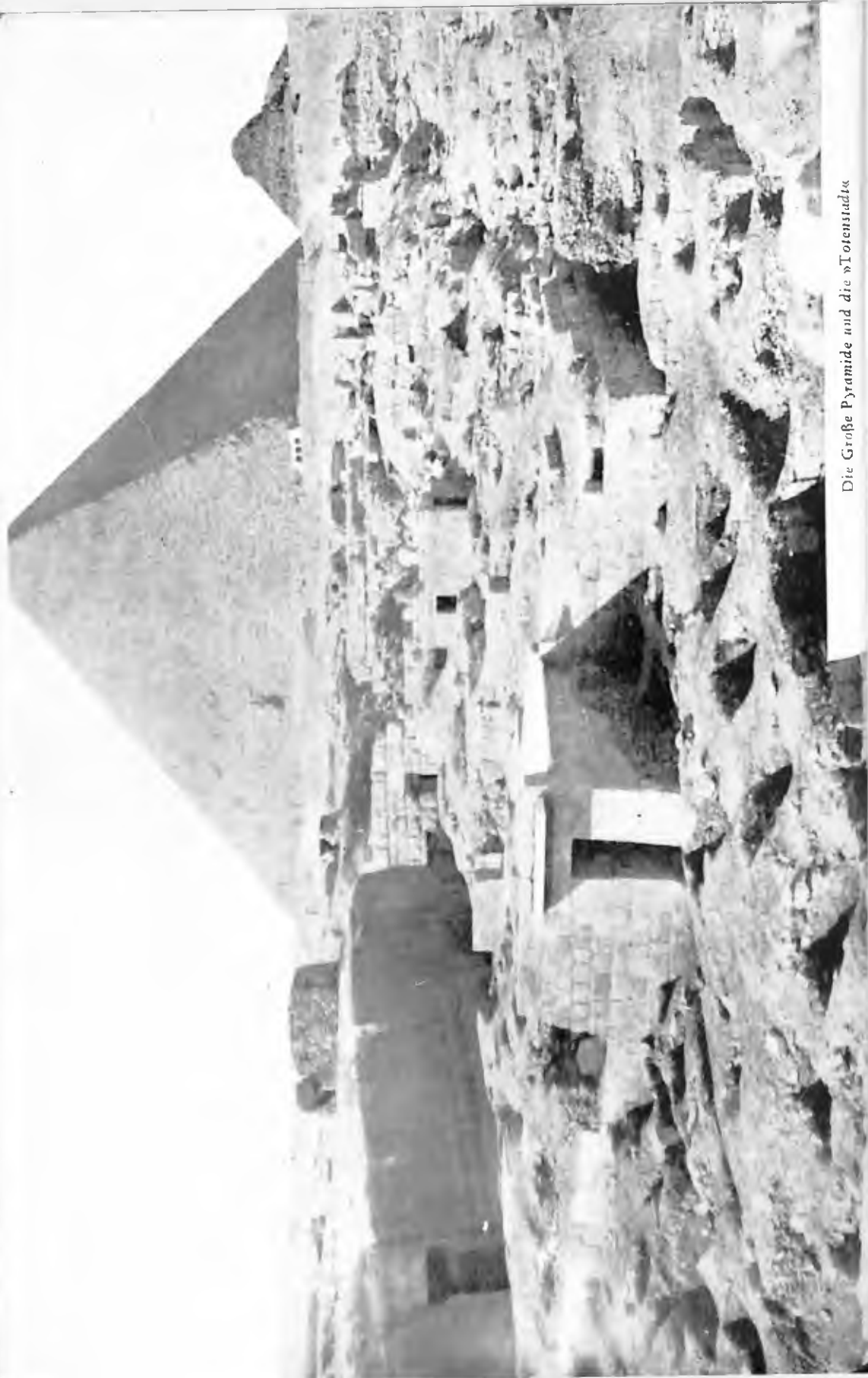
kannten Welt sich ins 20. Jahrhundert hinein erhalten hatte. Aber diese schweren versiegelten Lippen schließen sich fest um ihre atlantischen Geheimnisse. Wenn das Tageslicht nun auch den Sphinx völlig vor mir entschleiert hatte, so vertiefte es auch dessen Geheimnis.

Ich streckte meine verkrampften Füße im Sand aus und stand langsam auf, dem unbewegten Gesicht ein Abschiedswort hinübersendend. Und in seinem ostwärts gerichteten Blick, der immerdar die ersten Sonnenstrahlen erwartet, las ich wieder das hoffnungsvolle Symbol unserer Auferstehung, die so sicher und so unausweichlich ist wie der Aufgang der Sonne.

»Du gehörst Dem an, Das Unsterblich ist, und nicht nur der Zeit allein«, murmelte der Sphinx, indem er endlich sein Schweigen brach. »Du bist ewig und nicht nur vergängliches Fleisch. Die Seele des Menschen kann nicht getötet werden und kann nicht sterben. Sie wartet, in ein Leinentuch gehüllt, in Deinem Herzen, wie ich, in Sand gehüllt, in Deiner Welt gewartet habe. Erkenne Dich selbst, o Sterblicher! Denn es ist Eines in Dir, wie in allen Menschen, das kommt und steht an der Schranke und bezeugt, daß ein Gott ist.«



Blick auf den Sphinx und seine
Umgebung vom Flugzeug aus



Die Große Pyramide und die »Totenstadt«

III. Kapitel

DIE PYRAMIDE

Die Pharaonen selbst sind heute nur noch Trugbilder, leichte, nebelhafte Geister, die in Amenti leben, dem verborgenen Land, aber die Pyramiden sind uns geblieben, massive, ungeheure Erinnerungsmale, die einen dauernden Bestandteil des Felsenplateaus bilden, auf dem sie erbaut wurden. Das alte Ägypten fährt fort, Aufmerksamkeit und Teilnahme der modernen Welt zu erregen, und zwar hauptsächlich, weil es uns diese verblüffenden Zeugen seines Daseins hinterließ, Zeugen, die greifbarer und massiver sind, als alles, was andere Reiche des Ostens hinterließen.

Plinius, der Römer, schrieb irgendwo, daß die drei Pyramiden die Erde mit ihrem Ruhm erfüllten, und heute, zweitausend Jahre nach dieser Feststellung, können wir ohne Zögern sagen, daß die Zeit an dieser Berühmtheit nichts vermindert hat. Ich schrieb unlängst einigen Freunden, die ein halb einsiedlerisches Leben im entlegenen Innern der südindischen Halbinsel führen. Es sind Menschen, die kaum je die lange Hügelkette in ihrer Nachbarschaft überschritten haben, und kaum jemals mit der übrigen Welt in Berührung kamen. Ich erzählte ihnen von meiner Erforschung der Großen Pyramide und fand es nicht nötig, ihnen zu erklären, was diese sei. Ich war sicher, sie würden Bescheid wissen, und als die Antwort kam, bewies sie, daß meine Meinung über diese einfachen indischen Menschen richtig war. Der Ruf der Großen Pyramide hat sich noch weiter verbreitet seit des Plinius Zeiten, und es ist so, daß ich mich tatsächlich frage, wie mancher geschäftstüchtige Tourist schon sehnsüchtig die dreieckigen Wände betrachtet hat und dabei bedauerte, daß so herrliche Reklameflächen hier verschwendet seien! Vielleicht ist der Tag nicht fern, an dem

ein unternehmungslustiger Industrieller der ägyptischen Regierung hunderttausend Piaster jährlich anbietet für das Vorrecht, eine Riesentafel an der Nordwand der Großen Pyramide aufzustellen, und wir das zweifelhafte Vergnügen haben werden, darauf etwa in englischer, französischer und arabischer Sprache die Aufforderung zu lesen, unser Gesicht mit einer Seife zu waschen, deren Ruhm heute kaum geringer sei als der der Pyramiden selber!

Diese alten, die Zeit herausfordernden Monumente erregen die Teilnahme der Gelehrten und wecken die Neugierde der Laien, teils weil sie aus dem Abgrund der Jahrhunderte hervorragen, und teils weil ihre riesigen Ausmaße selbst eine Generation verblüffen, der großangelegte Bauten nicht fremd sind. Wenn wir den ersten Blick auf die Pyramide werfen, kommt es uns vor, als gerieten wir in eine fremdartige, urzeitliche Epoche, deren Alter in der Seltsamkeit dieser unvertrauten Formen den ihm gemäßen Ausdruck findet. Staunen erfaßt uns, wenn wir überlegen, wie die Hände primitiver Menschen diese ungeheuren künstlichen Berge auf einem Wüstenplateau zu errichten verstanden, im Wettstreit mit den Schöpfungen selbst der Natur.

Als die griechischen Eroberer zum erstenmal in Ägypten eindrangen und diese unglaublichen Bauwerke erblickten, erhoben sie atemlos ihre spitzen Lanzen zum Wüstenhimmel und starrten schweigend. Und als die griechischen Gelehrten in Alexanders Zeit die Liste der sieben Weltwunder aufstellten, erhielten die Pyramiden die erste Stelle. Heute sind sie allein von den sieben übrig geblieben.

Aber Alter und Größe, so eindrucksvoll sie sind, können nicht genügen für einen solchen Ehrenplatz. Es gibt sowohl gut bekannte als wenig bekannte Tatsachen über die erste und größte der Pyramiden, die uns nicht weniger erstaunen als die Griechen.

Als die Wissenschaftler und Experten, die Napoleon bei seiner Invasion nach Ägypten mitbrachte, beauftragt wurden, eine Ver-

messung der Gegend vorzunehmen, nahmen sie die Große Pyramide als Nullmeridian, von dem aus sie die Längengrade aufnehmen wollten. Nachdem sie Unterägypten kartographiert hatten, waren sie erstaunt über den scheinbaren Zufall, wonach dieser Meridian das Nildelta, aus dem fast ganz Unterägypten besteht, in zwei gleich große Teile zerlegte. Sie waren noch mehr überrascht, als sie fanden, daß zwei diagonale Linien, von der Pyramide im rechten Winkel zueinander gezogen, das ganze Deltaareal umschließen würden, und sie waren tief verwundert, als sie bei genauer Überlegung feststellten, daß die Lage der Großen Pyramide sich nicht nur als Nullmeridian für Ägypten eignete, sondern für den ganzen Erdball — *denn die Große Pyramide steht genau auf der Linie, welche die Welt in zwei Hälften teilt!*

Diese überraschende Tatsache ergibt sich aus ihrer Lage. Wenn man auf einer Weltkarte eine vertikale Linie über diesen Punkt ziehen würde, fände man, daß die Landfläche im Osten ebenso groß ist, wie die, die westlich der Linie liegt. Der Meridian der Großen Pyramide bildet auf diese Weise den natürlichen Nullpunkt für die Längmessung des ganzen Erdballs. Ihre Stellung auf der Landoberfläche unserer Erde ist demnach *einzigartig*. Und in vollkommener Entsprechung mit dieser Position stimmen ihre vier schrägen Seiten mit den vier Richtungen des Kompasses überein. Diese außerordentliche geographische Stellung eines von Menschenhand erbauten Monuments ist entweder ein bedeutungsloser Zufall, oder ein vorbedachtes Werk, und von einem Volk, das so klug und geistig so reif war, wie die frühen Ägypter, muß man wohl letzteres annehmen. Daß das größte Steingebäude der Welt genau auf der Mittellinie der Welt aufgerichtet wurde, nötigt sich unserer Vorstellungskraft mit zwingender Gewalt auf. Daß diese außergewöhnlichste aller auf unserem Erdball stehenden Bauten an dieser einen Stelle errichtet wurde, gibt in der Tat zu denken.

Die Führer und Handbücher teilen zungenfertig mit, daß die Große Pyramide von einem Pharaon der IV. Dynastie, Khufu, von den

Griechen später Cheops genannt, erbaut wurde, weil er ein erstklassiges und wirklich einzigartiges Grab, das eines Königs würdig sei, haben wollte, und daß nichts weiter dahinter ist. Und für eine bequeme, konventionelle Theorie ist die Erklärung, daß es sich nur um ein großartiges Grabmonument handle, zweifellos die beste. Sie wird unterstützt von allen bedeutenden Gelehrten der Ägyptologie, der Archäologie und der alten Geschichte; also beugen wir das Haupt vor den orthodoxen Autoritäten, und nehmen wir, was sie sagen, respektvoll hin.

Es gibt allerdings auch heterodoxe Theorien. Die Meinungen, die um dieses alte Bauwerk aufgebaut wurden — und es sind ihrer viele — reichen vom völlig Unwahrscheinlichen bis zum wissenschaftlich Möglichen, weil die Pyramiden groß und wichtig genug sind, um als erfolgreicher Jagdgrund für Sonderlinge zu dienen.

Der Cheffingenieur einer australischen Bahn sammelte unter Aufwand von Zeit und Mühe eine große Menge von Berechnungen und geometrischen Formeln, um zu beweisen, daß die Pyramiden erbaut wurden, um Landvermessungen vorzunehmen! In Paris geriet ich an eine hitzige Korrespondenz zwischen einem französischen Professor und zwei bekannten Ägyptologen, worin jener zu beweisen suchte, der eigentliche Zweck der Pyramiden sei der gewesen, symbolisch daran zu erinnern, daß der Nilstrom in einer fernen Epoche künstlich geschaffen worden sei! Einige erfinderische Historiker sehen die Pyramiden als riesige Kornspeicher an, in welchen Josef, der Sohn des Jakob, das Korn aufgespeichert hätte, um das Volk während magerer Hungerjahre zu ernähren. Hätten diese Historiker sich in das Innere der Pyramiden gewagt, dann hätten sie entdeckt, daß der für eine Aufspeicherung verfügbare leere Raum nicht mehr Korn fassen würde, als vielleicht dem Bedarf der Bevölkerung einer mittleren Straße entspricht.

Vor 50 Jahren präsentierte der Astronom Proctor eine interessante Schrift über seine Theorie, daß die Pyramiden zum Zweck astronomischer Beobachtungen erbaut worden seien, damit man über brauch-

bare Standorte zur Aufzeichnung der Stellung und des Laufs von Planeten und Sternen verfüge. Doch so teure Observatorien sind noch nie errichtet worden, werden nie errichtet werden!

Sinnreich und köstlich sind jene Argumente, die in dem Steinsarkophag in der Königskammer nicht weniger sehen wollen als ein Taufbecken, das bei Gebrauch mit Wasser gefüllt wurde. Eine andere Richtung aber erklärte, daß der Sarkophag mit Korn gefüllt wurde und nicht mit Wasser, weil sein Zweck war, als Standardgetreidemaß für die ganze Welt zu dienen!

Es ist ebensowenig glaubwürdig, daß große Schätze von Gold und Juwelen in ihren Schlupfwinkeln verborgen gewesen seien, denn die enormen Kosten ihrer Erbauung wären mindestens so groß gewesen, wie die Schätze, die sie beherbergen sollte.

Andere waren davon überzeugt, die Pyramiden seien ursprünglich gigantische Leuchttürme gewesen, die zur Sicherung der Nilschiffahrt errichtet worden seien! Während Herrn v. Persignys Theorie, sie seien als massive Wälle gedacht gewesen, um Häuser, Gräber und Tempel gegen Sandstürme zu schützen, dem modernen Ägypter nur ein Lächeln entlocken kann.

Aber es gibt eifrige Verfechter anderer Theorien, die annehmbar aussehen und die tatsächlich in gewissen Kreisen Englands und Amerikas vielfach geglaubt werden. Sie sind interessant, sogar verführerisch, und geschickt ausgearbeitet — aber inwieweit sind sie wahr?

Ihre Verfechter glauben den inneren Vermessungen nach an eine besondere Bedeutung der Großen Pyramide. Sie sehen in ihren Kammern, Gängen und Galerien eine symbolische Handschrift, und eine prophetische Erklärung, die sich auf unsere eigene Zeit beziehe, wobei sie den Anspruch erheben, ihrerseits den richtigen Schlüssel zur Entzifferung dieser Botschaft gefunden zu haben. Sie finden in der Länge, Höhe und Breite dieser Durchgänge, Kammern und Schwellen stumme Vorhersagen eines neuen furchtbaren Armageddon. Sie spielen mit einem unglaublichen Aufmarsch von Figuren und fügen die angelsächsische Rasse, die zerstreuten Stämme Israels, die Bücher

der Bibel und die frühen Ägypter zu einem seltsamen Gemisch zusammen.

»Wenn wir die Gänge und die Große Galerie im Innern nachmessen, finden wir, daß sie, in Zoll gerechnet, die genaue Zahl der Jahre ergeben, die uns in die Zeit führen, in der wir jetzt leben«, erklären sie; »die Länge der Großen Galerie beträgt 1883 Zoll; dazu rechne man 31 — die Jahre, welche die Pyramide als die von unseres Herrn versöhnendem Amt angibt — und man erhält 1914, das Jahr, in dem der große Krieg ausbrach.« Dies ein Beispiel ihrer Berechnungen.

Sie sind der vollen Überzeugung, daß die Pyramiden nicht für ihre Erbauer errichtet wurden, sondern selbstlos zum Besten künftiger Zeitalter, und daß sie ganz bestimmte Beziehungen zum sogenannten Tausendjährigen Reich hätten. Mit Vertrauen erwarten sie das Kommen des *Einen*, den die größte Offenbarung der Pyramide ankündigt, das Kommen des Messias.

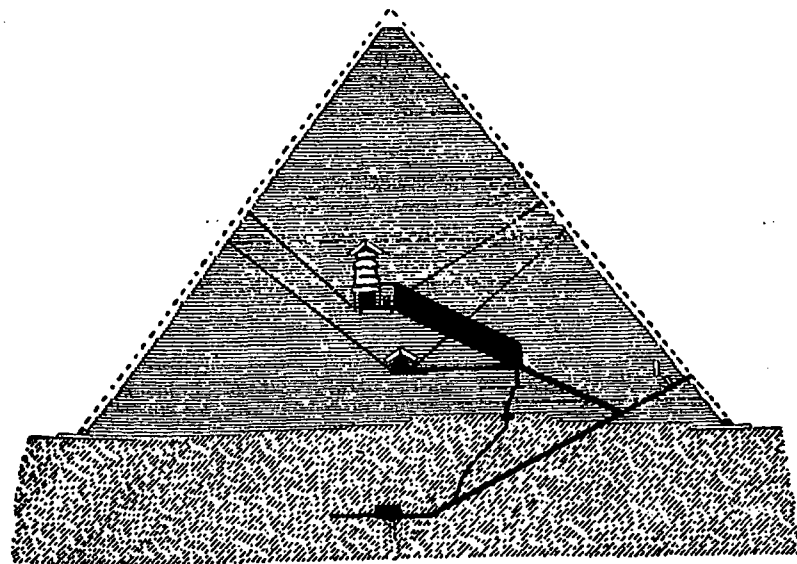
Ich wollte, ich könnte meinen Freunden, die diese Dinge glauben, Gefolgschaft leisten. Ich wollte auch, ich könnte mir das Herz durch ihre großen Hoffnungen erleichtern. Aber die Vernunft, an die ich mich zu halten habe, und der gesunde Menschenverstand, den ich mir als einen Schatz bewahren muß, erheben sich und verlegen den Weg.

Der Mann, dessen unermüdliche Anstrengungen und beharrliche Nachforschungen am meisten dazu beitrugen, diese Theorien zu schaffen, war der schottische Astronom Piazzi Smyth.

Smyth hatte einen merkwürdigen Charakter. Beinah ein inspiriertes Genie, bildete gleichwohl sein harter schottischer Dogmatismus das Hindernis zwischen Intuition und Intellekt.

Smyth zog aus, und verbrachte einen ganzen Winter bei den Pyramiden mit Messungen von Punkt zu Punkt, von Winkel zu Winkel, und prüfte jede Einzelheit der Struktur. Aber er brachte seine Theorien bereits fertig mit sich, und all diese Messungen hatten sich ihnen anzugleichen. Die Theorien waren, wie die Pyramiden, unveränderlich; aber die Messungen, im Gegensatz zu den Pyramiden,

konnten so vorgenommen werden, daß sie bewiesen, was er beweisen wollte. Smyth arbeitete zweifellos ganz ehrlich, aber halb blind infolge seiner Einseitigkeit. Ich weiß nur, daß der verstorbene Sir Ernest Wallis Budge, früher Konservator der Ägyptischen Altertümer im Britischen Museum, seine Formeln ablehnte. Ich weiß auch, daß Sir Flinders Petrie, der Doyen der Englischen Archäologen in Ägypten,



Querschnitt durch das Innere der Großen Pyramide

nach einem Winter sorgfältiger Vermessungsarbeit in der Pyramide, — 71 Zoll Differenz zwischen seiner Formel und der des Piazzi Smyth an der wichtigsten Vermessungsstelle des Bauwerks fand. Ich kenne endlich einen anderen Mann, einen geübten Ingenieur, der letzthin alle äußeren und inneren Berechnungen über die Große Pyramide nachprüfte, so wie sie nicht nur von Piazzi Smyth angegeben worden waren, sondern auch durch seine wichtigsten modernen Nachfolger, und verschiedene der Berechnungen dieser Herren unzuverlässig fand.

Petrie erzählt eine amüsante Geschichte, wie er einen enttäuschten

Anhänger Smyths dabei ertappte, wie er den Granitknauf im Vorraum zur Grabkammer des Königs so zuzufeilen suchte, wie es für die Theorie nötig war!

Aber die Unsicherheit ihrer Formeln ist nicht der einzige Grund, aus dem man sich hüten muß, den Weg mitzugehen, auf dem diese begeisterten Leute uns führen möchten. Vor vielen Jahren pflegten sie 2170 v. Chr. als Entstehungsdatum der Pyramide anzugeben, weil in diesem Jahr ein gewisser Polarstern sich auf einer Geraden mit der Achse des Eingangs befand, und sie dachten, daß dieser lange dunkle Gang an einer Stelle angelegt worden war, wo er das Licht dieses Sterns auffangen konnte. Aber wegen der großen Bewegung des Firmaments, die man Präzession der Äquinoktien nennt, wechseln die Sterne ihre Stellung im Verhältnis zu unserem Erdkörper und erreichen die gleiche Stellung am Himmel nicht wieder, ehe 25 827 Jahre vorüber sind. Man könnte daher mit der gleichen Logik behaupten, die Große Pyramide sei 25 827 Jahre vor 2170 v. Chr. erbaut worden, als der Polarstern ebenfalls gerade die Mitte des Eingangs beschien.

Tatsächlich wurde der Eingang an eine Stelle gesetzt, der mehrere Jahrhunderte hindurch jeder Stern gegenüber stand, der vor den Pol zu stehen kam. Daher ist das Argument, er sei dem Alpha des Drachen gegenüber gestellt worden, von geringer Bedeutung, da genug andere Sterne ihn beschienen haben.

Die größere Zahl war für sie unannehmbar, weil sie implizierte, daß das Menschengeschlecht erheblich älter sei als die 5—6000 Jahre, welche, wie unsere Theoretiker glaubten, die Bibel dem Menschen zugemessen hätte; so hielten sie sich an die kleinere. Jeder Ägyptologe hat mit Recht das nähere Datum verworfen, da sie aus entdeckten geschichtlichen Inschriften und Urkunden genau wußten, daß die Pyramide unmöglich so spät hatte erbaut werden können.

Die Bibel ist eine Sammlung von Büchern, die sehr viel komplizierter und tiefgründiger ist, als es zunächst aussieht. Die ersten fünf Bücher — und besonders das Buch der Genesis — können ohne

Schlüssel nicht korrekt gelesen werden; dieser Schlüssel aber ist unglücklicherweise schon vor Jahrhunderten verlorengegangen.

Die Menschen lesen die biblischen Urkunden falsch und vergewaltigen ihren Sinn, weil sie glauben, das schlucken zu müssen, was diese Urkunden sie überhaupt niemals lehren wollten. So gelangten wir zu der prächtigen Lage des letzten Jahrhunderts, als die Geologen entdeckt hatten, daß die fossilen Tiere der Erde klar bewiesen, wie unmöglich es sei, daß die Welt erst 5—6000 Jahre bestünde, während ebenso bedeutende Theologen ernsthaft behaupteten, Gott habe jene Fossilien absichtlich eingegraben, um die Gläubigen zu prüfen!

Hätten unsere Pyramiden-Theoretiker nicht auch ihre Bibel falsch gelesen, würden sie vielleicht doch den älteren Daten zugestimmt haben und vielleicht der Wahrheit ein gutes Stück näher gekommen sein, denn der massive Steinkörper der Pyramide war durchaus imstande, dem Ansturm von 30 000 Jahren zu widerstehen. Ihre Stärke und Festigkeit ist derartig, daß sie noch stehen wird, wenn jedes andere Bauwerk der Erde zerfallen ist.

Vielleicht kommt es von der prophetischen Tätigkeit dieser Schule, daß sie so großen Anhang gefunden hat. Die Aussagen der jüdischen Propheten wurden seltsam vermischt mit den Größenverhältnissen der Großen Pyramide, um den Ausbruch von Kriegen vorauszusagen, den Sturz von Regierungen, den Neuaufbau der Christlichen Kirche und die Wiederkehr Christi, die wirtschaftlichen Nöte der Welt und die heilige Mission der englisch sprechenden Völker, die Sündfluten, die Vulkanausbrüche zu Land und zu Wasser, und so weiter.

Man erinnere sich daran, daß Piazzi Smyth selbst 1881 als erstes Jahr des Tausendjährigen Reichs angab. Man erinnere sich weiter daran, daß der Mai 1928 lange vorher von dieser Schule als der schicksalsreichste Monat der Weltgeschichte angegeben wurde; aber er ging ereignislos vorüber, und wir haben ihn überlebt. Daraufhin wurde der schicksalhafte Monat auf den September 1936 verlegt, der wiederum, wie uns gesagt wurde, von den wunderbaren Maßen der Pyramide bestimmt war.

Die Zumutung, daß dieser massive Bau mit noch nie dagewesenen Kosten und Arbeitsleistungen nicht zugunsten der lebenden Bevölkerung des Landes errichtet worden sei, nicht einmal für die ägyptische Nachkommenschaft, sondern zum Wohl von Völkern, die etwa 5000 Jahre später kamen und in anderen Kontinenten wohnen, ist für einen Rationalisten nicht leicht zu akzeptieren.

Selbst wenn es feststeht, daß diese Theoretiker einen Teil der mathematischen Proportionen und inneren Gestalt der Großen Pyramide korrekt aufzeichneten, haben sie sich in einer Tangente verlaufen und in einen Strudel von Prophezeiungen gestürzt, die keinen sichtbaren Zusammenhang mit jenen Tatsachen mehr haben. Die Essenz ihrer Theorie ist, daß Gott die alten Ägypter dazu überredete, für unsere Epoche eine steinerne Botschaft zu schreiben, aber er hätte ebensogut diese Botschaft heute und direkt übermitteln können, einfacher und eindringlicher, durch einen menschlichen Propheten, anstatt Gefahr zu laufen, daß diese in Grüften verborgene Botschaft entweder ungelesen bliebe, wie in all den vergangenen Jahrhunderten, oder mißverstanden würde, wie es heute so leicht möglich ist.

Doch wenn man auch nicht in der Lage ist, diese eigentümlichen Theorien anzuerkennen, kann man immerhin die reinen Motive ihrer Verfechter achten, denen man sogar dafür dankbar sein muß, daß sie soviel Interesse an der geistigen Bedeutung dieses einzigartigen Bauwerks wachgerufen haben.

Der eigentliche Zweck der Pyramide und die symbolische Bedeutung des Sphinx sind zwei der faszinierendsten und interessantesten Rätsel, die Ägypten seinen Bewohnern und seinen Gästen aufgibt, aber auch die beiden, die am schwersten zu lösen sind.

Wurde denn dieser ägyptische Wolkenkratzer wirklich nur dazu errichtet, eines Pharaos mumifizierte Leiche zu umschließen, wie unsere Reisebücher uns belehren, und die schwarzgekleideten arabischen Dragomans ihrer Touristenkundschaft sagen?

Wurde so eine ungeheure Masse von Kalkstein aus den Brüchen des nahen Tourak und aus den Granitsteinbrüchen des fernen Syene herbeigeschafft, nur um einen einzigen leinenumwickelten Körper zu bergen? Wurden über achtzig Millionen Kubikfuß Gestein mühsam befördert und verarbeitet unter der brennenden afrikanischen Sonne, um die Laune eines einzelnen Königs zu befriedigen? Wurden zwei Millionen dreihunderttausend Blöcke, jeder ungefähr im Gewicht von zweieinhalb Tonnen, sorgfältig zusammenzementiert, um *das* zu bedecken, was einige wenige Blöcke hätten bedecken können? Und endlich, hatte Josephus, der hebräische Geschichtsschreiber, recht, wenn er die Pyramiden »riesige, zwecklose Monumente« nannte?

Nach dem, was wir von der Macht der Pharaonen und von dem Glauben der Ägypter in bezug auf die Dinge nach dem Tod wissen, ist so etwas durchaus möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich.

Kein Sarg, kein Körper, keine Totengaben wurden jemals innerhalb der Großen Pyramide gefunden, soweit sorgfältige Historiker Bescheid wissen, obwohl es eine Überlieferung gibt, der zufolge einer der Kalifen einen verzierten hölzernen Mumien schrein außerhalb eines Palasttors stehen hatte, der aus der Pyramide stammte. Keine langen Hieroglyphen-Inschriften, keine gemeißelten Basreliefs oder gemalten Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen erscheinen auf den inneren Wänden der Pyramide, wie sie auf den Wänden jeder anderen frühen Gruft in Ägypten üblich waren. Die innere Struktur ist leer, ohne die Verschönerungen, welche die Pharaonen verschwenderisch auf ihren Gräbern anzubringen liebten, frei von jeder Verzierung, die man vernünftigerweise erwarten könnte, wenn dies eine der wichtigsten Grabstätten der alten Ägypter wäre.

Vielleicht ist die Tatsache entscheidend für die Vermutung, daß hier das Grab eines heidnischen Monarchen liege, daß sich in der Königskammer auf dem Fußboden ein leerer deckelloser Kasten aus rotem Granit befindet. Das war zweifellos der Sarkophag des Königs, sagt unser Ägyptologe und betrachtet die Frage als erledigt.

Warum aber befinden sich auf den Seitenflächen dieses Sarkophags nicht die herkömmlichen Texte und religiösen Darstellungen?

Warum tragen sie nicht ein einziges Wort oder eine hieroglyphische Inschrift irgendwelcher Art? Alle andern Sarkophage sind durch Inschriften oder bildliche Darstellungen als solche bezeichnet; warum dieser eine nicht, wenn er für einen von Ägyptens berühmtesten Königen bestimmt war?

Warum wurden Luftkanäle, mehr als zweihundert Fuß lang, gebaut, welche die Gruft, die diesen vermeintlichen Sarkophag enthielt, mit der Außenluft verbanden? Mumien brauchen keine frische Luft, während die Handwerker die Kammer nicht wieder zu betreten brauchten, nachdem sie einmal fertig eingewölbt war. Ich habe nirgends in Ägypten andere Kammern gesehen, die als Grabgewölbe für königliche Tote bestimmt waren und Luftkanäle besessen hätten.

Warum wurde dieser angebliche Sarg in einen Raum gestellt, der hundertundfünfzig Fuß über der Erdoberfläche liegt, wenn es sonst ägyptische Gewohnheit war, Grabgewölbe in den Felsen unterhalb der Erde zu brechen? Tatsächlich ist und war es ein weltweiter Brauch, die Toten entweder unter oder auf die Erde zu betten. »Vom Staube kommst Du und zum Staube kehrst Du zurück«, war von jeher die Botschaft der Natur an den Menschen. Warum sollte diese hohe Halle, die Große Galerie, gebaut worden sein, um den Zugang zur Königskammer zu bilden, und zwar über 30 Fuß hoch gebaut, wenn eine Fortsetzung des Anstiegsweges, der nur vier Fuß hoch ist, zu dem Zweck ebenso genügt haben würde, und wesentlich weniger Arbeit benötigt hätte, da sie weit weniger schwierig zu bauen gewesen wäre, als die Große Galerie selbst? Warum wurde eine zweite Kammer, die sogenannte Kammer der Königin, neben die erste gebaut? Pharaonen wurden niemals neben ihren Königinnen beigesetzt, und eine einzelne Mumie braucht nicht zwei Grabgewölbe. Hätte die Kammer der Königin die herkömmlichen Wandbemalungen und Inschriften ägyptischer Gräber aufgewiesen, wäre ihr Dasein als eine Art Vorraum gerechtfertigt, aber sie ist ebenso kahl und schmucklos wie

die Königskammer. Und warum war jene ebenso mit Luftschächten versehen, obwohl deren Öffnungen bei ihrer Entdeckung verschlossen waren? Warum hatten sich die Erbauer die Mühe gemacht, diese beiden sogenannten Gräber mit Luft zu versehen? Es ist der Mühe wert, sich das einzuprägen: »Tote atmen nicht.«

Nein! Wenn man über die wahre Ursache all dieser enormen Verschwendung an Zeit, Arbeit, Material und Geld nachdenkt, und es ablehnt, an die Voraussage- oder die Gräbertheorie zu glauben, muß man nach einer anderen Erklärung suchen.

Ich grübelte oft und lange über den geheimnisvollen Zweck der Pyramiden und verbrachte manche Stunde damit, über die felsigen Trümmer zu klettern, die sie umgeben, oder die dämmerigen Gänge und düsteren Kammern in ihrem Innern zu durchstreifen.

Ich saß oft auf den weißen Kalksteinblöcken an der Basis der Großen Pyramide in der glühenden Hitze der Nachmittagssonne oder auf dem weichen Sand an der Ostseite und dachte über das Problem nach. Ich erkletterte Gang um Gang des Mauerwerks, sorgfältig nach Hinweisen suchend, prüfte Spalten und studierte die Gesamtlage der drei Bauten.

Ich störte große Eidechsen und dicke Schaben in den dunklen, selten besuchten Tunnels der Zweiten und Dritten Pyramide auf. Kurzum: ich arbeitete so eifrig an meinen Forschungen, daß ich mit diesen alten Bauwerken, diesen steinernen Denkmälern von Ägyptens ältester Rasse, so vertraut wurde, wie mit den Zimmern meiner modernen Wohnung in Kairo.

Und je mehr ich ihre Einzelheiten kennen lernte, desto mehr war ich gezwungen, sie zu bewundern. Denn je besser ich ihre eigentümliche Anlage verstehen lernte, desto mehr erfaßte ich ihre technische Vollkommenheit.

Die technische Geschicklichkeit, die im Ausbrechen, Transportieren und Aufrichten der riesigen Steinblöcke dieses dreieckigen Vermächnisses fernster Zeitalter lag, zu einer Zeit, da weder Dampf noch Elektrizität verfügbar waren, konnte man nur bewundern.

Kein Dampfkran konnte auf Stahlschienen laufen, um diese mächtigen Blöcke emporzuheben, denn Dampf und Stahl waren jenen Zeiten gleich unbekannt.

Sicherlich, wenn irgend ein Pharao gewünscht hätte, der Nachwelt ein ewiges Grabmal zu hinterlassen, hätte er wohl keine dauerhaftere architektonische Form finden können, als die Pyramide. Die riesige Basis, die schrägen Seiten und die schmale Spitze hätten sein Grab gegen Wind, Sand und Zeit besser geschützt, als jede andere Form, während die solide Masse des Innern den größtmöglichen Widerstand gegen zerstörende Menschenhände bot.

Obwohl die eindrucksvollen Newyorker Wolkenkratztürme heute die Pyramide überflügelt haben, bleibt die Tatsache bestehen, daß durch die ganze Weltgeschichte und bis vor kurzem noch die Pyramide der höchste von Menschenhand errichtete Bau war, alle anderen zwerghaft erscheinen lassend, ein Wunder für die Alten, ein Rätsel für die Modernen.

Ich fand bald heraus, wie alle anderen Forscher vor mir, daß die innere Konstruktion der Großen Pyramide viel komplizierter war, als die der beiden anderen, und ebenso sehr viel interessanter, wie auch ihre enormen Ausmaße ihre größere Wichtigkeit andeuteten. Es dauerte daher nicht lange, bis ich alle weiteren Studien auf diese eine konzentrierte, die meiner Ansicht nach das eigentliche Geheimnis der Pyramiden enthalten mußte.

Ich lernte die Große Pyramide unter jeder der wunderbar wechselnden Beleuchtungen Ägyptens kennen. In der Morgendämmerung berührten sie die ersten Sonnenstrahlen silbergrau, die untergehende Sonne ließ sie blaßlila erscheinen. Unter dem geheimnisvollen Licht des vollen Mondes aber schien jeder Stein von der Basis bis zur Spitze in einen blauen, silbrig getönten Schimmer getaucht.

Indessen, die Pyramide, die wir heute sehen, ist nicht die Pyramide, welche die Alten sahen. Die ihre war bedeckt mit einem feinen, weißen, glattpolierten Kalksteinüberzug auf jeder der vier Seiten, der die Sonne scharf reflektierte, und der wirklich ihren alten ägyptischen Namen »das Licht« berechtigt erscheinen ließ. Die Lager und Seiten der Blöcke waren zu einer vollkommenen Fläche zusammengefügt und mosaikartig so ineinandergepaßt, daß die zementierten Fugen kaum sichtbar waren. Das steinerne Dreieck stand so unerwartet verblüffend auf dem gelben Teppich des Sandes, strahlte Licht aus wie ein riesiger Spiegel und war daher, in der starken orientalischen Sonne, auf weite Strecken hin sichtbar. Und selbst Ende des zwölften Jahrhunderts waren diese weißen Steine noch immer sichtbar und trugen auf ihrer Oberfläche Hieroglyphen, die aus der Feder des Abdul Latif die folgende hübsche Beschreibung erhielten:

»Die Steine waren mit alten Buchstaben beschrieben, die heute unleserlich sind. Ich bin nie jemand in Ägypten begegnet, der sie verstanden hätte. Die Inschriften sind so zahlreich, daß Abschriften allein von denen, die man auf der Oberfläche der beiden Pyramiden sehen kann, über sechstausend Seiten umfassen würden!«

Heute sind in die einst glatten Seiten Stufen gehauen, während nicht eine einzige Inschrift zu entdecken ist, und von all den Tausenden von Verkleidungssteinen blieben nur einige wenige kahle Blöcke an der Basis übrig. Diese Spuren deuten darauf hin, daß das Deckmaterial den Mokattam-Hügeln entnommen wurde, die südlich von Kairo liegen. Zwei Jahre nach Abdul Latifs Besuch erbebt Ägypten unter heftigen Stößen, und ein starkes Erdbeben legte ganz Kairo in Ruinen. Daraufhin gingen die Araber zu den Pyramiden und holten sich Baumaterial, um ihre zerstörte Stadt neu zu errichten, so wie die Türken und Griechen einst das edle Parthenon in einen Steinbruch verwandelt und die meisten Steine weggefahren hatten, um ihre Häuser zu bauen. Gierig rissen sie die polierten, abgeschrägten weißen Blöcke herunter, und brachten sie nach Kairo. Wie viele alte Häuser, Moscheen und Forts der ägyptischen Hauptstadt mögen innerhalb ihrer

dicken Mauern heute die Hieroglyphen-Inschriften verbergen, die einst die vier Seiten der Großen Pyramide bedeckten? Teile der zierlichen Moschee des Sultans Hassan, die als die schönste von Kairos dreihundert Moscheen gilt, wurden aus diesen Decksteinen erbaut.

Das Bauwerk enthält genug Steine, um eine ganze große Stadt davon zu erbauen — so ungeheuer ist die Menge an Material, die es umfaßt. Aber man fand, daß der Aufwand an Kosten, Arbeit und Zeit, um auch nur einen einzigen dieser enormen Blöcke loszulösen, außer jedem Verhältnis zu dessen Wert stand und darüber hinaus das Unterfangen so schwierig war, daß man den Gedanken als hoffnungslos aufgab. Nichtsdestoweniger lernten sie dies erst, nachdem sie das oberste Mauerwerk entfernt und so die Pyramide ihrer Spitze beraubt hatten.

Auch ist der Eingang, den die Besucher heute benützen, nicht der, welcher von den alten Ägyptern selbst benützt wurde. Der letztere blieb ein Geheimnis, das von der Pyramide selbst gehütet und bewacht blieb während mehrerer Jahrhunderte, bis die Wiederentdeckung durch einen entschlossenen arabischen König gelang. Er verbrauchte ein Vermögen und verwendete eine Armee von Arbeitern, um dieses Geheimnis der versiegelten Türe den widerwilligen Kräften zu entreißen. Die innersten Gänge und Kammern der Großen Pyramide hatten den griechischen und römischen Herrschern gleichermaßen widerstanden, ebenso wie sie den uneingeweihten Ägyptern widerstanden hatten, und mit dem Verschwinden der Römer wurde der Eingang unbekannt, obwohl die Legende von seinem Vorhandensein sich erhielt.

Von der Zeit an, da er verschlossen und versiegelt blieb, gingen Jahrhunderte friedvoll über das unberührte Innere dahin, bis schließlich Menschen einbrachen, die nach fabelhaften Schätzen suchten; so ward der lange Schlaf gestört. Erst im Jahr 820 unserer Zeitrechnung wurde dieser Eingang entdeckt, als Kalif Al Mamun seine besten Ingenieure, Architekten, Baumeister und Arbeiter auf dem kleinen Plateau von Giseh versammelte, und ihnen befahl, die Pyramide zu

Der Sphinx



Der Nil

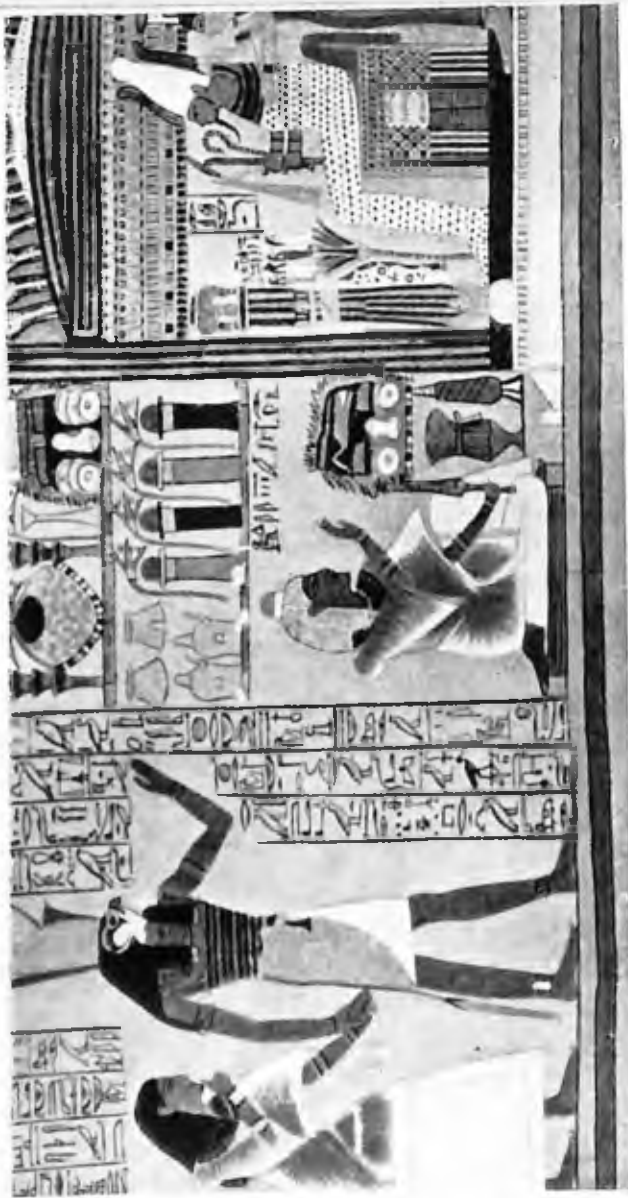


öffnen. »O, König, das kann unmöglich geschehen«, sagten die leitenden Männer. »Ich will, daß es geschehe«, antwortete er.

Sie mußten ohne Karte oder Plan arbeiten, aber eine alte Tradition, daß der Eingang auf der Nordseite liege, leitete sie. Natürlich suchten sie einen Punkt in der Mitte dieser Seite für ihren großen Versuch. Ständig angetrieben durch die wachsame Gegenwart des Kalifen selbst, der prüfen wollte, ob tatsächlich, wie alte Legenden behaupteten, große Schätze im Inneren der Pyramide durch vergessene alte Pharaonen dort angehäuft worden waren. Übrigens war er der Sohn des Kalifen Harun al Raschid, der berühmten Gestalt aus »Tausend und eine Nacht«.

Dieser Kalif Al Mamun war kein gewöhnlicher Kalif. Er hatte seinen Gelehrten befohlen, die Schriften der griechischen Weisen ins Arabische zu übertragen. Er erinnerte seine Untertanen ständig an die Tugend des Lernens, und er selbst liebte es, mit den gelehrtesten Männern seines Landes zu diskutieren. Seine königliche Residenz war Bagdad, und aus dieser berühmten Stadt kam er nach Ägypten. Nicht lange nach seinem Versuch, die Pyramide zu öffnen, kehrte er nach Bagdad zurück und starb dort.

Aber die Erbauer der Pyramide, die voraussahen, daß menschliche Habgier eines Tages ihrem Bau Gewalt antun würde, hatten den Eingang mehrere Fuß seitlich des Zentrums angelegt, und bedeutend höher, als man vernünftigerweise eine Eingangspforte vermuten konnte. Das Resultat war, daß Al Mamuns Leute mehrere Monate daran arbeiteten, ins Innere der Pyramide zu dringen, ohne ein Anzeichen eines Eingangs oder Innenraums zu finden, nichts als massives Mauerwerk zeigte sich. Und wären sie von Hammer und Meißel allein abhängig gewesen, würde das Unternehmen so lange gedauert haben, wie die Regierungszeit ihres Königs, und länger. Aber sie waren schlau genug, kleine Feuer unter den Steinen zu entzünden, und dann, wenn sie rotglühend geworden waren, sie mit kaltem Essig zu begießen, bis sie zersprangen. Heute noch kann man die geschwärzten, angekohlten Oberflächen von Blöcken sehen, die den Meißeln entgingen, welche



Der Eingeweihte wird vor Osiris geführt
Ani-Papyrus

Römischer Altar
vor dem Sphinx



sie vor mehr als tausend Jahren bearbeiteten. Zwei Grobschmiede arbeiteten den ganzen Tag, um die Meißel zu schärfen, die so schnell von dem massiven Stein abgestumpft wurden, um die Anstrengungen der müden Männer, ins Innere zu gelangen, zu unterstützen.

Trotz allem blieb der eigentliche Eingang, blieben die Korridore und Innenräume unentdeckt. Das Graben in einem engen Gang quälte die Männer mit Durst und Hitze, die Schwierigkeit, das härteste Mauerwerk der Welt mit dem primitiven Handwerkszeug, das ihnen zur Verfügung stand, zu durchbrechen, ermüdete sie über die Maßen, während der gänzliche Mißerfolg, der ihre einzige Belohnung blieb, sie bis zur Verzweiflung entmutigte. Sie hatten einen über hundert Fuß langen Gang gegraben, und waren schließlich nahe daran, ihre Werkzeuge in offenem Widerstand niederzulegen und sich zu weigern, diese zwecklose Arbeit fortzusetzen, als sie plötzlich hörten, wie ein schwerer Stein herabfiel — er fiel im Inneren, nahe der tiefsten Stelle, bis zu der sie vorgedrungen waren.

Das Schicksal hatte die Hand im Spiel. Darauf arbeiteten sie mit Fleiß und Eifer, und brachen bald in den eigentlichen Eingang durch. Die Große Pyramide war wieder geöffnet.

Es war dann nicht schwer, den Gang heraufzusteigen und die verborgene Türe zu finden, eine Türe, die so sorgfältig versteckt war, daß sie niemals von außen zu finden gewesen wäre. Nach so vielen Jahrhunderten war die Türe natürlich nicht mehr brauchbar und gänzlich verspermt. Sie ist heute verschwunden, verloren in der großen Plünderung, die nach dem Erdbeben von Kairo stattfand.

Die Türe war genau so, wie die alten Ägypter sie für das geheimnisvolle Bauwerk, das sie errichtet hatten, benötigten. Sie war ein drehbarer Steinblock, der sich von selbst an seinen Platz zurückbegab und äußerlich vollkommen den umgebenden Bausteinen angeglichen war. Er fügte sich eng in die Öffnung, selbst ein massiver Baustein. Wenn nun die Türe geschlossen war, konnte man sie in nichts von der äußeren Oberfläche unterscheiden. Wenn sie geöffnet wurde, drehte sie sich um ihre eigene Breitenachse, eine Höhlung freiliegend. Sie ruhte,

genau ausbalanciert, auf einer Angel, während Gegengewichte eingefügt waren, um das ungeheure Gewicht auszugleichen. Sie konnte nur geöffnet werden durch einen starken Stoß an der einen Seite, dem ein kräftiger Zug an der anderen Seite folgen mußte — stark genug, um sie erst nach auswärts und dann aufwärts zu heben. Das gestattete dem Besucher, auf allen Vieren kriechend hinein und in den dahinter liegenden Gang zu gelangen. Der drehende Stein schwang sich dann in seine Angel zurück und verbarg den Eingang wieder vollständig.

Das aber war nicht alles, denn eine schwere, verschlossene Holztüre versperrte die Fortsetzung des Weges. Und nach diesem Hindernis mußten zehn weitere Türen passiert werden, bevor man des Königs Kammer erreichen konnte. Die meisten von ihnen waren aus Holz, während noch eine aus einem beweglichen Stein bestand. Sie sind aber inzwischen alle völlig verschwunden.

Als sie sich innerhalb des ursprünglichen Eingangs befanden, sahen Kalif Al Mamuns Leute, daß ihre Arbeit keineswegs beendet war. Sie entdeckten, daß der Gang durch einen riesigen Granitblock verspermt wurde. Es schien nicht wahrscheinlich, daß Öffnung und Gang nur zu dem Zweck konstruiert worden sein sollten, in einer Sackgasse zu enden; deshalb versuchten sie, sich einen Weg durch dieses furchtbare Granithindernis zu brechen, aber es mißlang. Die Werkzeuge, die zu ihrer Verfügung standen, konnten in diesen Stein nicht eindringen. Die Pyramiden-Erbauer mußten ganz Ägypten nach dem härtesten Stein abgesucht haben, bevor sie diesen wählten. Zum Glück für die Anstrengungen der Eindringlinge war das Material seitwärts von dem dunklen Granitblock weißer Kalkstein, ein viel weicherer Stein, und deshalb leichter zu bearbeiten. So wandten sie sich diesem zu und höhlichten einen Tunnel aus, der parallel zum Granitblock verlief. Einige wenige Fuß Arbeit brachten sie an das Ende des Blocks und in einen weiteren Gang. Es war nun klar, daß der Eingang zu diesem irgendwann absichtlich durch den riesigen Granitblock verschlossen worden war, der, von konischer Form und viele Tonnen schwer, genau in den Gang verpaßt war.

Dieser weitere Gang lief nun in einem Winkel aufwärts, der genau dem entsprach, in welchem der erste Gang abwärts führte, d. i. etwa 26 Grad. Al Mamuns Offiziere und Leute krochen diesen steilen Gang hinauf, der weniger als vier Fuß hoch und etwas über drei Fuß breit war. Das Licht ihrer Fackeln zeigte nichts als nackte Wände, bis sie zu einem Punkt kamen, wo er wagrecht weiter lief. Dieser Punkt war eine Verbindungsstelle, wo die Passage mit einer siebenmal höheren aufwärtsführenden Halle zusammenstieß, und mit einem abwärtsführenden, engen Schacht, der sich in die Tiefen der Pyramide verlor. Indem die Eindringlinge mit gebeugten Köpfen auf dem ebenen Weg weitergingen, gelangten sie schließlich zu einem großen Raum, der zu ihrer Enttäuschung völlig leer war. Die Wände waren nackt, ohne Inschriften, und nur eine tiefe Nische an der Ostseite schien etwas von den Schätzen zu versprechen, die ihre Arbeit entlohnen sollten. Um hineinzugelangen, mußten sie eine Plattform ersteigen, und dann durch eine roh gehauene Passage kriechen, die so niedrig war, daß sie wie Schlangen sich vorwärtsbewegen mußten. Aber der Durchgang endete plötzlich in dem massiven Kern des Mauerwerks der Pyramide, und obwohl sie in späterer Zeit diese Sackgasse wesentlich erweiterten, blieben die einzigen Schätze, die sie entdeckten, Blöcke von Kalkstein. Indem sie zu der Verbindungsstelle zurückkehrten, begannen sie die lange, hohe Halle zu durchsuchen, die in späteren Zeiten den Namen »Große Galerie« erhielt. Sie hatte ein besonderes schräges Dach, das aus sieben überhängenden Teilen bestand. Der Boden führte aufwärts, in genau dem gleichen Winkel, wie der Gang, der zur Galerie führte. Die Männer begannen diesen weichen glitschigen Weg zu erklettern, sie bewegten sich zwischen polierten Granitwänden, die einhundert und fünfzig Fuß ununterbrochen anstiegen, und deren beide Seiten mit langen gemauerten Steinbänken eingefast waren. Am Ende der Galerie hemmte eine hohe Stufe plötzlich ihren Weg. Sie erkletterten dieselbe, und gingen durch einen ebenen Flur in eine niedrige enge Passage, die sie in eine Vorkammer brachte. Noch einige Schritte, ein Sichbücken unter einem schweren Fallgitter, und sie betraten eine

große Kammer, die ins innerste Herz der Pyramide eingebaut war, gleich weit entfernt von allen Seiten. Das war der Raum, der später »Königskammer« genannt wurde, während sie den zuerst entdeckten Raum »die Kammer der Königin« nannten. Aber diese Namen wurden von den alten Ägyptern niemals gebraucht.

Des Königs Kammer war mit viereckigen dunklen Granitblöcken von enormer Größe ausgelegt. Die Decke bestand aus neun riesigen Balken vom gleichen Material, von denen man heute weiß, daß sie die größten Steine der ganzen Pyramide sind. Ein einziger davon wiegt siebzig Tonnen. Wie die Erbauer sie jemals an ihren Platz brachten, zweihundert Fuß über der Erdoberfläche, ohne unsere modernen Dampf- oder elektrischen Hebewerkzeuge zu besitzen, ist ein Problem, über welches sich unsere Architekten die Köpfe zerbrechen, ohne es lösen zu können.

Der Kalif Al Mamun und seine Leute waren wiederum tief enttäuscht. Denn, abgesehen von einer offenen Steintruhe, war die Kammer völlig leer. Die Truhe enthielt nichts als Staub.

Es schien ihnen unglaublich, daß die alten Ägypter eine so riesige Gruft wie diese Pyramide ohne jeden Zweck erbaut haben sollten. So rissen sie fieberhaft Teile des Steinflurs auf, gruben in einer Ecke der Kammer nach, und hackten umsonst an den massiven Wänden, in ihrer leidenschaftlichen Gier nach verborgenen Schätzen. Aber der Kampf gegen die Schlaueit jener weisen frühen Erbauer war umsonst, und sie zogen sich betrübt, mutlos und geschlagen zurück.

Noch zwei Orte waren für ihre Untersuchungen geblieben: die unterirdische Fortsetzung des alten Eingangsweges und der tiefe, enge Schacht. Erstere führte sie in einen schmalen Tunnel, in dem sie rasch hinuntersteigen mußten und wo ihre Füße leicht ausgleiten konnten, denn er war in den festen Fels nicht weniger als 350 Fuß tief gebrochen. Er endete in einer roh ausgehauenen Kammer, deren Dach so niedrig war, daß man es mit den Händen erreichen konnte, und dessen unvollendeter felsiger Fußboden so holprig war, daß man darauf auf und ab klettern mußte. Sie nannten sie »Die Höhle«. Sie enthielt

nichts als Staub und Trümmer. An der entgegengesetzten Seite war noch ein schmaler Gang in den Fels gebrochen worden; hinein kam man nur, wenn man schlangengleich auf dem Boden kroch, das Gesicht ein paar Zoll über dem Fußboden. Auch dieser unterirdische Tunnel gab nichts preis, denn er endete plötzlich in einer massiven Steinwand. blieb der Schacht übrig. Er verlief nahezu senkrecht und konnte nur auf die Weise untersucht werden, daß man je einen Mann an Stricken in die dunkle Tiefe hinabließ. Nach sechzig Fuß Abstieg fand sich eine kleine Kammer, nur eine roh ausgehauene Erweiterung des Schachtes. Dieser führte von dem Boden der Kammer weiter, anscheinend endlos abwärts. Er sah aus wie ein tiefer Brunnen, und das schien er auch wirklich zu sein. Die Erforschung wurde nie vollendet.

Jedenfalls, die Riesenschätze, die ihrer Einbildung zufolge die Pyramide umschloß, existierten nicht. So endete Kalif Al Mamuns großes Abenteuer der Wiedereröffnung der Großen Pyramide. Die gelehrten arabischen Geschichtsschreiber von heute erzählen manche Variante dieser letzten Geschichte, dies aber sind die wirklich authentischen Tatsachen.

Jahrhunderte gingen dahin über das verstümmelte Haupt der Pyramide, nachdem Harum al Raschids Sohn eine Öffnung ihrer Nordseite erzwungen hatte. Die Legende wob bald abergläubischen Schrecken um sie und umgab sie mit gespenstischen Greueln, so daß die Araber ihr Inneres scheuten wie den Aussatz. Nur wenige abenteuerlustige Seelen versuchten jemals wieder in ihr Herz und ihre Tiefen einzudringen. Die meiste Zeit lagen die dunklen Gänge und leeren Kammern ungestört in majestätischer Einsamkeit. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als törichte, nüchterne, von Aberglauben freie Europäer den umgebenden Sand betraten, hörte man auch in dem alten Bau wieder den Schall von Hammer und Meißel der Ausgrabenden. Der unternehmungslustige Konsul seiner Britischen Majestät in Algier, Nathaniel Davison, nahm um 1760

einen langen Urlaub und reiste nach Ägypten, wo er nachdenklich die Große Pyramide betrachtete. Er wußte, daß die alten Ägypter gewöhnlich eine gewisse Menge Juwelen mit ihren berühmten Toten begruben. Er wußte auch, daß jedermann behauptete, die Pyramiden wären nichts als gigantische Gräber.

Und er hatte, im offenen Eingang zur Königskammer, ein seltsames Echo entdeckt, das mehrmals wiederkehrte, so oft er laut rief. Er vermutete — und mit Recht —, daß irgendwo hinter den granitene Platten dieser dürftig eingerichteten Kammer noch ein anderer Raum existiere. Es war nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich, daß in jener Kammer eine in Leinen gewickelte Mumie lag, samt ihren Juwelen.

Er suchte sich ein paar Arbeiter zusammen und ging ans Werk. Der Boden der Königskammer war bereits erfolglos durch Al Mamun Jahrhunderte früher aufgegraben worden. Die Echos von Davisons eigener Stimme schienen von oben her zu kommen, und so richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Decke. Eine sorgfältige Untersuchung der Lage der Kammer und ihrer anschließenden Gänge ergab, daß der leichteste Weg, oben einzudringen, der war, eine Öffnung durch den Oberteil der Ostwand der Großen Galerie zu schlagen und auf diese Weise seitlich in den Raum durchzubrechen, der eventuell dort lag. Nachdem er eine lange Leiter beschafft hatte, um die Stelle zu prüfen, war er sehr erstaunt zu entdecken, daß die Öffnung bereits vorhanden war. Er kroch also hindurch.

Er fand eine Kammer von zwanzig Fuß Länge. Sie lag gerade über der Königskammer; die Decke war so niedrig, daß Davison auf den Knien kriechen mußte, um die Schätze zu suchen, die ihn lockten. Der Raum war völlig leer. Davison kehrte nach Algier zurück, ohne mehr erreicht zu haben, als die fragwürdige Ehre, daß die Archäologen, die ihm folgten, die neuentdeckte Kammer nach ihm benannten.

Sein Nachfolger in der Pyramide war, in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, ein seltsamer Exkavator, der zugleich ein Träumer, Mystiker und Archäologe war. Dieser Mann war Italiener, Kapitän

Caviglia, der so viel Zeit für den alten Bau verwandte, daß er selbst von sich sagte, er sei »völlig pyramidal«. Lord Lindsay traf ihn während eines Besuchs in Ägypten und schrieb heim nach England:

»Caviglia sagte mir, er habe seine Studien über Magie, den animalen Magnetismus etc. bis zu einem solchen Grad getrieben, daß er beinahe daran zugrunde gegangen sei — ‚bis an die Grenze dessen‘, sagte er, ‚was dem Menschen zu wissen verboten ist‘, und es sei nur die Reinheit seiner Absichten gewesen, die ihn gerettet hätte. Er hat seltsame, erdferne Ideen. Er sagt, es wäre sehr gefährlich, sie anderen mitzuteilen.«

Während er mit seiner archäologischen Arbeit beschäftigt war, lebte Caviglia tatsächlich eine Zeitlang in Davisons Kammer und verwandelte diese düstere Höhle in eine Wohnung!

Caviglia beschränkte seine Tätigkeit nicht allein auf die Große Pyramide. Er machte Entdeckungen in der Zweiten und Dritten Pyramide, untersuchte Grabgewölbe in der Gegend zwischen ihnen und dem Sphinx und grub ein paar interessante Sarkophage und kleinere Reliquien des alten Ägypten aus.

Um die Zeit, als eine schöne junge Frau unerwartet zur Königin Viktoria von England gekrönt worden war, sandte das Schicksal einen tapferen britischen Offizier, einen perfekten englischen Gentleman und einen wohlhabenden Gönner des Britischen Museums, alle drei vereint in der Person von Oberst Howard Vyse, nach Ägypten. Er verwendete Hunderte von Arbeitern für die ausgedehntesten Serien von Ausgrabungen, die alle drei Pyramiden und das umgebende Gebiet seit tausend Jahren (seit Kalif Al Mamuns Zeit) erlebt hatten. Er sicherte sich für einige Zeit Caviglias Dienste, aber die Temperamente des hochgespannten Italieners und des durchaus konventionellen Engländers platzten aufeinander; so trennten sie sich bald.

Oberst Vyse stellte 10 000 Pfund seines eigenen Geldes für diese ägyptischen Ausgrabungen zur Verfügung, während er ihre greifbaren Resultate dem Britischen Museum schenkte. Kisten mit interessanten Reliquien fuhren übers Meer, aber seine wertvollste Entdeckung blieb

zurück. Er hatte vier Kammern hoch oben in der Großen Pyramide und direkt über Davisons Kammer gefunden, wenn auch nur sehr mühsam und nicht ohne Gefahr. Seine Arbeiter riskierten einen Absturz über 30 Fuß während der meisten Zeit, in der sie einen schmalen Durchgang aufwärts durch das massive Mauerwerk bohrten. Diese Kammern waren ebenso niedrig und eng wie die erste. Und auch sie waren staubig und leer.

Mit ihrer Entdeckung und nach der Überprüfung der Giebeldecke aus abgeschragten Kalksteinbalken über der obersten Kammer, wurde der Zweck dieser Reihe von fünf leeren Räumen klar. Sie waren konstruiert worden, um die Decke der Königskammer von dem übermäßigen Druck zu entlasten, mit welchem Tausende von Tonnen massiven Mauerwerks darüber sie notwendigerweise belasteten. Sie dienten als eine Art Polsterung. Und nicht nur das, sie schützten auch die Königskammer vor dem Absturz dieser Mauermassen in dem unwahrscheinlichen aber möglichen Fall eines Erdbebens, das die Pyramide gespalten hätte. Sie hätten dann als ein bewundernswertes System von Puffern gedient und den Schock des Erdbebens abgelenkt, so daß die Königskammer davor bewahrt geblieben wäre, von der enormen Steinmasse über ihr erdrückt zu werden. Daß Tausende von Jahren über die Pyramide hingehen konnten, beweist, wie ausgezeichnet und genial dieser Bauplan war.

Eine seltsame Sache, die Vyse fand, war die erste und einzige Serie von Hieroglyphen, die jemals in der Pyramide gefunden wurden, nachdem die beschriftete Außendecke weggerissen worden war. Es waren die Zeichen der Steinhauer auf den rauhen Flächen der Steine in den fünf Konstruktionsräumen. Unter diesen Zeichen waren die oval eingerahmten Bildschriften dreier königlicher Namen — Khufu, Khnem Khufu und Khnem. Sie waren nicht eingeritzt, sondern in roter Farbe gemalt, wie es die Maurerzeichen in der Regel waren.

Ägyptologen konnten nur zu erraten versuchen, was Khnem bedeute, da sie nie von einem ägyptischen König dieses Namens gehört hatten. Sie konnten keine richtige Erklärung für diesen Namen finden.

Aber sie wußten genau, wer Khufu war: jener Pharao der vierten Dynastie, dem die späteren griechischen Historiker unglücklicherweise den Namen Cheops gaben. Diese Entdeckung Vyses bestimmte für sie endgültig das Datum der Erbauung der Pyramide: Khufu hatte sie errichtet und kein anderer.

Doch nirgends in der Pyramide wurde jemals Khufus Mumie gefunden.



IV. Kapitel

EINE NACHT IN DER GROSSEN PYRAMIDE

Die schlafenden Katzen von Kairo öffneten ihre grünen Augen, gähnten ungeheuerlich und streckten graziös ihre weichen Pfoten bis zur äußersten Länge aus. Die Dämmerung nahte, und mit der Dämmerung begann ihr eigentliches Dasein — freundliche Plaudereien, Futtersuche, Mäusejagd, offener Kampf und — Liebe. Und ebenfalls mit der Dämmerung begann eine der seltsamsten Tätigkeiten meines Lebens, wenn auch eine sehr stille.

Ich hatte mir vorgenommen, eine ganze Nacht innerhalb der Großen Pyramide zu verbringen, zwölf Stunden lang wach und wachsam in der Königskammer zu sitzen, während die Dunkelheit langsam die afrikanische Welt einhüllte. Und hier war ich endlich, und ließ mich in der seltsamsten Unterkunft nieder, die jemals auf unserem Planeten erbaut worden war.

Es war auch keineswegs leicht gewesen, das durchzusetzen. Ich hatte herausgefunden, daß, obwohl das Publikum sich ihr jederzeit nähern konnte, die Große Pyramide doch kein öffentliches Eigentum war. Sie gehörte der ägyptischen Regierung. Man konnte ebensowenig in ihr herumgehen und eine unherkömmliche Nacht in einem ihrer Räume verbringen, als man in eines fremden Mannes Haus eindringen und sein bestes Schlafzimmer benutzen konnte.

Jedesmal, wenn man das Innere der Pyramide besucht, hat man vom Departement der Antiquitäten ein Billet für fünf Piaster zu kaufen. Ich ging also ins Departement der Antiquitäten und bat optimistisch um die Erlaubnis, eine Nacht in der Großen Pyramide verbringen zu dürfen. Hätte ich um Erlaubnis gebeten, zum Mond zu fliegen, würde das Gesicht des Beamten, der mir zuhörte, kaum größere Verblüffung verraten haben.

Ich versuchte eine kurze, entschuldigende Erklärung meiner Bitte. Sein Staunen ging in Heiterkeit über; er lächelte. Ich fühlte, daß er mich als reifen Anwärtler für eine gewisse Anstalt betrachtete, in die wenige von uns Lust hätten, einzuziehen. Endlich:

»Ich bin noch niemals um so etwas gebeten worden. Ich glaube nicht, daß es innerhalb meiner Befugnisse liegt, Ihre Bitte zu erfüllen.«

Er schickte mich zu einem anderen, höheren Beamten des gleichen Departements. Die komische Szene, die sich in seinem Zimmer abgespielt hatte, wiederholte sich. Mein Optimismus rann mir durch die Schuhe davon.

»Unmöglich«, erklärte der zweite Beamte freundlich, aber fest, in der Annahme, er habe einen harmlosen Geisteskranken vor sich.

»Die Sache ist noch nie dagewesen. Ich bedauere.«

Seine Stimme wurde schleppend, während er die Achseln zuckte.

Er stand auf, um mich hinauszukomplimentieren.

Nun wurde mein Training als Journalist und Redakteur, das einige Jahre eingeschlafen, aber nicht tot war, lebendig und rebellierte. Ich begann mit ihm zu verhandeln, bestand immer wieder auf meiner Bitte und lehnte es ab, das Zimmer zu verlassen. Er wurde mich schließlich los, indem er sagte, die Angelegenheit gehöre nicht in die Kompetenz des Departements der Antiquitäten.

In wessen Kompetenz sie denn gehöre, fragte ich.

Er war nicht ganz sicher, meinte jedoch, ich würde mich besser an die Polizei wenden.

Ich war mir klar darüber, daß meine Bitte äußerst exzentrisch war und daß sie genügte, um mich als Verrückten zu etikettieren. Trotzdem konnte ich sie nicht fallen lassen. Der Entschluß, ihre Gewährung zu erreichen, war übermächtig geworden.

Im Polizeihauptquartier entdeckte ich eine Sektion für Erlaubnisscheine. Zum drittenmal bat ich um die Erlaubnis, eine Nacht in der Großen Pyramide verbringen zu dürfen. Der Beamte wußte nicht, was er mit mir anfangen sollte, und schickte mich zu seinem Chef.

Dieser verlangte etwas Zeit, um sich die Sache zu überlegen. Als ich am nächsten Tag wieder kam, schickte er mich zum Departement für Antiquitäten!

Ich ging nach Hause, momentan daran verzweifelnd, je mein Ziel zu erreichen.

Aber — »Schwierigkeiten bestehen oft nur, um überwunden zu werden«, ist ein Sprichwort, dessen langweilige Abgedroschenheit seine unsterbliche Wahrheit bestätigt. Mein nächster Schritt war, mir eine Unterredung mit dem genialen Kommandanten der Kairoer Stadtpolizei, El Lewa Russel Pascha, zu verschaffen. Ich kam aus seinem Büro mit einem schriftlichen Auftrag an den Polizeichef des Areals, in dem die Pyramide liegt, mir jede Hilfe zur Ausführung meines Plans angedeihen zu lassen.

Und somit ging ich früh am Abend zur Polizeistation von Mena und ihrem Chef, Major Mackersey. Ich unterschrieb in einem Buch, das mir ausgehändigt wurde, daß die Polizei bis zum folgenden Tag für meine Sicherheit verantwortlich sei. Ein Stationskonstabler wurde mir als Begleitung bis zur Pyramide mitgegeben, der den bewaffneten Polizisten informieren sollte, der außerhalb des Gebäudes als Nachtwache verblieb.

»Wir übernehmen ein Risiko, wenn wir Sie die ganze Nacht allein da drin lassen. Sie werden doch die Pyramide hoffentlich nicht in die Luft sprengen?« sagte Major Mackersey scherzend, als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten.

»Ich verspreche Ihnen nicht nur das, sondern auch, daß ich sie nicht forttragen werde.«

»Ich fürchte, wir werden Sie einschließen müssen«, fügte er bei, »wir versperren den Eingang zur Pyramide immer bei Beginn der Dämmerung mit einem abschließbaren Eisengitter. Sie werden also zwölf Stunden lang ein Gefangener sein.«

»Ausgezeichnet! Heute wäre mir keine Wohnung willkommener als dieses Gefängnis.«

)

Man nähert sich den Pyramiden auf einem Weg, der von Lebbekbäumen beschattet ist. Rechts und links von ihm liegen nur vereinzelt Häuser. Am Schluß windet sich der Weg allmählich aufwärts an den Seiten des Plateaus, auf dem die Pyramiden selbst stehen, und endet in einer steilen Senkung. Als ich die Straße hinauffuhr, dachte ich darüber nach, daß wohl von all den Reisenden, die seit einigen Jahrhunderten denselben Weg genommen hatten, kaum einer sich ein so sonderbares Unternehmen vorgenommen hatte, wie ich.

Ich erstieg den schmalen Hügel über dem Westufer des Nils, dort wo die Große Pyramide und ihr guter Kamerad, der Sphinx, stille Wache über Nordafrika halten.

Das Riesenmonument sah auf mich herab, als ich zwischen Sand und Steinen dahinschritt. Noch einmal sah ich nach den dreieckigen steilen Flanken, die das älteste der Welt bekannte Bauwerk umschließen, nach den enormen Blöcken, die in abnehmender Perspektive sich von der Basis zum Gipfel erstrecken. Die vollendete Einfachheit dieses Baues, sein völliges Freisein von jeder Spur von Ornamentik, das Fehlen aller Kurven inmitten dieser geraden Linien — das alles verhinderte jede Ablenkung vom Eindruck der massiven Größe dieser Schöpfung.

Ich betrat die schweigende Pyramide durch die klaffende Höhlung, die Kalif Al Mamun in ihre Seite hatte brechen lassen, und begann meine Untersuchung des riesigen Baues, allerdings nicht zum erstenmal, aber zum erstenmal auf Grund einer so seltsamen Ursache wie der, die mich wieder nach Ägypten gerufen hatte. Nachdem ich eine Zeitlang gegangen war, erreichte ich das Ende dieser horizontalen Höhlung, und mein Weg ging über in den eigentlichen Eingang der Pyramide.

Dann, die Taschenlampe in der Hand, den Kopf beinahe bis zu den Knien gesenkt, stieg ich die lange, niedrige, steile, enge und glitschige Fortsetzung des Ganges hinab. Diese unbequeme Haltung

war außerordentlich unbehaglich, da die Abschüssigkeit des Steinbodens zwangsläufig den Abstieg beschleunigte. Ich wollte meinem Aufenthalt in der Königskammer eine Untersuchung der unterirdischen Region der Pyramide vorausgehen lassen, deren Zugang in neuerer Zeit durch ein eisernes Fallgitter abgesperrt wurde, um das Publikum zu verhindern, diesen düsteren Raum zu betreten und dort halb zu ersticken. Das alte lateinische Wort »Facilis Descensus Averni« (das Hinabsteigen in die Unterwelt ist leicht) kam mir unerwartet in den Sinn, aber diesmal war ein grimmiger, sardonischer Humor in den Worten. Ich sah in dem gelblichen Strahl des Laternenlichts nur den behauenen Felsen, durch den dieser Gang gebrochen worden war. Als ich nach einiger Zeit eine schmale Nische auf der rechten Seite erblickte, ergriff ich die Gelegenheit, hineinzuschlüpfen und mich für ein paar Minuten auszustrecken. Ich entdeckte, daß die Nische nichts anderes war, als das Ende des nahezu senkrechten Schachts, des sogenannten Brunnens, der von der Vereinigung des aufsteigenden Ganges mit der Großen Galerie ausgeht. Der alte Name hängt noch an diesem Schacht, weil man seit etwa 2000 Jahren glaubte, es sei Wasser auf seinem Grund. Erst als Caviglia die Masse der Trümmer wegräumen ließ, die sich darin angesammelt hatten, fand man den Grund vollkommen trocken.

Die Passage war enger als die, die ich eben verlassen hatte, diese wenig verlockende, grob ausgehauene Öffnung, die in den Felsen hinaufgähnte. Ich entdeckte kleine Nischen, die in die Seitenwände gemeißelt waren, einander parallel gegenüberliegend, als Fuß- und Handstützen für den einigermaßen gefährlichen Aufstieg geeignet.

Es ging, unregelmäßig und gewunden, längere Zeit hindurch aufwärts, bis der Weg eine große roh ausgebrochene Kammer erreichte; sie hatte die Form einer Schale, ist heute unter dem Namen »die Grotte« bekannt, und markiert die Höhe des Felsenplateaus, auf dem die Pyramide erbaut worden war. Die Grotte war zum Teil in einen erweiterten natürlichen Spalt des Felsens eingebaut. Überdies war der Brunnen offenbar durch das Mauerwerk gebrochen worden und nicht

mit Steinblöcken gebaut, wie alle übrigen oberirdischen Gänge. Dieser Abschnitt des Brunnens erweiterte sich im Durchmesser und war dadurch schwerer zu erklettern als die engere Abteilung unterhalb der Grotte.

Endlich entstieg ich der zerrissenen und zerbröckelten Öffnung, die den Ausgang des Schachtes bildete, und befand mich in der nordwestlichen Ecke der Großen Galerie. Warum und wann war er durch den Körper der Pyramide gehauen worden? Die Frage ergab sich von selbst, und als ich darüber nachdachte, blitzte die Antwort auf. Jene alten Ägypter, die eine Epoche der Geschichte der Pyramide damit beendeten, daß sie den Eingang zu den oberen Kammern und zur Großen Galerie mit drei riesigen Granitblöcken verschlossen hatten, mußten einen Weg haben, auf dem sie selbst hinauskommen konnten, sonst wären sie nie aus der Pyramide hinausgelangt.

Ich wußte aus meinen eigenen Nachforschungen, daß der Schacht und die Grotte gleichzeitig mit dem Bau der Pyramide geschaffen worden waren, daß aber der Brunnen nicht tiefer ging als die Grotte selbst in jener Zeit. Während Tausenden von Jahren hatte es keine direkte Verbindung zwischen den oberen Gängen und den unterirdischen gegeben.

Als die Große Pyramide ihren mysteriösen Zweck erfüllt hatte, wurde sie von denen, die für sie verantwortlich waren, zugesperrt. Der Verschuß war durch die ursprünglichen Erbauer bereits vorgesehen worden, da sie das nötige Material bereitgelegt und sogar Einschnitte in das untere Ende des aufsteigenden Ganges gemacht hatten, um den drei granitnen Blöcken Halt zu geben.

Um ihre Aufgabe zu erfüllen, bohrten die letzten Platzhalter den unteren Teil des Brunnens durch massiven Fels als Ausweg für sich selbst. Als das Werk vollendet war und sie sich zurückgezogen hatten, war es nur noch nötig, den Ausgang des neu gebohrten Teils sicher zu blockieren an dem Punkt, an dem er sich mit der absteigenden Passage vereinigt, und dann die 300 Fuß bis zum ursprünglichen Eingang hinaufzusteigen. So wurde der Brunnen, der ursprünglich den

Zweck hatte, zur Grotte zu führen, ein Mittel, um die blockierte Pyramide verlassen zu können.

Ich kehrte auf dem bequemeren Weg zu dem langen, schrägen Tunnel zurück, der das Innere mit der äußeren Welt verbindet, um meine Wanderung nach unten in das Felsenplateau von Giseh wieder aufzunehmen. Plötzlich, an einer Ecke, fiel ein vergrößerter Schatten über meinen Weg, so daß ich erschrak und zurückprallte, bis ich feststellte, daß es mein eigener war. In dieser unheimlichen Umgebung konnte man auf alles gefaßt sein; nichts war seltsam genug, daß es nicht geschehen konnte. Nachdem ich rutschend und kriechend den verhältnismäßig kurzen Wegrest hinter mich gebracht hatte, war ich erleichtert, am Ende des Abstiegs auf ebenem Boden zu stehen, freilich innerhalb eines noch schmälern Tunnels. Ich kroch ungefähr 10 Meter weiter und kam dann zum offenen Eingang des seltsamsten Raumes, den ich je gesehen hatte — der sogenannten Höhle. Er maß etwas weniger als 50 Fuß, von Wand zu Wand an der längsten Seite gemessen.

Dieses düstere Gewölbe, das genau unter dem Zentrum der Pyramide liegt, erschien dem Blick wie eine in aller Eile verlassene Arbeit. Es sah aus wie eine Kammer, deren Aushöhlung aus dem festen Felsgestein plötzlich unterbrochen worden war. Die Decke war ordentlich ausgebrochen, aber der Boden war völlig uneben und glich einem Graben, der von Bomben getroffen worden wäre. Die alten ägyptischen Maurer arbeiteten gewöhnlich von oben nach unten, wenn sie Felsgewölbe ausbrachen, und beendeten deswegen den Boden zuletzt. Warum gerade dieser Boden nie vollendet wurde, während mindestens die Arbeit eines Lebens dazu verwandt wurde, den Oberbau auf dem Felsboden zu errichten, ist eine archäologische Nuß, die bis jetzt keiner geknackt hat. Aber schließlich ist die ganze Pyramide selber solch eine Nuß.

Ich durchdrang mit meiner Laterne die schwere Düsternis des Gewölbes und beleuchtete den Mittelpunkt des Bodens. Als ich näherkam, fand ich ein tiefes gähnendes Loch, stummer Zeuge einst hier

gewesener Schatzgräber, die fleißig und erfolglos versucht hatten, eine Grube in die Höhle zu graben. Nun fühlte ich die unangenehme Berührung der Flügel einer Fledermaus, die an meinem Kopf vorbei durch den luftlosen Raum flatterte. Dann sah ich, daß das Licht in dem Loch unten den Schlaf von drei weiteren Fledermäusen störte, die mit dem Kopf nach unten an den rohen Wänden hingen. Ich zog mich zurück und weckte zwei andere Fledermäuse, die von der Decke herabhingen. Erschreckt und verwirrt, als ich unbarmherzig das Licht auf sie zielte, flatterten sie quiekend hin und her und verschwanden dann im Duster der Eingangspassage.

Ich kletterte über den hügeligen Boden und erreichte das andere Ende der Kammer, wo sich ein winziger wagrechter Tunnel in der Wand vorfand.

Er war gerade groß genug, daß man sich hineinwinden konnte, aber so niedrig, daß man nur glatt auf der Erde liegend hätte kriechen können. Der Boden war dick bedeckt mit dem Staub von Jahrtausenden, und das Kriechen war keineswegs angenehm. Ich hielt aus, um festzustellen, wo der Tunnel endete. Nachdem ich annähernd 20 Meter in den Felsen eingedrungen war, hörte der Gang plötzlich auf; anscheinend war auch dieser niemals vollendet worden.

Halb erstickt, kroch ich meinen Weg zurück, und kam wieder in die luftlose Höhle, sah mich ein letztes Mal in dem Raum um und begann meinen Rückzug in die höheren Regionen der Pyramide. Als ich den Beginn des niedrigen Gangs erreichte, der 350 Fuß in ganz gerader Linie durch massiven Fels aufwärts führt, bevor er als ausgebauter Korridor durch das Mauerwerk weitergeht, streckte ich mich auf dem Boden aus und sah durch die obere Öffnung in den dunklen Himmel, wie durch eines Riesen linsenloses Teleskop. Dort, ein leicht erkennbarer funkelnder Silberpunkt in indigoblauer Weite, war der Polarstern. Ich stellte die Richtung mit meinem Armbandkompaß fest, er zeigte direkt nach Norden. Diese frühen Erbauer hatten nicht nur eine massive Arbeit geleistet, sondern auch eine genaue.

Ich kroch durch den steilen Gang zurück und erreichte endlich

den ebenen Korridor, der in die Kammer der Königin führt. Einige zwanzig Schritte, und ich stand unter deren geneigtem Dachgewölbe, das in der Mitte einen First bildet. Ich prüfte die beiden Ventilationschächte, die von der nördlichen und der südlichen Wand schräg nach oben verlaufen.

Hier war der klare Beweis, daß der Raum niemals ein Grab, sondern zur Benützung gedacht gewesen war. Viele waren verwirrt durch den Umstand der Entdeckung der Schächte um 1872, als herausgefunden wurde, daß sie fünf Zoll vor der Kammer selbst aufhörten und anscheinend ursprünglich nicht direkt durch die Mauer geführt worden waren.

In dem Zustand, in dem sie entdeckt worden waren, konnten sie keine Luft zuführen. So vermutete man, sie hätten einem anderen unbekanntem Zweck gedient. Aber die beste Erklärung ist, daß eine Zeit kam, in der sie ihren Zweck erfüllt hatten, und, wie der Rest der oberen Gänge der Pyramide, vollständig durch neue Steinblöcke verschlossen wurden.

Waynman Dixon, einem Zivilingenieur, der Arbeiten in der Nähe der Pyramiden ausführte, gelang es, diese Luftrohre zu entdecken, während er aus Neugierde die Wände der Kammer der Königin untersuchte. Er bemerkte, daß eine Wand, die an einer bestimmten Stelle hohl klang, leicht gesprungen war. Er ließ die Stelle aufbrechen, und fünf Zoll unter der Oberfläche fand er einen engen Schacht; dann entdeckte er auf dieselbe Weise das Gegenstück an der gegenüberliegenden Wand der Kammer. Die beiden Schächte führen direkt durch den Körper der Pyramide; das ist später bewiesen worden mit Hilfe von Probestangen, die ungefähr 200 Fuß lang in die Schächte eingeführt wurden.

Ich kehrte zu dem ebenen Korridor zurück, bis zu dem Punkt, wo er in die Große Galerie einmündet. Und dann erstieg ich langsam die 150 Fuß dieses steilen, seitlich mit Streben gestützten Aufstiegs.

Eine leichte Schwäche, durch dreitägiges Fasten begünstigt, befiel mich, während ich kletterte. Schließlich ruhte ich mich für einige

Näherliche Vision zu den großen Pyramiden

Sekunden auf der drei Fuß hohen Stufe aus, die das Ende markierte, und die so angebracht war, daß sie genau in einer Linie mit der vertikalen Achse der Pyramide lag. Einige Schritte weiter durch die Vorkammer, ein erzwungenes Bücken unter den Granitblock, der von den gerippten Seitenwänden herabhängt, und den Ausgang dieses horizontalen Korridors versperrt, und ich hatte den wichtigsten Raum in der Pyramide erreicht, die berühmte Königskammer.

Auch hier erledigte das Vorhandensein von zwei Luftschächten, jeder von etwa neun Zoll Durchmesser, die Grabgewölbetheorien. Ihre Öffnungen in den Raum waren niemals verschlossen worden wie die in der Kammer der Königin, aber sie waren vollständig mit lockeren Steinen ausgefüllt, die Oberst Vyse herausnehmen mußte, um die Art dieser Schächte festzustellen. Daß dieses Ausfüllen in derselben Zeit ausgeführt worden war, wie alle anderen Versuche, die innere Gestaltung des oberirdischen Teils der Pyramide zu verbergen, ist äußerst wahrscheinlich. Ich ließ den Lichtkegel über die nackten Wände und die flache Decke gleiten, stellte von neuem die bewundernswerte Genauigkeit fest, mit der die riesigen polierten Blöcke ineinander gefügt waren, und begann dann einen langsamen Rundgang den Wänden entlang, jeden Stein sorgfältig prüfend. Die rosenfarbenen Felsen des fernen Syene waren entzweigespalteten worden, um diese Blöcke zu liefern. Da und dort hatten Schatzgräber Boden und Wände bei ihren erfolglosen Versuchen zerkratzt. An der Ostseite des Fußbodens waren Teile der Steinplatten verschwunden, und gestampfte Erde befand sich an ihrer Stelle, während an der Nordwestseite ein tiefes rechteckiges Loch unausgefüllt geblieben war.

Ein langer rauher Steinblock, der einst ein Teil des Fußbodens gewesen war und dieses Loch bedeckt hatte, stand an einer Seite an die Wand gelehnt, vielleicht von frühen Arabern dortgelassen. Parallel zu ihm, und nur wenige Zoll entfernt, stand der glattwandige Sarkophag, ein deckelloser, einsamer Gegenstand, der einzige in diesem kahlen Raum. Er stand genau von Norden nach Süden.

Die aus dem Boden gerissene Platte bot einen brauchbaren Sitz;

so ließ ich mich wie ein Schneider mit gekreuzten Füßen darauf nieder und richtete mich ein, den Rest der Nacht hier zu verbringen.

Zu meiner Rechten hatte ich meinen Hut, meine Jacke und Schuhe hingelegt, zu meiner Linken die noch immer brennende Lampe, eine Thermosflasche mit heißem Tee, ein paar Flaschen Eiswasser, ein Notizbuch und meine Füllfeder.

Ein letzter Blick rund um die Kammer, und einer nach dem Marmorsarg neben mir, dann löschte ich das Licht. Ich trug eine starke elektrische Lampe auf mir, die sofort angeknipst werden konnte.

Das plötzliche Eintauchen in völlige Dunkelheit führte zu der gespannten Frage, was in dieser Nacht wohl geschehen könnte. Das einzige, was man in dieser seltsamen Lage zu tun vermochte, war zu warten — warten — warten.

Die Minuten zogen langsam dahin, während ich allmählich empfand, daß des Königs Kammer eine starke eigene Atmosphäre besaß, die ich nur als »medial« bezeichnen kann. Denn ich hatte mich wohlbedacht geistig empfänglich, passiv im Empfinden und negativ in der Haltung eingestellt, so daß ich ein vollkommenes Empfangsgerät für das darstellen konnte, was sich vielleicht an Übernatürlichem mir nähern sollte.

Ich wollte, daß kein persönliches Vorurteil und keine vorgefaßte Meinung ein Hindernis zu bilden vermöchte zwischen mir und der Aufnahme von irgendetwas, das sich mir aus einer Quelle nähern könnte, an die die fünf Sinne des Menschen nicht heranreichen.

Ich verminderte nach und nach den Fluß meiner Gedanken, bis mein Geist in einen halbleeren Zustand geraten war.

Und die Stille, in die sich mein Denken versenkte, brachte mich auf einmal zum Bewußtsein der Stille, die sich über mein Leben gebreitet hatte.

Die Welt mit ihrem Lärm und ihrer Unruhe war nun so fern, als ob sie nicht existierte. Kein Laut, kein Flüstern drang durch die Dunkelheit zu mir. Das Schweigen ist der eigentliche Beherrscher des Königreichs der Pyramide, ein Schweigen, das im vorgeschichtlichen

Altertum begann, und das kein Geschwätz der sie besuchenden Touristen wirklich zu brechen vermag, denn jede Nacht kehrt es mit ehrfurchterregender Vollkommenheit zurück.

Ich empfand die machtvolle Atmosphäre des Raumes. Es ist eine völlig normale und allgemeine Erfahrung sensitiver Menschen, die Atmosphäre alter Häuser zu empfinden, und mein eigenes Erlebnis begann mit etwas Ähnlichem. Das Fortschreiten der Zeit vertiefte es, steigerte das Gefühl unermesslichen Alters, das mich umgab, und gab mir das Gefühl, daß das 20. Jahrhundert unter meinen Füßen schwinde. Indessen, meinem mir selbst auferlegten Entschluß zufolge, widerstand ich diesen Empfindungen nicht, sondern ließ sie sich verstärken.

Ein sonderbares Gefühl, nicht allein zu sein, begann mich heimlich zu überschauern. Unter der Decke der völligen Dunkelheit fühlte ich, daß etwas Lebendiges um mich her pulsierte. Es war ein vages, aber wirkliches Gefühl, und es war dies, zusammen mit der wachsenden Empfindung wiederkehrender Vergangenheit, das mein Bewußtsein von etwas »Medialem« bildete.

Jedoch nichts klar Umrissenes, Endgültiges erhob sich aus diesem vagen und allgemeinen Empfinden eines geisterhaften Lebens, das durch die Dunkelheit pulsierte. Die Stunden vergingen und, entgegen meiner Erwartung, brachte die fortschreitende Nacht wachsende Kälte mit sich. Die Wirkung meines dreitägigen Fastens, das ich mir auferlegt hatte, um meine Empfänglichkeit zu steigern, zeigte sich nun als steigendes Frösteln. Kalte Luft kroch in die Königskammer durch die engen Ventilationsschächte, und kroch durch die dünne Hülle meiner leichten Kleidung. Mein immer kälter werdender Körper zitterte unter dem leichten Hemd. Ich stand auf und zog die Jacke an, die ich erst vor wenigen Stunden wegen der starken Hitze ab-

gelegt hatte. So ist das östliche Leben zu gewissen Jahreszeiten: tropische Hitze am Tage und starker Temperatursturz nachts.

Bis zu diesem Tag hat noch niemand die Öffnungen dieser Luftkanäle an der Außenwand der Pyramide entdeckt, obwohl ihre ungefähre Lage bekannt ist. Manche Ägyptologen haben sogar bezweifelt, daß die Kanäle wirklich bis zur Außenwand durchgeführt wurden, aber die völlige Auskältung der Luft während meines Unternehmens bestätigt diesen Punkt endgültig.

Ich ließ mich zum zweitenmal auf meinem Steinsitz nieder und gab mich wieder dem erdrückenden todähnlichen Schweigen hin und der alles beherrschenden tiefen Dunkelheit der Kammer.

Meine Seele neigte sich, staunte und wartete. Ohne jeden Grund dachte ich gleichgültig daran, daß irgendwo im Osten der Suezkanal seinen geraden Weg zwischen Sand und Marsch nahm und daß dort auch der breite Nil, das Rückgrat dieses Landes, floß.

Die seltsame Grabesstille in dem Raum, der leere Steinsarg neben mir, hatten nichts gerade Beruhigendes für die Nerven; und die Unterbrechung meiner Nachtwache schien auch etwas anderes aufgebrochen zu haben, denn ich merkte sehr rasch, daß die Empfindung von unsichtbarem Leben um mich her sich zu völliger Deutlichkeit steigerte. In meiner Umgebung *war* etwas, das lebte und pulsierte, obwohl ich nach wie vor nicht das Geringste sehen konnte. Mit dieser Entdeckung überwältigte mich plötzlich die Erkenntnis meiner abgeschiedenen, unheimlichen Lage. Hier saß ich allein in einem seltsamen Raum, der mehr als 200 Fuß über dem Boden lag, hoch über dem Millionenvolk von Kairo, umgeben von völliger Finsternis, eingeschlossen und gefangen in einem seltsamen Bau am Rande der Wüste, die sich über Hunderte von Meilen erstreckte, während sich außerhalb dieses Gebäudes — das selbst wahrscheinlich das älteste der Welt war — das düstere, von Gräbern durchsetzte Totenfeld einer alten Hauptstadt befand.

Der große Raum der Königskammer schien mir, der sich eingehend mit den medialen Erscheinungen, den Geheimnissen des Ok-

kultismus, den Hexen- und Zauberkünsten des Orients befaßt hatte, mit unsichtbaren Wesen bevölkert, mit den Geistern, die dieses uralte Gebäude bewachten. Jeden Augenblick glaubte man, eine Geisterstimme aus der alles umfassenden Dunkelheit zu vernehmen. Ich war nun den einstigen Erbauern dankbar für diese Luftschächte, die eine gleichmäßige geringe Zufuhr von kühler Luft in diesen eisgrauen alten Raum einließen. Diese Luft zog nahezu 300 Fuß durch die Pyramide, ehe sie ankam — ganz gleich: sie war willkommen. Ich bin ein Mann, der an Einsamkeit gewöhnt ist — sie sogar liebt — aber es war etwas Unheimliches und Erschreckendes in der Einsamkeit dieser Kammer.

Die alles umfassende Finsternis begann auf meinem Kopf wie ein Eisengewicht zu lasten, die Schatten ungerufener Angst durchzitterten mich. Ich wies sie fort von mir. Im Herzen dieses Wüstenmonuments zu sitzen, erforderte keinen physischen Mut, aber einige seelische Stärke. Es war nicht wahrscheinlich, daß Schlangen aus Löchern oder Ritzen hervorkriechen würden, und keine gesetzlosen Landstreicher würden diese Stufen ersteigen und in tiefer Nacht hereinkommen. Bis jetzt waren die einzigen Anzeichen tierischen Lebens, die ich bemerkt hatte, eine erschreckte Maus gewesen, die mir früh am Abend im ebenen Gang begegnet und zwischen den ritzenlosen Granitwänden verzweifelt hin- und hergesprungen war, um dem Lichtkegel der Laterne zu entgehen; ferner zwei unwahrscheinlich alte grüne Eidechsen, die im Dach des engen Einschnitts hingen, der sich innerhalb der Nische in der Kammer der Königin befindet, und schließlich die Fledermäuse in dem unterirdischen Gewölbe. Auch einige Grillen hatten eine Weile gezirpt, als ich die Große Galerie betrat, aber sie hatten bald aufgehört. All das war vorüber, ungebrochenes Schweigen hielt die ganze Pyramide in seiner Gewalt. Es gab nichts Körperliches, das einen hier irgendwie schädigen konnte — und doch — ein vages Unbehagen, ein Gefühl, daß unsichtbare Augen mich beobachteten, kam zum zweitenmal. Der Raum besaß etwas traumhaft Geheimnisvolles, eine geisterhafte Unwirklichkeit ...

Es gibt Energie-, Klang- und Lichtschwingungen, die jenseits unserer normalen Aufnahmefähigkeit liegen. Gelächter, Gesang, ernstes Sprechen werden dem wartenden Rundfunkhörer durch den Weltraum geschickt, aber sie vermöchten sie niemals zu hören, wenn nicht die Empfangsgeräte richtig abgestimmt wären. Ich hatte mich nun aus dem Zustand rein rezeptiven Erwartens in einen Zustand starker geistiger Konzentration versetzt, die ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richtete, das schwarze Schweigen um mich her zu durchdringen. Wenn nun meine Aufnahmefähigkeit zeitweise durch die starke innere Konzentration außergewöhnlich gesteigert war — kann man dann behaupten, es sei unmöglich, daß ich die Gegenwart unsichtbarer Kräfte bemerkt hätte?

Ich weiß nur, daß ich, als ich »einstimmen« wollte durch eine Methode verinnerlichter Aufmerksamkeit, die ich längst vor diesem zweiten Besuch in Ägypten gelernt hatte, bemerkte, daß der Raum von feindlichen Kräften erfüllt worden war. Es war etwas um mich her, das ich als böse und gefährlich empfand. Ein namenloses Entsetzen ergriff mich, und kam immer wieder, sooft ich es verjagt hatte. Ich verfolgte indessen weiter meine Methode intensiver, »einspitziger«, nach innen gewandter Konzentration, die schließlich ins Visionäre hinüberwechselte. Schatten begannen hin- und herzuschwanken in dem schattenlosen Raum; nach und nach nahmen sie festere Umrisse an, und feindselige Gesichter erschienen plötzlich ganz dicht vor meinem eigenen. Unheimliche Bilder erhoben sich vor meinem geistigen Auge. Dann näherte sich eine dunkle Erscheinung, sah mich starr und finster an und hob die Hände mit drohender Gebärde, als ob sie mich mit Furcht erfüllen wollte. Uralte Geister schienen aus der benachbarten Totenstadt heraufgekrochen zu sein, einer Totenstadt, die so alt war, daß die Mumien in ihren Steinsärgen zerfallen waren. Ihre Schatten waren es, die den Ort meiner Nachtwache sehr unwillkommenerweise aufsuchten. Ich erinnerte mich all der Legenden von bösen Geistern, die das Gebiet um die Pyramiden aufsuchen, mit der gleichen unangenehmen Ausführlichkeit, in der die Araber in

den nahgelegenen Dörfern sie erzählen. Als ich einem jungen arabischen Freund dort von meiner Absicht erzählte, eine Nacht in dem alten Bau zu verbringen, hatte er versucht, mich davon abzubringen.

»In jeder Ecke spukt es dort«, hatte er mich gewarnt, »es gibt in diesem Gebiet ein Heer von Geistern und Gespenstern.«

Und nun konnte ich sehen, daß er nicht umsonst gewarnt hatte. Gespenstische Gestalten krochen in den finstern Raum herein, in dem ich saß, und das undefinierbare Unbehagen, das mich schon früher ergriffen hatte, erwies sich nun als vollauf berechtigt. Ich wußte, daß mein Herz irgendwo im Zentrum dieses reglosen Gegenstandes, der mein Körper war, wie ein Hammer klopfte, infolge der furchtbaren Spannung. Das Grauen vor dem Übernatürlichen, das im Grunde jedes menschlichen Herzens lauert, erwachte wieder. Angst, Furcht, Entsetzen zeigten mir abwechselnd ihre verzerrten Züge. Unwillkürlich ballte ich die Hände wie einen Schraubstock zusammen, aber ich war entschlossen, auszuharren, und obwohl diese Phantome, die sich durch den Raum bewegten, mich allmählich in Aufruhr versetzten, weckten sie auch in mir alle Reserven an Mut und Kampfbereitschaft, über die ich verfügte.

Meine Augen waren geschlossen, und trotzdem drängten sich diese grauen, gleitenden, dunstigen Gestalten immer wieder in mein Blickfeld. Und immer näherte sich mit ihnen eine unerbittliche Feindseligkeit, eine böse Entschlossenheit, mich von meinen Absichten abzubringen.

Ein Kreis gegnerischer Wesen umgab mich. Ich hätte mit Leichtigkeit dem allem ein Ende machen können, wenn ich Licht gemacht hätte, oder wenn ich aufgesprungen und aus der Kammer gelaufen wäre. Ich hätte nur einige hundert Fuß zu dem verschlossenen Eingangsgitter zu laufen brauchen, wo die bewaffnete Wache für mein Wohlbefinden gesorgt hätte. Es war ein Ordal, das eine feine Art von Tortur auflegte: sie quälte die Seele und ließ den Leib unberührt. Aber irgend etwas in mir gebot mir unerbittlich, die Wache durchzustehen.

Endlich kam der Höhepunkt. Riesige Urgeschöpfe, scheußliche Schreckbilder der Unterwelt, Formen von groteskem, wahnsinnigem, ungeheuerlichem, teuflischem Aussehen scharten sich um mich und erfüllten mich mit unvorstellbarem Abscheu. In wenigen Minuten durchlebte ich etwas, dessen Erinnerung für alle Zeiten unauslöschlich ist. Diese unglaubliche Szene haftet lebendig wie eine Photographie in meinem Gedächtnis. Nie im Leben wieder würde ich ein solches Experiment wagen; nie wieder würde ich einen nächtlichen Aufenthalt in der Großen Pyramide versuchen.

Das Ende kam mit erstaunlicher Plötzlichkeit. Die feindseligen gespenstischen Besucher verschwanden in der Dunkelheit, aus der sie gekommen waren, ins Schattenreich der Abgeschiedenen und schleppten ihre nächtlichen Greuel mit sich fort. Meine zum Zerreißen gespannten Nerven erfuhren eine überwältigende Entspannung, ähnlich der, die Soldaten empfinden, wenn ein scharfes Bombardement plötzlich aufhört.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging, bis ich eine neue Gegenwart in der Kammer empfand, eine freundliche, wohlwollende. Sie stand am Eingang und sah mit gütigen Augen auf mich herab. Mit ihrem Erscheinen änderte sich die Atmosphäre völlig — und zwar zum Guten. Es war etwas Reines und Geistiges mit ihr gekommen. Ein neues Element begann mein überreiztes, sensitives Wesen zu beruhigen und zu besänftigen. Sie näherte sich meinem steinernen Sitz, und ich sah, daß eine andere Gestalt ihr folgte. Beide blieben neben mir stehen, sahen mich ernsten Blickes an, durchdrungen von prophetischem Geist. Ich fühlte, daß eine bedeutungsvolle Stunde meines Lebens gekommen war.

Meinem Auge bot das Erscheinen dieser beiden Gestalten ein unvergeßliches Bild. Ihre weißen Kleider, die mit Sandalen bekleideten Füße, ihr weises Aussehen, die hohen Gestalten — all dies steht sofort wieder vor meinem geistigen Auge. Außerdem trugen sie die unverkennbaren Hoheitszeichen ihres Amtes, als Hohepriester eines alten ägyptischen Kults.

Es war ein Lichtschimmer um sie her, der auf sehr seltsame Weise diesen Teil des Raumes beleuchtete. In der Tat sahen sie übermenschlich aus; sie hatten die leuchtenden Züge von Halbgöttern, und ihre Gesichter atmeten klösterliche Ruhe.

Sie standen reglos wie Statuen, sahen mich mit über der Brust gekreuzten Armen an und schwiegen.

War ich in eine vierte Dimension versetzt, und in einer fernen Epoche auferweckt worden? War mein Geist in die frühen Tage Ägyptens zurückgewandert? Nein, das war unmöglich, denn ich bemerkte sofort, daß diese beiden mich sehen konnten, und im Begriff waren, mich anzusprechen.

Ihre hohen Gestalten neigten sich, die Lippen des einen Geistes schienen sich zu bewegen, sein Gesicht nahe dem meinen, seine Augen von geistigem Feuer strahlend — und seine Stimme schlug an mein Ohr:

»Warum kommst Du hierher, und versuchst, die geheimen Kräfte anzurufen? Gibt es nicht genug irdische Wege für Dich?« fragte er.

Ich hörte diese Worte nicht mit menschlichen Ohren, zweifellos störte keine Klang-Schwingung das Schweigen der Kammer. Aber ich schien sie auf die gleiche Weise zu hören, wie ein Tauber, der einen elektrischen Hörapparat benützt, die Worte vernehmen kann, die an sein künstliches Trommelfell dringen — nur mit dem Unterschied, daß ich sie auf der Innenseite der Trommel hörte. Die Stimme, die zu mir sprach, kann man wohl eine geistige Stimme nennen, da ich sie sicherlich in meinem Innern hörte, dies gibt aber den falschen Eindruck, als sei sie nur ein Gedanke gewesen. Nichts entspricht weniger der Wahrheit. Es *war* eine Stimme.

Und ich antwortete: »Nein!«

Er sagte:

»Die Geschäftigkeit der Vielen in den Städten tröstet die zitternden Menschenherzen. Geh zurück, mische Dich unter Deinesgleichen, und Du wirst bald die Laune vergessen, die Dich hieherbrachte.«

Ich antwortete wieder: »Nein, das werde ich nicht!«

Aber er versuchte es noch einmal.

»Der Weg des Traumes wird Dich weit weg führen von dem Pfade der Vernunft. Manche sind ihn gegangen — und zerstörten Geistes zurückgekommen. Kehre um, solange es noch Zeit ist, und gehe den Weg, den die Füße der Sterblichen zu gehen haben.«

Aber ich schüttelte den Kopf und murmelte:

»Ich muß diesen Weg gehen. Es gibt keinen anderen mehr für mich.«

Daraufhin tat die priesterliche Gestalt noch einen Schritt vorwärts und neigte sich über mich.

Ich sah die Linien des uralten Gesichts aus der umgebenden Dunkelheit schimmern. Er flüsterte in mein Ohr:

»Wer mit uns in Berührung kommt, der verliert seine Zugehörigkeit zur Welt. Bist Du imstande, allein zu wandern?«

Ich antwortete: »Ich weiß es nicht.«

Er flüsterte weiter:

»Komme mit mir; und dann, wenn Du gesehen hast, antworte nochmals.«

Und ich sah gleich einer fernen Vision eine große Stadt mit vielen Straßen. Das Bild näherte sich schnell, bis ich in nächster Nähe ein altes Haus sah, das nah bei einem eingezäunten Platz stand. Ich sah eine düstere Treppe, die zu einem Dachzimmer hinauf führte. Mein gespenstischer Begleiter erschien plötzlich mitten in dem Zimmer, am Bett eines alten Mannes sitzend, dessen gebleichtes Haar und ungepflegter grauer Bart den richtigen Rahmen für sein gefurchtes Gesicht bildeten. Er mußte längst seinen Lebensabend überschritten haben, denn seine aschfarbige Haut hing lose auf den Knochen. Sein mageres, erschöpftes Gesicht erregte mein Mitleid, aber als ich ihn ansah, fröstelte ich, denn ich sah, wie sein Geist kämpfte, um den Leib zu verlassen, und in diesem gespenstischen Kampf konnte nur einer Sieger sein. Mein Führer sah die Gestalt in dem Bett mitleidig an. Er hob die Hand hoch und sagte:

»Einige Minuten noch, Bruder, und Du wirst Ruhe haben. Sieh,

ich habe Dir einen mitgebracht, der die geheimen Kräfte sucht. Laß Dein letztes Vermächtnis ein paar Worte für ihn sein.«

Ich wurde plötzlich Handelnder so gut wie Zeuge in dieser seltsamen Szene.

Mit einem krächzenden Stöhnen, das furchtbar anzuhören war, wandte der Sterbende den Kopf und sah mir ins Gesicht. Und wenn ich ins ferne Cathay wandern sollte, werde ich nie das Entsetzen vergessen, das ich in diesen Augen sah.

»Du bist jünger als ich«, murmelte er. »Aber ich habe die Welt einmal, zweimal, dreimal durchwandert. Auch ich suchte sie — oh, wie habe ich gesucht...!«

Er schwieg einen Augenblick, während sein Kopf auf das Kissen zurückfiel und er in den Seiten seiner Erinnerung suchte. Nun richtete er sich auf den Ellbogen auf, und streckte langsam den dünnen Arm aus. Die Hand mit den knochigen Fingern und dem harten Zugriff glich der eines Skeletts. Er nahm meine eigene Hand und hielt mein Handgelenk wie mit einem Schraubstock; er sah in meine Augen, und ich fühlte, daß er meine Seele suchte.

»Narr, Narr«, krächzte er, »die einzigen Kräfte, die ich fand, waren die des Fleisches und des Teufels. Es gibt keine anderen! Sie lügen! Hörst Du mich?«

Er schrie beinahe: »Sie lügen...!«

Die Anstrengung war zu groß für ihn. Er fiel tot auf sein Kissen zurück.

Mein Führer äußerte nichts, während er eine ganze Minute lang neben dem Bett wartete. Dann verschwand die Vision, und ich befand mich wieder in der Pyramide.

Er sah mich schweigend an, und ich gab seinen Blick schweigend zurück. Er las meine Gedanken.

Aus der Dunkelheit kamen seine letzten Worte:

»So sei es. Du hast gewählt. Beharre auf Deinem Entschluß, denn nun gibt es kein Zurück mehr. Leb wohl!« Und er verschwand.

Ich blieb allein mit dem anderen Geist, der bisher nur die Rolle eines schweigenden Zeugen gespielt hatte.

Er kam näher heran, so daß er nun vor dem Marmorsarge stand. Sein Gesicht erwies sich als das eines sehr, sehr alten Mannes. Ich wagte nicht, die Zahl seiner Jahre abzuschätzen.

»Mein Sohn, die mächtigen Herren der geheimen Kräfte haben Dich in ihre Hände genommen. Du wirst heute nacht in die Lehrhalle geführt werden«, erklärte er gelassen. »Strecke Dich auf diesem Stein aus. In früheren Tagen wäre es der andere gewesen, auf einem Lager von Papyrusblättern«, und er zeigte auf den sarkophagähnlichen Kasten.

Es kam mir nicht in den Sinn, etwas anderes zu tun, als meinem geheimnisvollen Besucher zu gehorchen. Ich legte mich also flach auf den Rücken.

Was nachher vor sich ging, ist mir heute noch nicht ganz klar. Es war, als hätte er mir unerwartet eine Dosis eines besonderen, langsam wirkenden Betäubungsmittels gegeben, denn alle meine Muskeln wurden steif, und danach kroch eine lethargische Lähmung über meine Glieder. Mein ganzer Körper wurde schwer und starr. Zuerst wurden meine Füße kälter und kälter. Dann bewegte sich diese Eiseskälte unmerklich aufwärts in die Beine, erreichte die Knie und stieg immer höher. Es war, als ob ich bei einer Bergbesteigung bis an den Gürtel in einen Schneehaufen gesunken wäre. Alles Gefühl der unteren Gliedmaßen war erstarrt.

Ich schien zunächst in einen Halbschlaf gefallen zu sein, und ich hatte das geheimnisvolle Vorgefühl, daß der Tod sich nahe. Es erschreckte mich freilich nicht, denn ich hatte mich schon lange von der alten Todesangst freigemacht und war dazu durchgedrungen, mich seiner Unausweichlichkeit philosophisch zu fügen.

Als dieses seltsame Kältegefühl mich weiter ergriff, über meinen zitternden Rücken kroch, meinen ganzen Körper überwältigte, fühlte ich mich innerlich auf einen Mittelpunkt meines Geistes zurücksinken, während mein Atem schwächer und schwächer wurde.

Als die Kälte meine Brust erreichte, und der übrige Körper völlig gelähmt war, kam so etwas ähnliches wie ein Herzkrampf, aber er ging schnell vorüber, und ich wußte, daß die letzte Krisis nahe war.

Hätte ich meine steifen Kinnbacken bewegen können, würde ich vielleicht bei dem nächsten Gedanken, der mir kam, gelacht haben.

Es war dieser:

»Morgen finden sie meinen Leichnam in der Großen Pyramide — und das ist mein Ende.«

Ich war ganz sicher, daß alle diese Empfindungen von dem Übergang meines eigenen Geistes aus seinem körperlichen Leben in die Regionen jenseits des Todes kamen.

Obwohl ich genau wußte, daß ich durch alle Gefühle des Sterbens ging, war jede Auflehnung verschwunden.

Schließlich erhielt sich mein konzentriertes Bewußtsein nur noch im Kopf, und ein letzter toller Wirbel ging durch mein Gehirn. Ich hatte das Gefühl, in einen tropischen Wirbelwind eingefangen zu sein, und aufwärts durch ein enges Loch zu fliegen. Dann kam ein Augenblick der Angst vor dem Hinausgeschleudertwerden in die Unendlichkeit, ich sprang ins Unbekannte — und war *frei!*

Kein anderes Wort könnte das wundervolle Gefühl der Befreiung ausdrücken, das ich empfand.

Ich hatte mich in ein geistiges Wesen verwandelt, ein denkendes und fühlendes Wesen, aber ohne die schwere Belastung des schweren fleischlichen Körpers, in den ich eingeschlossen gewesen war. Ich hatte geistergleich meinen irdischen Leib ganz verlassen, wie ein Toter, der aus seinem Grab aufersteht, aber ich war keineswegs in einem Zustand der Unbewußtheit. Mein Daseinsgefühl war sogar viel lebhafter als zuvor. Vor allem: mit diesem Übertritt zu höheren Regionen fühlte ich mich *frei*, selig, lustvoll frei, in dieser vierten Dimension, zu der ich durchgedrungen war.

Zuerst lag ich, über dem Steinblock schwebend, genau wie der Körper, den ich eben verlassen hatte. Dann kam das Gefühl, als ob eine unsichtbare Hand mich aufrichtete, und, nachdem sie mich etwas

vorwärts geschoben hatte, auf die Füße stellte. Schließlich hatte ich ein seltsam gemischtes Gefühl, als ob ich zugleich stünde und schwebte.

Ich blickte herab auf den verlassenen Körper aus Fleisch und Bein, der flach und reglos auf dem Steinblock lag. Das ausdruckslose Gesicht war nach oben gewandt, die Augen waren nur wenig geöffnet, aber die Pupillen glänzten hinreichend, um zu zeigen, daß die Lider nicht wirklich geschlossen waren. Die Hände waren über der Brust gekreuzt — bestimmt keine Haltung, die ich mich erinnern konnte, selbst eingenommen zu haben. Hatte jemand meine Hände gekreuzt, ohne daß ich die Bewegung bemerkt hatte? Füße und Beine waren Seite an Seite ausgestreckt, und berührten einander. Hier lag die scheinbar tote Gestalt meiner selbst, die Form, die ich verlassen hatte.

Ich beobachtete, daß eine Spur silbrigen, zarten Lichts von mir herabfloß von meinem neuen *Ich*, zu dem Geschöpf, das starr auf dem Block lag. Das war überraschend, aber noch überraschender war meine Entdeckung, daß diese geheimnisvolle psychische Nabelschnur zur Beleuchtung der Ecke der Königskammer beitrug, in der ich schwebte. Die Steine der Wände schienen von einem sanften, mondscheinartigen Licht bestrahlt.

Ich war nur ein Phantom, ein körperloses Geschöpf, das im Raume schwebte. Ich wußte nun endlich, warum diese weisen alten Ägypter in ihren Hieroglyphen die menschliche Seele als Vogel symbolisiert hatten. Ich hatte ein Gefühl zunehmender Höhe und Breite empfunden, eine Ausdehnung, als ob ich Flügel hätte. War ich nicht in die Luft geschwebt und schwebend über meinem verlassenen Körper verblieben, wie ein Vogel gen Himmel steigt und rund um einen Punkt kreist? Hatte ich nicht das Gefühl, von einer großen Leere umgeben zu sein? Ja, das Vogelsymbol entsprach der Wahrheit.

Ja, ich war in die Unendlichkeit aufgestiegen, ich hatte meine Seele befreit von ihrer irdischen Bindung, mich selbst in zwei Zwillingshälften geteilt, und jene Welt verlassen, die ich so lange gekannt hatte. Ich hatte das Gefühl, zu Äther verwandelt und ganz leicht zu sein in diesem zweiten Leib, den ich nun bewohnte. Als ich herabsah

auf den kalten Steinblock, auf dem mein Körper lag, beherrschte mich ein einziger Gedanke, überwältigte mich eine einzige Erkenntnis. Sie äußerte sich in wenigen stillen Worten in mir selbst:

»Dies ist der Zustand des Todes. Nun weiß ich, daß ich eine Seele bin, daß ich außerhalb des Leibes existieren kann. Und ich werde es immer glauben, weil ich es erprobt habe.«

Diese Tatsache hielt mich mit eisernem Griff, während ich mich leicht über meine leere fleischliche Hülle erhoben hatte. Ich hatte die Frage des Fortlebens auf eine, wie mir schien, sehr befriedigende Weise gelöst — durch tatsächliches Sterben und Weiterleben!

Und ich fuhr fort, mein verlassenes Überbleibsel zu betrachten. Irgendwie fesselte es mich. War diese abgelegte Form das Ding, das ich so lange Jahre hindurch für mich selbst gehalten hatte? Ich wurde mir völlig klar darüber, daß sie nichts war als vernunftlose, unbewußte fleischliche Materie. Als ich diese blicklosen, leeren Augen sah, packte mich die Ironie der ganzen Situation mit Gewalt. Mein irdischer Leib hatte mich, mein eigentliches *Ich*, tatsächlich gefangen gehalten, aber nun war ich frei. Ich war auf diesem Planeten hin- und hergetragen worden durch einen Organismus, den ich lange mit meinem wahren zentralen Selbst verwechselt hatte. Die Schwerkraft schien aufgehoben, und ich schwebte tatsächlich in der Luft, mit dem seltsamen Gefühl, halb zu hängen, halb zu stehen.

Plötzlich erschien neben mir der alte Priester, ernst und undurchdringlich. Mit erhobenen Augen und noch veredelterem Gesichtsausdruck betete er ehrfurchtsvoll:

»O, Amen, O Amen, der Du im Himmel bist, wende Dein Antlitz dem toten Leibe Deines Sohnes zu und laß es ihm wohlgehen in der geistigen Welt. Es ist vollendet.«

Und dann wandte er sich an mich:

»Du hast nun die große Weisheit gelernt. Der Mensch, der aus dem Unsterblichen geboren ist, kann niemals wirklich sterben. Setze diese Wahrheit in Worte, die von den Menschen verstanden werden. Sieh her!«

Und aus der Unendlichkeit tauchte das halbvergessene Antlitz einer Frau auf, deren Beerdigung ich vor mehr als zwanzig Jahren beigewohnt hatte. Dann kamen die wohlbekanntenen Züge eines Mannes, der mir mehr als ein Freund gewesen war, und den ich zuletzt in einem Sarg hatte liegen sehen vor 12 Jahren, und schließlich das holde, lächelnde Bild eines Kindes, das ich kannte, das einem Unfall zum Opfer gefallen war.

Diese drei sahen mit stillen Gesichtern nach mir hin, und ich hörte ihre freundlichen Stimmen noch einmal um mich her. Ich wechselte ein paar kurze Worte mit den sogenannten Toten, die sich alsbald auflösten und entschwanden.

»Sie leben, genau wie Du lebst, wie sogar diese Pyramide lebt, die den Tod der halben Welt gesehen hat«, sagte der Hohepriester.

»Wisse, mein Sohn, daß in diesem alten Tempel die verlorene Erinnerung an die frühen Menschengeschlechter ruht, und an den Bund, den sie mit ihrem Schöpfer durch den ersten Seiner großen Propheten geschlossen. Wisse außerdem, daß auserwählte Männer von altersher hierhergebracht wurden, um ihnen den Bund zu zeigen, damit sie zu ihren Mitmenschen zurückkehren und das große Geheimnis lebendig erhalten sollten. Nimm die Warnung mit Dir, daß, wenn Menschen ihren Schöpfer vergessen und ihre Mitmenschen hassen, wie die Fürsten von Atlantis, in deren Zeit die Pyramide erbaut wurde, sie durch das Gewicht ihrer eigenen Bosheit, so wie das Volk der Atlanter, zerstört werden.

Nicht der Schöpfer hat Atlantis versenkt, sondern der Eigennutz, die Grausamkeit, die geistige Blindheit des Volkes, das auf diesen verurteilten Inseln lebte. Der Schöpfer liebt alle; aber das Leben der Menschen wird durch unsichtbare Gesetze regiert, die Er ihnen gegeben hat. Nimm diese Warnung mit zurück!«

Mich erfaßte der heiße Wunsch, diesen geheimnisvollen Bund zu sehen, und der Geist mußte meine Gedanken gelesen haben, denn er sagte schnell:

»Alle Dinge haben ihre Stunde. Nicht jetzt, mein Sohn, nicht jetzt.«

Ich war enttäuscht.

Er sah mich einige Sekunden lang an.

»Kein Mann Deines Volkes hat bisher die Erlaubnis bekommen, dies zu sehen, aber da Du ein Mann bist, der in solchen Dingen gelehrt ist und Du voll guten Willens und mit Verständnis in Deinem Herzen zu uns gekommen bist, sollst Du eine Befriedigung haben. Komm mit mir!«

Und dann ereignete sich etwas Sonderbares. Ich schien in eine Art von Halbschlaf zu verfallen, mein Bewußtsein war momentan ausgelöscht, und das nächste, was mir bewußt wurde, war, daß ich in einen anderen Raum gebracht worden war. Ich befand mich in einem langen Gang, der schwach beleuchtet war, obwohl weder Lampe noch Fenster vorhanden schien. Ich vermutete, daß der Beleuchtungskörper kein anderer war, als die Lichtemanation meines Begleiters, zusammen mit der Ausstrahlung des leuchtenden ätherischen Lichtbandes, das ich hinter mir herzog, aber die Erklärung genügte nicht. Die Wände bestanden aus rosaschimmerndem terrakottafarbenem Stein, der in dünnen Platten aufs engste zusammengefügt war. Der Boden senkte sich abwärts, in genau dem gleichen Winkel, in dem der Pyramideneingang selbst abwärts geht. Die Maurerarbeit war sauber ausgeführt, der Gang war quadratisch und ziemlich niedrig, aber nicht unbequem. Ich konnte die Quelle seiner geheimnisvollen Beleuchtung nicht entdecken, aber das Innere war hell, als brennte eine Lampe*.

Der Hohepriester bat mich, ihm ein kleines Stückchen den Gang hinunter zu folgen. »Schau nicht zurück«, warnte er mich, »und wende

* Dr. Abate Pascha, Vizepräsident des Institut Egyptien, verbrachte eine Nacht in der Wüste, in der Nähe der Pyramiden, zusammen mit Mr. William Groff, einem Mitglied des Instituts. Im offiziellen Rapport über ihre Erfahrungen sagte der letztere: »Gegen acht Uhr abends bemerkte ich ein Licht, das sich langsam um die Dritte Pyramide bis fast zur Spitze hinaufbewegte. Es war wie eine schmale Flamme. Das Licht kreiste dreimal um die Pyramide und verschwand dann. Ich beobachtete sorgfältig die Pyramide während eines großen Teils der Nacht; gegen elf Uhr sah ich

den Kopf nicht um.« Wir gingen ein wenig abwärts, da sah ich einen großen tempelartigen Raum sich am anderen Ende auftun. Ich wußte genau, daß ich mich innerhalb oder unterhalb der Pyramide befand, aber ich hatte niemals zuvor einen derartigen Gang oder einen solchen Raum gesehen. Offenbar waren sie geheim und hatten bis zu diesem Tag jeder Entdeckung widerstanden.

Ich hatte ein Gefühl leidenschaftlicher Aufregung über diese erstaunliche Entdeckung, und eine ebensolche Neugierde ergriff mich, zu erfahren, wo und wie der Zugang war. Endlich *mußte* ich den Kopf wenden, und rasch nach rückwärts schauen, wo ich die geheime Türe zu erblicken hoffte. Ich war ohne sichtbaren Eingang hierher gekommen, aber ich sah, daß das, was am anderen Ende eine Öffnung hätte sein müssen, mit viereckigen Blöcken geschlossen und vermauert war. Ich sah nichts als eine nackte Wand. Dann, durch eine unwiderstehliche Kraft rasch fortgewirbelt, schwebte ich wieder im Unendlichen und alles war verschwunden. Ich hörte die Worte: »Noch nicht, noch nicht« wie ein Echo sich wiederholen, und wenige Sekunden später sah ich wieder meinen leblosen, unbewußten Körper auf dem Stein liegen.

»Mein Sohn«, murmelte der Hohepriester, »es ist gleichgültig, ob Du die Türe entdeckst oder nicht. Finde Du den geheimen Eingang in Dir selbst, der Dich in die verborgene Kammer Deiner eigenen Seele führen wird, und Du wirst das wahrhaft Wertvolle gefunden haben. Das Mysterium der Großen Pyramide ist das Geheimnis Deines eigenen *Ichs*. Die geheimen Kammern und alten Urkunden finden sich alle in Deinem eigenen Wesen. Was die Pyramide lehrt, ist, daß der Mensch sich nach innen kehren, sich zu der unbekanntten Mitte seines

wieder das gleiche Licht, aber diesmal war es bläulich. Es stieg langsam in einer fast geraden Linie aufwärts, bis zu einer gewissen Höhe über dem Gipfel der Pyramide und verschwand dann. Durch fortgesetzte Nachfrage bei den Beduinen erfuhr Mr. Groff, daß dieses mysteriöse Licht schon früher mehr oder weniger häufig gesehen worden war. Daß es existiere, wird seit mehreren Jahrhunderten überliefert. Die Araber schrieben es Schutzgeistern der Pyramide zu, aber Groff suchte nach einer natürlichen Erklärung, die er freilich nicht fand.

Seins hinfinden muß, um seine Seele zu entdecken, so wie er sich in die unbekanntes Tiefen dieses Tempels wagen muß, um dessen tiefstes Geheimnis zu erforschen. Lebewohl!«

Meine Gedanken wurden von einem Wirbel erfaßt; ich glitt hilflos abwärts, immer abwärts gezogen; eine schwere Betäubung kam über mich, und mir schien, als sänke ich zurück in meinen physischen Leib. Ich spannte meinen Willen an, um mit allen Kräften die steifen Muskeln zu bewegen, aber es gelang mir nicht, und schließlich fiel ich in Ohnmacht ...

Ich öffnete erschreckt die Augen in tiefster Dunkelheit. Als die Starre sich löste, tasteten meine Hände nach der Lampe und knipsten das Licht an. Ich war wieder in der Königskammer, immer noch furchtbar erregt, so erregt, daß ich aufsprang und laut schrie; meine Stimme klang in gedämpftem Echo zurück. Aber anstatt den Boden unter meinen Füßen zu spüren, schien ich ins Lere zu fallen. Ich rettete mich nur dadurch, daß ich mich mit beiden Händen an den Steinblock klammerte und mich so festhielt. Ich stellte dann fest, was geschehen war. Während ich aufstand, hatte ich mich unwissentlich nach dem anderen Ende des Blockes bewegt, und meine Füße hingen nun über dem ausgegrabenen Loch in der Nordwestecke des Bodens.

Ich richtete mich auf und brachte mich in Sicherheit, ergriff die Lampe und beleuchtete meine Uhr. Das Glas war an zwei Stellen zerbrochen, wo ich Hand und Gelenk beim Aufspringen gegen die Wand gedrückt hatte, aber das Werk tickte munter weiter. Und dann, als ich die Zeit feststellte, lachte ich beinahe laut, trotz der Feierlichkeit meiner Umgebung.

Denn es war genau die Zeit der melodramatischen Mitternachtsstunde; beide Zeiger standen auf zwölf, nicht mehr und nicht weniger!

Als die bewaffnete Polizeiwache kurz nach Beginn der Morgendämmerung das eiserne Gitter öffnete, stolperte eine staubige, über-

nächtige Gestalt mit müden Augen aus dem dunklen Eingang der Großen Pyramide. Sie verfolgte ihren Weg über die großen Steinblöcke in der frühen Morgensonne, und sah mit blinzelnenden Augen in die flache, wohlbekanntes Landschaft. Das erste, was sie tat, war, ein paarmal tief Atem zu holen, einen Atemzug nach dem anderen, dann wandte sie instinktiv das Gesicht hinauf zur Sonne, zu Ra, und dankte ihm für sein gesegnetes Geschenk an die Menschheit: das Licht.



V. Kapitel

BEI EINEM ZAUBERER IN KAIRO

Das Leben in Kairo ist ein Leben in zwei Welten. Man gerät in die alte arabische Welt, sowie man sich von dem großen zentralen Platz der Ataba-el-Khadra ostwärts entfernt, und man kehrt in die moderne europäische Welt zurück, sobald man sich westwärts wendet. Es ist ein seltsames Leben hier, wo Orient und Okzident, Mittelalter und Neuzeit, östliche Farbigkeit und östlicher Schmutz und westliches Grau in Grau und westliche Reinlichkeit einander begegnen und gegenüberstehen, unter dem unwiderstehlichen Druck unserer Zeit.

Und in Kairo war es, daß ich Medien und Magier, Wahrsager und Astrologen, Zauberer, Fakire und heilige Männer in Mengen traf. Sie waren da, in all ihren siebenundfünfzig Abarten, trotz des Stirnrunzeln und der Beschränkungen der Regierung, die ihre Abneigung dadurch bewies, daß sie ihre Tätigkeit zum großen Teil gesetzlich verboten hatte, und nicht zögerte, das Gesetz häufig praktisch anzuwenden. Ich muß gestehen — trotz meiner Sympathie zu einigen der Betroffenen —, daß die Regierung reichlich zu ihren Verboten herausgefordert wurde. Scharlatane machten Jagd auf Gutgläubige, unverantwortlichen Schwätzern hörte man ehrfürchtig zu, und selbstbetrügerische »Seher« nahm man so wichtig wie sie sich selbst. Den Schaden, der durch die Wahrsager angerichtet wurde, von deren Prophezeiungen man oft seine Handlungen bestimmen ließ, wird man nie in vollem Umfang erfahren, doch wußte man genug, um seitens der Regierung einzugreifen. Aber es gab einige Persönlichkeiten, die mich, abgesehen von ihrem Beruf, interessierten. So gab es einen Zauberer, der vor meinen Augen ein Huhn durch seine Magie und seine Gebete tötete. Es gab eine Sudannegerin und Hexenmeisterin, die

mit Recht Indien als *das* Land bezeichnete, in dem ich viel Glück haben würde, und dann noch einige ganz falsche Dinge prophezeite. Da war ferner ein junger Ägypter mit syrisch-christlichen Vorfahren, der fest glaubte, er sei eine Reinkarnation des Propheten Elia, und der ganz das weltverachtende Leben eines solchen Propheten führte. Dann kannte ich eine Französin im Europäerviertel, die ohne Schwierigkeit mit dicht verbundenen Augen Gedrucktes lesen konnte, wenn man sie in einen hypnotischen Trancezustand versetzte. Da war ein komischer alter Mann, der mit seinen Schülern in einem großen Haus lebte, das an eine riesige Moschee stieß, und der so weltverloren war, daß er fast seine ganze Zeit damit verbrachte, sich laut mit Geistern zu unterhalten. Dann kannte ich eine tapfere und mutige Dame, die König Ibn Sauds Verbot übertreten und heimlich Filmaufnahmen vom heiligen Mekka gemacht hatte. Derzeit war sie aber damit beschäftigt, heilige Dinge mit Hilfe von Engeln zu lernen. Es gab einen berühmten Fakir, Tahra Bey, dem es nichts ausmachte, sich einen Dolch durch den Hals zu stoßen, oder seine Brust dicht über dem Herzen zu durchbohren; er überstand ohne zu bluten und ohne jede Verletzung diese unsympathische Operation. Und dann gab es noch einige andere, die mein Interesse erregten und die ich beobachtete. Da ich innerhalb des Raumes, der mir dafür zur Verfügung steht, nicht über sie alle schreiben kann, will ich wenigstens einigen von ihnen diese flüchtige Erinnerung widmen.

Es gab auch noch eine andere Phase des Lebens in Kairo, die mich stark anzog, und das war die religiöse Seite, denn seit mehr als tausend Jahren war Kairo der Kernpunkt der mohammedanischen Kultur gewesen. Der durchschnittliche Okzidentale weiß so wenig von der großen Religion des Islam, so verkehrt sind seine diesbezüglichen Anschauungen, daß es mir der Mühe wert schien, ein ganzes Kapitel darauf zu verwenden, den Islam zu schildern, wie ich ihn erlebt habe.

Der Zauberer, der die seltsame Sache mit dem Huhn vollbrachte, wird in diesem Bericht namenlos bleiben, weil ich einem hohen ägyptischen Regierungsbeamten versprach, ihn nicht der Öffentlichkeit preiszugeben. Es ist nicht nötig, hier auf die Gründe für diese Bitte einzugehen, aber sie genügen, und so lasse ich ihn inkognito und behalte auch die ausgezeichneten Bilder zurück, die ich von dem Zauberer, seinem Haus und seiner Darbietung aufgenommen hatte.

Ich entdeckte ihn an einem schwülen Nachmittag, nach langem Fragen und vielem Umherstreifen. Ich war durch eine breite Straße gegangen, die noch mit alten Steinen gepflastert war, und bog in das lärmende, menschenerfüllte, malerische alte Quartier ein, das mit seinen engen Gäßchen zwischen der El Azhar-Moschee und dem düsteren Friedhof von Bab el Wazir liegt. Ein Zug von Kamelen war in die Stadt gekommen. Jedes Tier trug eine kleine Glocke, so daß die ganze Prozession einen heiteren, klingelnden Lärm machte. Ich suchte zu Fuß und allein meinen Weg durch die dunkeln Gassen, um das Haus des Zauberers zu finden. Ich mußte durch ein Labyrinth von gedrängtvollen Nebengäßchen, die so eng waren, daß der Himmel nur wie ein unregelmäßiger Schlitz zwischen den Hausdächern wirkte. Indessen schuf die Sonne, die über diese unregelmäßigen Straßen hinspielte, eine malerische Studie scharfer Trennung von Licht und Schatten.

Ich fand schließlich durch die gewundene Straße voll weißen Staubes, der von den kahlen Mokattamhügeln jenseits der nahen Stadtgrenze hergeblasen wurde, sein Haus.

Es war groß und wirkte mittelalterlich, da die Front aus länglichen buntbemalten Steinblöcken gebaut war. Der obere Teil besaß mehrere, mit starken Läden versehene Fenster. Zwei schwere, geschnitzte und ornamentierte Doppeltüren öffneten sich nach innen auf einen kleinen, aber hohen Vorplatz, wo ich ein paar Stühle und einen niedrigen Kaffeetisch, aber kein Anzeichen von irgend jemandes Anwesenheit

vorfand. Ich spähte durch eine andere Türe in den Nebenraum, doch auch dort war niemand. Daraufhin ging ich durch einen schmalen mit Steinen gepflasterten Gang in einen inneren Hof, in dem ein Durcheinander von angehäuften Papier und umfangreichen Dokumenten lag, die so völlig verstaubt aussahen, daß man annehmen konnte, dieser offene Hof diene etwa als Aufbewahrungsraum für des Zauberers ältere Archive. Ich ging etwa fünf Minuten lang betäubt herum und fragte mich, wann und woher irgend jemand in Erscheinung treten würde. Da ich nach wie vor keinen Menschen fand, kehrte ich auf die Straße zurück und holte eine Nachbarin, die allein in das obere Stockwerk hinaufstieg. Einige Minuten später kam sie mit einem etwa siebzehnjährigen Jüngling herunter. Dieser sprach mich mit sanfter Stimme, etwas zögernd, an:

»Was wünschen Sie, bitte?«

Als ich den Namen des Zauberers erwähnte, trat er erstaunt zurück. Offenbar schienen keine Europäer zu den Klienten zu gehören.

»Meinen Vater!« rief er; »bitte, warum wünschen Sie ihn zu sehen?«

Ich erklärte meine Absichten und zeigte ein mit Bleistift ausgefertigtes Einführungsschreiben. Als er die Unterschrift sah, las ich aus dem Aufleuchten seiner Augen, daß ich willkommen war.

»Kommen Sie! Setzen Sie sich!«

Er führte mich in das Zimmer neben dem Vorplatz und zeigte einladend auf einen mit weißem Stoff bedeckten Divan.

Er verschwand wieder nach oben, von wo er sofort zurückkehrte. Ich hörte das Geräusch leiser, schlürfender Schritte, und hinter ihm erschien im Zimmer ein schwer gebauter Mann von etwa sechzig, der seine Stirne zum Gruß berührte, als er durch die Türe trat.

Sein Kopf und seine Schultern waren mit einem weißen Schal bedeckt, aus dem eine Locke rabenschwarzen Haares herausfiel. Sein Gesicht war breit, freundlich, mit starkem Schnurrbart, aber nur einem leichten Kinnbart. Seine Augen schienen groß zu sein, aber er sah fortwährend zu Boden, und verbarg sie sorgfältig unter den gesenkten

Lidern, so daß sie ganz schmal erschienen. Er bat mich, sitzen zu bleiben, und ließ sich selbst in einem großen Lehnstuhl nieder.

§

Ich sah mich in dem Raum um, der hoch und kühl war, aber ein merkwürdiges Durcheinander von allem Möglichen enthielt. Die Wände waren mit länglichen Paneelen geschmückt, auf denen schön geschriebene Verse aus dem Koran in Rot auf gelbem Grund standen. Zwei ausgestopfte braune Ottern lagen in einer Wandnische. Berge von Dokumenten füllten die Fensterbretter; nach dem Staub zu schließen, unter dem sie begraben lagen, waren sie jahrelang nicht berührt worden. Ein gedruckter arabischer Almanach lag auf dem Kissen neben mir, während mehrere leere Tintenflaschen verstreut herumstanden.

Mit wenigen einsilbigen Worten sagte mir der Zauberer, wie gehrt er durch meinen Besuch sei, und bat mich, eine leichte Erfrischung anzunehmen, ehe wir uns mit etwas anderem befaßten. Ich dankte ihm, bat ihn aber, die Gewohnheit ägyptischer Gastgeber kennend, sich nicht für mich um Kaffee zu bemühen, da ich niemals welchen trinke. Er schlug persischen Tee vor, ein köstliches Getränk, das ich gerne annahm. Während ein beflissener Diener in den nächsten Basar eilte, versuchte ich, den alten Mann in ein aufschlußreiches Gespräch zu ziehen. Meine Versuche waren umsonst, denn außer den knappsten Einsilbigkeiten, wie die ägyptische Etikette sie verlangt, sagte er nichts über sich selbst.

Statt dessen drehte er den Stiel um und unterwarf mich einem scharfen Kreuzverhör. Ich beantwortete seine Fragen frank und frei, so daß er, während der Diener kleine Schalen typisch ägyptischer Süßigkeiten auftrachte — große Kuchen von gebackenem, mit Honig vermishtem Weizenmehl, Bananen, Biskuits und winzige Gläschen persischen Tees —, etwas aufgeschlossener wurde. Vor allem als er

bemerkte, daß ich nicht die Absicht hatte, ihn auszuholen, um seine Methoden lächerlich zu machen oder seine wahrscheinliche Scharlatanerie bloßzustellen, wurde er sehr nett. Aber dahinter spürte ich doch die ganze Zeit über eine große Vorsicht, als ob er es nicht riskieren könne, dem neugierigen Angehörigen eines fremden Landes Einblick in sein Leben zu gewähren.

Immerhin anerbote er sich, mein Horoskop zu stellen, wenn ich ihm meinen Namen, meines Vaters Namen, mein Geburtsdatum und den Ort meiner Geburt angeben würde. Ich versuchte ihm klar zu machen, daß ich nicht deswegen zu ihm gekommen war, und daß ohnehin die Zukunftsvoraussagen so viele Widersprüche zwischen den einzelnen Wahrsagern ergäben, daß ich es vorziehe, unwissend zu bleiben, als den Versuch zu machen, zu versöhnen, was hoffnungslos unversöhnlich war. Der alte Mann wollte aber nicht so schnell nachgeben und erklärte: ob ich es wünsche oder nicht, er hätte nun genügend Interesse für mich, daß er die Himmelskarte meines Geburtsdatums studieren und eine Deutung ausarbeiten wolle, die seine eigene Neugier und hoffentlich auch meine befriedigen würde. Ich gab schließlich seinem Drängen nach und überließ ihm die gewünschten Daten.

Dann bat er mich, meine Hand auf ein Stück Papier zu legen und ihn die Umrisse mit einem Bleistift zeichnen zu lassen. In diese Skizze schrieb er ein paar arabische Worte. Warum er es tat, habe ich nie herausgefunden.

Ich schnitt das Thema seiner Magie an, aber er speiste mich mit einer unverbindlichen Antwort ab. Ich hatte gehört, er sei wahrscheinlich der bedeutendste Zauberer in Kairo, was immer nun eine solche Empfehlung wert sein mochte.

Geschickt steuerte er die Unterhaltung in eine andere Richtung, so daß ich die Zeit damit verbringen mußte, ihm vom europäischen Leben zu erzählen.

»Kommen Sie in fünf Tagen wieder«, sagte er, als er von seinem Stuhl aufstand.

Ich kam pünktlich wieder, und nach den üblichen Gastgeberhöflichkeiten brachte er ein paar Bogen Papier, die mit arabischen Schriftzügen bedeckt waren und, wie er mir versicherte, mein Horoskop enthielten. Ich war auf diese Weise gezwungen, etwas anzunehmen, was ich nie verlangt hatte, und eine Bezahlung anzubieten, die er erst ablehnte, dann entgegennahm.

Doch nun kam eine unerwartete Änderung seines Benehmens. Er bot mir an, mir etwas von seiner Magie zu zeigen.

»Geben Sie mir Ihr Taschentuch«, sagte er, und als ich gehorcht hatte, gab er es mir sofort zurück.

»Gut! Nun zerreißen Sie es in zwei Hälften.« Ich tat es. Dann nahm er eine der Hälften und schrieb mit einer Feder etwas darauf, die er in eine der Flaschen tauchte, welche auf dem Tisch standen. Als er mit dem Schreiben fertig war, faltete er das Stück Leinen zusammen und sagte mir, indem er es mir zurückgab, ich solle es in einen kupfernen Aschenbecher legen, der neben mir auf dem Divan stand. Ich wartete mit einigem Interesse auf die nächste Operation. Der alte Mann nahm ein Blatt Papier und zeichnete ein großes Dreieck darauf; innerhalb des Dreiecks schrieb er einige geheimnisvolle Zeichen und ein paar arabische Buchstaben. Er gab mir das Papier und hieß mich, es auf das zusammengefaltete Leinentüchlein zu legen. Ich gehorchte. Es gab eine Stille von etwa einer Minute, er murmelte ein paar Sätze in einem unverständlichen Jargon, während er die Augen fest schloß und dann plötzlich die schweren Lider wieder hob.

Beinahe sofort fing das zerrissene Taschentuch Feuer und verbrannte in der Schale neben mir. Die Flamme schoß zu meinem Erstaunen hochauf in die Luft und verwandelte sich dann in eine dichte Rauchwolke, die den ganzen Raum erfüllte. Man konnte kaum noch atmen, die Augen schmerzten, und ich stand hastig auf, um zur Türe zu gehen. Aber der Magier war vor mir dort, rief nach dem Diener und befahl demselben, alle Fenster zu öffnen und so die Luft ins Zimmer zu lassen.

Ob das Kunststück echte Magie oder ein guter Trick mit Hilfe

entzündlicher Chemikalien war, beschäftigte mich nicht weiter, da ich den Sinn der ganzen Demonstration nicht einsehen konnte.

»Wie konnten Sie das Taschentuch entzünden?« fragte ich ihn.

»Mit Hilfe meiner Geister«, war die Erklärung, die nichts erklärte. Ich gab es daraufhin auf. Es ist die übliche Erklärung, die man in Ägypten überall hört, wo es sich irgendwie um Übernatürliches handelt.

»Kommen Sie in drei Tagen wieder«, sagte er, »aber vergessen Sie nicht, ein weißes Huhn mitzubringen. Da ich etwas in Ihnen sehe, was mir gefällt, werde ich Ihnen freiwillig einen Dienst erweisen. Bringen Sie mir das weiße Huhn, und mit ihm werde ich einen Zauber vollbringen, der Ihnen einen Geist dienstbar macht. Vergessen Sie nicht: das Huhn soll weder zu jung noch zu alt sein und keine andre Farbe haben.«

Ich dachte an die afrikanischen Zauberdoktoren, welche den weißen Hühnern die Gurgel durchschneiden, und dann das Blut über die Köpfe ihrer Patienten spritzen, und lehnte das großmütige Angebot ab. Er versuchte mich mehrmals zu überreden und versicherte mir mit Bestimmtheit, daß die magische Handlung, die er beabsichtige, die Hilfe eines mächtigen Geistes herbeirufen würde, der für mich arbeiten sollte. Ich lehnte weiterhin ab. Schließlich fing er mich doch ein. Ich sagte ihm, solche Zeremonien seien nicht nach meinem Geschmack, und ich zöge es vor, mich ihrer vorgeblichen Resultate nicht zu bedienen. Er versprach mir sofort, es würde keinerlei Blutvergießen irgendwelcher Art geben, und auf diese Versicherung hin gab ich nach.

§

Wieder einmal wirbelte ich kleine Staubwolken auf, als ich durch das enge Gäßchen ging, das zu dem alten Haus des Magiers führte. Diesmal kam ich vom Geflügelbasar, der ein kleines Stückchen hinter dem Ataba-el-Khadra-Platz liegt. Ein fettes kleines weißes Huhn barg ich unter meinem rechten Arm. Ich konnte seinen warmen Herzschlag

unter dem Druck meiner Hand spüren, und war gespannt, was für ein böses Schicksal ihm der alte Mann wohl zgedacht hatte.

Als ich ankam, verlor das Gesicht des Zauberers seinen gewöhnlichen Ernst und überzog sich mit einem Lächeln. Er drückte seine Freude darüber aus, daß ich seinen Wunsch erfüllt hatte. Er bat mich, das Huhn in die Mitte des Fußteppichs zu setzen und dann dreimal über ein Weihrauchgefäß zu steigen, das in einer Ecke stand. Nachdem ich das getan hatte und durch die Wolke von duftendem Rauch geschritten war, ließ ich mich auf dem Divan nieder und beobachtete beide, den Mann und das Huhn. Jener nahm ein Blatt Papier und zeichnete ein kleines Viereck darauf, das er in neun kleine Vierecke einteilte. In jedes derselben schrieb er ein kabbalistisches Zeichen oder einen arabischen Buchstaben. Dann begann er halblaut eine mystische Beschwörung zu murmeln, während er das Huhn mit den Augen fixierte. Sein Geflüster wurde hin und wieder durch eine Bewegung seines rechten Zeigefingers, der ausgestreckt war wie zu einem Befehl, unterstrichen. Das arme Geschöpf wurde ängstlich und rannte in eine Ecke des Zimmers, wo es sich unter einen Stuhl verkroch. Der Zauberer bat mich daraufhin, es zurück in die Mitte des Fußbodens zu bringen. Ich mochte es nicht wieder anrühren und sagte ihm das. Sein Sohn, der eben hereingekommen war, fing den Vogel ein und setzte ihn auf den Fleck, von dem er entflohen war.

Noch einmal flatterte es herum und wollte ein zweitesmal in die Ecke flüchten, als der Zauberer ihm mit fester Stimme befahl, umzukehren. Das Huhn blieb sofort stehen.

Da bemerkte ich, daß es anfang, am ganzen Körper zu zittern, so daß die Federn sich hin- und herbewegten.

Der Magier verlangte von mir, ich sollte wieder dreimal über das Weihrauchbecken steigen, wie zuvor. Als ich zum Divan zurückkam, bemerkte ich, daß das Huhn nun nicht länger den Zauberer ansah, sondern seine Kugelaugen auf mich richtete, und im folgenden nicht mehr von mir abwandte.

Und dann beobachtete ich etwas außerordentliches. Die Atmung

Das Vogel-Mensch-Symbol der befreiten menschlichen Seele

Gemälde von N. V. Haywood





Der Magier

Die sudanesische Zauber-Doktorin



... und sein Haus

Der junge Syrer »Elyaba«



des kleinen Geschöpfes wurde mühsam und schwer; jeder Atemzug wurde ein scharfes Keuchen, während der Schnabel sich nicht mehr schloß, als ob das Tier ständig um Luft kämpfte.

Der Zauberer hatte sein kabbalistisches Papier neben sich auf den Boden gelegt, leise zog er sich nun zurück, bis er den Raum verlassen hatte und in der offenen Türe stand, wo er anfang, seine seltsamen Zauberworte zu murmeln, während er das Huhn ständig scharf anblickte. Seine halbgesungenen, unverständlichen, befehlenden Worte wurden allmählich lauter und versetzten den Vogel in einen halb leblosen Zustand. Schließlich wurde das Tier so schwach, daß seine Beine versagten und es auf den Boden sank, obwohl es noch imstande war, den Körper aufrecht zu halten. Zwei Minuten vergingen, und dann war auch das nicht mehr möglich. Es drehte sich auf die Seite und streckte sich aus. Aber noch revoltierte es gegen sein Schicksal. Es machte einen verzweifelten Versuch, wieder auf die Beine zu kommen, fiel jedoch erschöpft zurück. Einige Minuten vergingen, bis es eine konvulsive Bewegung machte und seinen Körper krampfhaft zusammenzog, während die Federn leise flatterten. Dann ließen die Bewegungen nach und hörten schließlich ganz auf. Das Fleisch wurde steif, der Kopf erstarrte, und ich stellte fest, daß das warme kleine Geschöpf, das ich erst vor einer halben Stunde vom Basar hergebracht hatte, nun tot war. Ich stand sprachlos auf bei diesem erstaunlichen Anblick. Ich hatte ein peinvolles Gefühl im Herzen.

Der alte Mann bat mich, mein Taschentuch über den Körper zu breiten. Er sprach mit eindrucklicher Stimme:

»Der Zauber war erfolgreich. In Zukunft wird der Geist, der das Leben dieses Huhnes zerstörte als Zeichen dafür, daß er bereit sei, Ihnen zu dienen, zu Ihrem Wohl arbeiten. Manchmal, wenn ich diesen Zauber ausübe, stirbt das Huhn nicht. Das ist ein Zeichen, daß der Geist es ablehnt, der betreffenden Person zu helfen.«

Mein merkwürdiger Gastgeber hielt die Augen ständig niedergeschlagen, eine Tatsache, die ich während der ganzen Zeremonie beobachtete. Seine nächste Äußerung gab eine seltsame Erklärung dafür.

»Wenn ich meine Zaubersprüche spreche, um einen Geist herbeizurufen, und wenn ich ihm meine Befehle erteile, sehe ich ihn nie an, das ist eine der Vorschriften, die man beachten muß. Aber das Opfer ist noch nicht beendet. Sie müssen das Huhn einwickeln, es mit sich nach Hause nehmen und es eingewickelt bis morgen aufbewahren. Dann, wenn die Mitternachtsstunde naht, sollen Sie auf die Kasr-el-Nil-Brücke gehen und die Leiche in den Nil werfen. Vergessen Sie nicht, während Sie sie fortwerfen, einen Wunsch zu äußern. Eines Tages wird der Geist dafür sorgen, daß er erfüllt wird.«

Mein Taschentuch war zu klein, um das Huhn völlig zu umhüllen, und als ich mich in dem Zimmer umsah, hob ich eine Nummer des »Al Ahram« (Die Pyramide), der populären Zeitung von Kairo, auf, und wickelte sie um den halbbedeckten Vogel. Als ich heimkam, gab ich ihn meinem jungen arabischen Diener mit dem Befehl, das Paket bis zur folgenden Nacht aufzuheben, es aber weder aufzumachen noch anzurühren. Doch die Warnung war unnötig. Ich bemerkte leichthin, es sei ein Opferhuhn, das ein Zauberer getötet hätte und dürfe unter keinen Umständen gegessen werden. Der Junge wich erschreckt zurück und vermied von da an ängstlich die Nähe des Huhnes.

An diesem Abend aß ich mit zwei Freunden in einem Restaurant; der eine war Amerikaner, der andere Ägypter; ich erzählte ihnen die ganze Geschichte von dem Huhn und seinem magischen Opfertod. Sie waren völlig überzeugt, daß es auf irgend eine andere Art als durch Zauberei getötet worden war, während ich keine Meinung äußerte und mein Urteil vorbehielt. Als ich ihnen alle Einzelheiten eröffnete, brüllten sie vor Lachen, und das Huhn beherrschte während des ganzen Abends das Gespräch. Ich muß gestehen, daß ich auch über einige ihrer witzigen Einfälle, deren Zielscheibe der abwesende Zauberer war, lächeln mußte. Plötzlich ging das Licht im ganzen Restaurant aus, während wir noch mitten im Essen waren. Trotz aller Anstrengungen des Eigentümers konnte er die Beleuchtung nicht wieder herstellen. Er mußte schließlich nach Kerzen schicken, und wir beendeten unser Mahl in verhältnismäßiger Dunkelheit.

Mein ägyptischer Freund, ein überzeugter Skeptiker, der an der Sorbonne erzogen worden war, verlor zeitweise seinen glänzenden Witz und seine Heiterkeit.

»Das hat Ihr Zauberer getan«, klagte er, und ich bemerkte eine Spur von Furcht unter der scherzhaften Äußerung.

Die Sache konnte ein rein zufälliges Durchbrennen einer Sicherung gewesen sein, aber sie passierte unter Umständen, die mich an zwei andere seltsame Zwischenfälle erinnerten, die diesem ähnlich waren. Den ersten hatte ich selbst miterlebt, den zweiten erzählte mir Robert Hichens, der berühmte Romanschriftsteller; er kannte den hauptsächlich Betroffenen.

Der erste Fall ereignete sich vor vielen Jahren, als ich verschiedene Kulte studierte, die sich in Europa und Amerika ausgebreitet hatten. Das Oberhaupt des einen war ein Mann zweifelhaften Charakters, früherer Geistlicher, von der Kirche ausgeschlossen. Aber er war ein Mann, der erhebliche Kenntnisse besaß und eine starke Persönlichkeit. Im Verlauf meiner Studien stellte ich die Tatsache fest, daß er starke hypnotische Kräfte besaß, und daß er diese Kräfte für unwürdige Zwecke mißbrauchte und darüber hinaus leichtgläubige Menschen ausbeutete. Abgesehen davon, daß ich diejenigen seiner Opfer, die ich kannte, vor ihm warnte, behielt ich diese Entdeckung für mich und handelte damit nach meiner Überzeugung, daß jeden Schurken seine Nemesis irgendwann erreicht. Der Höhepunkt kam, als ich anscheinend zufällig um zehn Uhr abends auf der Straße eine Dame traf, deren Gatten ich ziemlich gut kannte. Die Dame machte einen so sonderbaren Eindruck, daß ich stehen blieb, um sie anzusprechen, und ich war nicht wenig erstaunt, zu hören, sie sei gerade unterwegs zu dem ehemaligen Geistlichen, um, wie sie ruhig erzählte, die Nacht mit ihm zu verbringen. Ich führte sie zur nächsten Straßlaterne, wo ich ihr Gesicht zum Lichte hob und das Weiße sowie die Pupillen ihrer Augen prüfte. Was ich sah, genügte vollkommen; sie war völlig hypnotisiert, und ich hielt es daher für meine Pflicht, sie sofort aus der Hypnose zu befreien und sie zu überreden, nach Hause zu gehen.

Am folgenden Tag besuchte ich einen Freund, um ihn wegen der Angelegenheit um Rat zu fragen. Er war Inder und zwar niemand anderer als mein Freund aus dem zweiten Kapitel von »Yogis« (A search in Secret India). Ich erzählte ihm alle Einzelheiten über das, was ich über die Verheerungen in Erfahrung gebracht hatte, die dieser frühere Geistliche in schwachen Menschen anrichtete, und fügte hinzu, ich hätte das Gefühl, daß ein so gefährlicher Mensch nicht länger seinen räuberischen Weg ungestört weiter verfolgen dürfe.

Der Inder stimmte mir zu; er wurde sogar sehr zornig und schlug vor, einen schweren Fluch über den Menschen auszusprechen. Ich wußte, daß der Inder mit dem heimatlichen Yoga und mit den Künsten der orientalischen Fakire vertraut war und daß ein Fluch von seinen Lippen keine leichte Sache sein würde. Da mir diese Strafe etwas schwerer als nötig vorkam, sagte ich ihm, er könne tun was er wolle, aber ich hätte an einen etwas milderen Weg gedacht. Der Mann sollte auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Der Inder sagte, ich könne ja dafür sorgen, aber er seinerseits werde seinen Fluch aussprechen, und er tat es.

Nachdem dieser Ritus vollzogen war, ging ich sofort daran, meinen eigenen Plan auszuführen und entfernte mich, um das Opfer zu suchen. Ich fand den Pseudopropheten zusammen mit vielen seiner Anhänger in einer kleinen Halle, in der eine Szene unbeschreiblicher Verwirrung vor sich ging.

Der Saal war in völliges Dunkel getaucht. Die Leute fielen übereinander, während sie versuchten, die Türe zu erreichen; diejenigen, die auf den Boden gestürzt waren, stöhnten und schimpften, während über all dem Lärm und der Verwirrung die grelle, von Furcht und Verzweiflung erfüllte Stimme ihres Meisters zu hören war:

»Der Teufel ist hier«, schrie er, »das ist Teufelswerk!«

Ich zündete ein paar Streichhölzer an und fand ihn, anscheinend völlig hysterisch, flach auf dem Boden liegend.

Es wurden endlich Kerzen gebracht, und seine Schüler führten ihn in ein nahegelegenes Hotel, wo sie versuchten, ihn mit seinem

Lieblingsgetränk — Whisky — wieder zu beleben. Inzwischen hörte ich von den anderen, was sich ereignet hatte.

Sie hatten alle friedlich auf ihren Stühlen gesessen und hatten dem Vortrag ihres Führers gelauscht, als plötzlich alle elektrischen Lampen mit der Gewalt von Bomben explodierten, so daß die Glasscherben nach allen Richtungen flogen. Der Saal wurde sofort dunkel, und mitten in dem Schrecken und dem Durcheinander hatten sie ihren Meister schwer zu Boden fallen und laute Angstschreie ausstoßen hören.

Ich folgte ihm in das Hotel, ging in die Halle und schrieb ein paar kurze Worte, die ich in einen Umschlag steckte und versiegelte. Ich gab den Brief dem ersten seiner betrogenen Anhänger und bat ihn, er solle ihn seinem Führer geben, sobald er wohl genug sei, ihn zu lesen.

Der Brief enthielt ein Ultimatum. Der Mann sollte innert vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen und nie mehr zurückkehren, oder ich würde das Polizeihauptquartier auf seine Spur setzen.

Er ging. Innerhalb von zwölf Monaten erfuhr ich, daß er in einem verlassenen Dorf gestorben war.

Und nun das Seltsamste an der ganzen Geschichte.

Der Saal war in dem gleichen Augenblick dunkel geworden, in dem der Fluchritus meines indischen Freundes seinen Höhepunkt erreicht hatte!

Meine zweite Anekdote betrifft den vom Schicksal verfolgten Lord Carnarvon, der die Ausgrabungen finanzierte, bei welchen das Grab Tut-anch-Amons geöffnet wurde. Jedermann kennt die Geschichte dieser erstaunlichen Entdeckung, und wie der unglückliche Peer kurz nach der Öffnung an Blutvergiftung starb. Manche Leute behaupteten auch, daß die Alten die Schänder dieses Grabes mit einem Fluch belegt hätten; die Schnelligkeit, mit der sich seine Krankheit entwickelte, war die Ursache, daß man ihn nach Kairo schickte, damit er die beste ärztliche Hilfe haben konnte, welche in dieser Stadt möglich war. Der Patient wurde im Continental Savoy untergebracht,

einem der größten Hotels in Kairo. Eines Abends, nicht lange nachdem er angekommen war, versagte der elektrische Strom, und alle Lampen im Hotel erlöschten. Eine ganze Stunde lang lag das Haus in Dunkelheit. Als das Licht wieder brannte, fand die Pflegerin Lord Carnarvon tot in seinem Bett.

Aber ich muß zu meinem Huhn zurückkehren!

Um Mitternacht des folgenden Tages konnte man jemanden beobachten, der verstoßen die Kasr-el-Nil-Brücke auskundschaftete, um eine günstige Gelegenheit zu finden, ein Opferhuhn loszuwerden. Es war nicht so leicht, wie es scheint, dies auszuführen. Denn die Brücke ist im Zentrum des europäischen Quartiers von Kairo; eine große Baracke für die britischen Soldaten stand am einen Ende, während das große, gut bewachte, mit vielen Polizisten besetzte Hauptquartier des britischen Hochkommissars am anderen stand. Ein geheimnisvoll aussehendes, in Papier eingewickelttes Paket von solcher Höhe herab und um diese Stunde in das dunkle Wasser werfen zu sehen, würde jedem normalen Beobachter die Schlußfolgerung aufdrängen, daß ein Mörder den Versuch mache, auf diese Weise Teile von seines Opfers Rumpf oder Gliedern loszuwerden! Immerhin, der geeignete Augenblick kam schließlich; das Paket wurde über die Brücke geworfen; als es mit dumpfem Aufklatschen in das Wasser fiel, stieß der mitternächtige Besucher einen leichten Seufzer der Erleichterung aus und eilte ungestört hinweg.

Mein arabischer Diener pries Allah für meine glückliche Rückkehr. Er sah so froh aus wie ein Kätzchen, das seine erste Maus gefangen hat.

§

Ich versuchte bei weiteren Besuchen meinen Zauberer dazu zu bringen, seine Kunststücke genauer zu erklären, um dahinterzukommen, ob es sich einfach um irgendwelche Beschwörungstricks handle. Aber der alte Mann sprach wenig über diesen Gegenstand und ver-

Magie

fiel oft in langes Schweigen — so als ob er sich in eine andere Welt einhüllte — vielleicht in die Welt seiner Geister! Ich stellte fest, daß es eine schwierige Aufgabe sein würde, diesen schweigsamen Mund zum Reden zu bringen. Sein eigener Sohn hatte mir einmal gesagt, nachdem ich ihn etwas ausgefragt hatte, daß sein Vater nie jemandem seine Geheimnisse mitteile, und daß er, sein Sohn, längst gebeten hatte, bei ihm lernen zu dürfen, um den gleichen Beruf zu ergreifen. Aber der Vater hatte ihn abgewiesen, indem er sagte, es sei ein Beruf, der ebenso schwierig wie gefährlich sei. Er hatte ihm — als Beispiel für etwas, was häufig passiere — die Geschichte eines Zauberers erzählt, der einen Geist herbeigerufen hatte, ihn aber nicht mehr bannen konnte. Das Resultat war, daß dieser sich gegen ihn wandte und ihm schwere Schäden zufügte. Der Junge mußte das vergleichsweise harmlose Rechtsstudium ergreifen.

Ich verstand schließlich, warum man unmöglich von dem alten Mann erwarten konnte, seine (echten oder vorgeblichen) Geheimnisse zu enthüllen, denn es war eben gerade das Geheimnisvolle, das ihm seine Macht und sein Ansehen gab. Ich beschloß, ihn nicht mehr zu drängen. Es war ganz natürlich, daß er nicht geneigt war, Informationen preiszugeben, von denen sein Ruf und sein Verdienst abhingen.

Aber wenn ich seinen Widerstand nicht besiegen konnte, dachte ich, als ich wieder einmal in dem staubigen Zimmer saß, könnte ich ihn vielleicht dazu überreden, die allgemeinen Theorien zu erklären, die hinter jenen Geheimnissen lagen. Vielleicht konnte ich durch einen so bekannten Fachmann herausfinden, was all dieses Gerede von Geistern bedeutete, von denen man so viel in Ägypten hört. Während ich mit ihm sprach, konnte ich durch das vergitterte Fenster das gleichmäßige rhythmische Schlagen eines Tamtams hören. In einem Nachbarhaus versuchte ein minderere, heilzauberkundiger Scheich aus dem Körper eines kranken Mannes durch Trommeln und Gesänge den Geist zu vertreiben, von dem er besessen sein und der an der Krankheit Schuld tragen sollte.

»Ihre Landsleute glauben nicht an unsere alte Magie«, sagte der

Zauberer in meine Gedanken hinein, »nur weil sie Kräfte gebraucht, die sie nicht verstehen, die Kräfte der Geister.«

Ich schwieg. Ich konnte seine orientalische Geisteshaltung ohne Schwierigkeit verstehen, sonst würde ich mich nie für den Osten interessiert haben.

Geister gab es überall. War ein Mann krank, hatte er keinen Erfolg, war er unglücklich, so nahm man an, daß ein böser Geist in seinen Körper, sein Leben eingedrungen sei. Gelangte er zu Erfolg oder Macht, war ebenso ein guter Geist dafür verantwortlich.

»Was sind diese Geister?« fragte ich den alten Mann schließlich. Er war bei guter Laune.

»Sie mögen wissen, daß diese unsichtbaren Geschöpfe wirklich existieren, obwohl ihr Anblick den Menschen unserer Zeit fast ganz verloren gegangen ist«, erklärte er. »Genau so, wie es Tiere in dieser stofflichen Welt gibt, so gibt es Geistergeschöpfe in der anderen Welt, die nicht menschlich sind, die auch nie Geister sterblicher Menschen waren, sondern direkt in die Geisterwelt hineingeboren wurden. Das sind die Dschinns. Verwechseln Sie sie aber nicht mit Tierseelen, denn sie sind völlig anderer Art. Manche haben fast die Intelligenz eines klugen Menschen, andere sind gut wie Heilige, während es noch andere gibt, die wahrhaft Teufels Kinder sind.

Die Bewohner der Geisterwelt teilt man in drei Klassen: die Dschinns, die Irdischen und die Engel. Die Engel sind die besten; sie haben nie auf der Erde gelebt. Die Dschinns sind gut oder böse und haben auch nie auf der Erde gelebt. Die Irdischen sind die Männer oder Frauen, die auf Erden lebten und nach dem Tod ihren Körper verließen.

Sie mögen außerdem wissen, daß so wie Tiere oft dazu geschaffen sind, den Menschen zu dienen, so wie der Hund, das Pferd, das Kamel sich seinem Willen unterwerfen, es auch gewisse Arten Geister gibt, die dazu gebracht werden können, ihm zu dienen, entweder in der sichtbaren oder in der unsichtbaren Welt. Es sind allerdings nur gewisse Arten Geister, die den Befehlen eines menschlichen Meisters

unterworfen werden können. Die Magie früherer Tage war hauptsächlich — wie auch die heutige der wenigen wirklichen Magier, die es noch gibt — das Wissen, wie man die Dienste der Geister erzwingt. Kurz, es war eine Art von Spiritismus.«

»Welche Methoden werden angewandt, um sich dieser Macht zu versichern?«

»Vor allem ist es nötig, ihre Namen zu wissen, ehe man ihnen befehlen kann. Dann muß ein Zauber auf ein Papier geschrieben werden, der den Namen des Geistes, einen bestimmten Spruch aus dem Koran und eine Aufstellung von Zahlen innerhalb eines Diagrammes — gewöhnlich einem doppelten Viereck, mitunter einem Dreieck — enthält. Drittens müssen brennender Weihrauch und Wohlgerüche, verschieden in der Zusammensetzung je nach der Art des Geistes, der angerufen wird, zu Hilfe genommen werden. Viertens müssen gewisse Anrufungen oder »Kraftworte« gesprochen werden. Zuletzt fällt die Macht ins Gewicht, die man durch die Einweihung durch den eigenen Lehrer gewonnen hat.« Er wartete eine Minute, dann fuhr er fort:

»Aber um diese Meisterschaft zu erreichen, bedarf es einer harten und gefährlichen Lehrzeit. Magie war immer und wird immer eine Kunst für die Wenigen bleiben. Ich kann Ihnen sagen, was wir glauben, so wie ich es jetzt tue, aber die praktischen Geheimnisse von wirklichem Wert preiszugeben, ist etwas, was ich meinem Lehrer versprochen habe, niemals zu tun, es sei denn einem angenommenen Schüler gegenüber, nach vielen Lehrjahren. Es wäre eine üble Sache für die Menschheit, wenn unsere Geheimnisse allgemein bekannt würden, denn schlechte Menschen könnten sie dann ausnützen, um andere für ihre eigenen Zwecke zu schädigen; während wir selbst die Machtstellung verlieren würden, die wir immer innehatten. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich es bisher immer abgelehnt habe, auch nur einen einzigen Schüler anzunehmen. Vielleicht werde ich durch die Gesetze unserer Bruderschaft gezwungen sein, jemanden einzuweihen bevor ich sterbe, damit dieses Wissen der Menschheit nicht verloren gehe.

Da ich übrigens das genaue Datum meines Todes kenne, kann ich meinen Verpflichtungen rechtzeitig nachkommen.«

Der alte Mann machte eine Pause. Ich war froh, daß es mir gelungen war, ihn aus seinem Widerstand herauszulocken, aber würde er fortfahren? Ich gab ihm ein anderes Stichwort, diesmal in Form einer Frage nach seiner eigenen Einweihung.

»Lassen Sie mich Ihnen ein wenig von meiner eigenen Geschichte erzählen«, antwortete er. »Ich bin vor sechzig Jahren in der Stadt Suag geboren worden, die in der Provinz Girga liegt. Mein eigener Vater war ein berühmter Magier und Astrologe von Profession. Immer, solange ich mich erinnern kann, zog mich seine Kunst stark an, faszinierte mich geradezu. Mein Vater bemerkte diese Neigung und sagte mir, er werde mich einweihen und mich vielleicht zu seinem Nachfolger in dem gleichen Beruf machen. Er besaß eine Anzahl alter arabischer Manuskripte und seltener Bücher über die magischen Künste, die er mich lesen und studieren ließ. Sobald er mich, im Alter von achtzehn Jahren, eingeweiht hatte, ging ich von zuhause fort und nach Kairo, wo ich die El Azhar-Universität besuchte. Dort widmete ich mich literarischen und religiösen Studien, aber meine Geheimnisse behielt ich für mich. Ich hatte einige von meines Vaters Manuskripten mitgenommen, und in diesen fuhr ich fort zu studieren. Etwas, was ich lernte, war die Verschiedenartigkeit der menschlichen Natur, und darin wurde ich so geübt, daß ich auf den ersten Blick feststellen konnte, was für einen Charakter und welche Neigungen ein Mensch hatte.

Ich verließ die Universität mit zweiundzwanzig Jahren, lebte dann sehr allein und übte solange, bis ich mich stark genug fühlte, meine Geister völlig zu beherrschen. Nun nahm ich diesen meinen Beruf an und machte mich bekannt. Solange man diese Kräfte nicht beherrscht, ist es viel besser, die Hände davon zu lassen. Meine Söhne baten mich, mein Wissen ebenfalls erlernen zu dürfen, aber ich wählte andere Berufe für sie, weil ich sah, daß sie nicht Mut genug besaßen, um erfolgreiche Magier zu werden.

Ich praktizierte auch Astrologie, und manche Ägypter von Rang entdeckten mich und kamen oft, um ihr Schicksal zu erfragen. Prinzen, Minister, Paschas und wohlhabende Kaufleute haben meinen Rat gesucht.

Ein Minister vom abessinischen Hof konsultierte mich, und letztes Jahr war die Tochter des Kaisers von Abessinien bei mir. Einmal kam ein Sonderbote des Sultans von Marokko mit gewissen Briefen zu mir.

In einem anderen Jahr brachen vier Diebe nachts in mein Haus ein und versuchten, mich im Dunkeln zu töten und zu berauben, aber ich vertrieb sie mit einem einfachen Spazierstock.

Am nächsten Tag setzte ich mich hin und gebrauchte meine Magie, um ihre Namen herauszufinden.

Nachdem dies geschehen war, sammelte ich genug Beweismaterial, um sie festzunehmen und für fünf Jahre ins Gefängnis werfen zu lassen.

Es ist noch nicht lange her, da wurde ich in ein Spukhaus gerufen, wo durch unsichtbare Wesen Stühle, Teppiche und Kochtöpfe nachts herumgeworfen wurden. Ich stellte ein Weihrauchbecken auf und rief flüsternd die Geister an. Nach fünfzehn Minuten erschienen einige Dschinns. Sie waren die Ursache des Lärms, und ich befahl ihnen, fortzugehen und das Haus in Ruhe zu lassen. Sie verschwanden daraufhin, und der Spuk hörte auf.«

Der alte Mann klatschte in die Hände, worauf ein Diener erschien, der eine Schüssel mit Süßigkeiten in weißem Gelee, Kuchen und kleine Gläschen mit persischem Tee brachte.

»Ist es möglich, diese Geister einem gewöhnlichen Menschen sichtbar zu machen?« fragte ich über den Tisch weg.

»Ja, nach langen Vorbereitungen und vielen Anstrengungen kann man es tun.

Die Vorbereitungen enden damit, daß man Weihrauch verbrennt und leise Anrufungen singt. Der Geist erscheint dann im Rauch im dunklen Raum und spricht mit lauter Stimme. Ich befasse mich mit

dieser Seite der Magie nicht mehr, weil ich für so große Anstrengungen zu alt bin.«

Ich staunte wieder über diesen seltsamen Menschen, der den Kontakt mit solchen unheimlichen Geschöpfen herstellen zu können glaubte. Er war zweifellos außergewöhnlich. Und doch konnte er auch sehr menschlich sein. Denn als seine kleine Enkelin, ein hübsch gekleidetes Kind von sechs Jahren, unerwartet hereinlief, beugte er sich herab, küßte sie zärtlich und ließ sich sogar herbei, ein paar Minuten mit ihr zu spielen.

Ich fragte weiter:

»Wie ist es mit den Gefahren, von denen Sie vorhin sprachen?«

Er sah mich ernst an.

»Es ist wahr. Wer Gewalt über die Geister bekommt, läuft Gefahr. Denn die Geister sind nicht einfach Puppen in seiner Hand, sie sind Wesen mit eigener Vernunft und eigenem Willen. Deshalb ist es immer möglich, daß sie sich gegen den Mann auflehnen, der sie zu Sklaven gemacht hat.

Obwohl sie ihrem Herrn völlig gehorsam sind und ihm willig dienen, besteht durchaus die Möglichkeit, daß welche von den Geistern sich von ihm abwenden und ihm schaden durch unvorhergesehene Störungen, Unfälle oder sogar den Tod — jedoch nur, wenn der Magier seine Selbstbeherrschung verliert, willensschwach wird oder seine Kräfte für üble Zwecke mißbraucht — oder auch, wenn ihm der Mut zum Letzten fehlt. Die größten Wunder können durch die Hilfe dieser Geister geschehen —, aber wenn der Magier diese Diener nur unvollständig beherrscht, können sie unbarmherzig gegen ihn sein, wenn sie revoltieren.«

»Denken Sie, daß die alten Ägypter diese Geister auch gekannt haben?«

»Zweifellos; dieses Wissen war der Hauptteil der Macht ihrer Priester. Geister wurden als Hüter der wertvollsten Gräber und Schätze verwendet; sie wurden in Tempelzeremonien angerufen, und sie wurden auch für übelste Zwecke mißbraucht.«

Ich erzählte ihm von meinen Erlebnissen in der Großen Pyramide, als ich die Nacht in der Königskammer verbrachte und in meiner Vision zwei priesterliche Geister und einen geheimen Gang sah.

»Innerhalb der Pyramide und im Zusammenhang mit dem Sphinx gibt es eine besondere Art von Geistern«, erklärte er. »Sie wurden von ägyptischen Hohepriestern eingefangen und dort gefangengesetzt, um gewisse Geheimnisse zu hüten. Sie betäuben den Geist eines jeden, der den Versuch macht, in die geheimen Räume einzudringen und verhindern auf diese Weise den Einbruch. Ja, ich glaube sicher, daß es in der Großen Pyramide noch geheime Gänge und Kammern und verborgene Aufzeichnungen gibt. Ich ging einmal hin, um nach ihnen zu forschen, aber da die Wächter nicht erlaubten, den unterirdischen Gang zu betreten, mußte ich enttäuscht umkehren. Immerhin können die Geister, welche die Geheimnisse der Pyramiden und des Sphinx bewachen, gemeistert werden — nur muß man dazu ihre besondere Gestalt und die richtige Anrufung kennen, ihre Namen wissen und ihr geschriebenes Kennzeichen. Dieses Wissen ist leider mit den alten Ägyptern verlorengegangen.«

Mir schienen die vorgeblichen Kräfte der Magier etwas zweifelhaft. Der alte Mann gab zu, daß sie Grenzen hätten.

»Wir können natürlich nicht behaupten, daß wir alles vermöchten. Wir sind imstande, gewisse Dinge zu vollbringen, und nicht mehr. Allah allein weiß und beherrscht alles. Wir können nur versuchen, unsere Kunst zu nützen — doch das letzte Wort hat Allah.«

Ich wanderte hinaus in die staubige Straße unter dem klaren Perlenlicht des Himmels von Kairo. In meiner Jackentasche trug ich einen riesigen rotbraunen polierten Achat in Eiform, den der Magier mir als Andenken gegeben hatte, und der, wie er sagte, einst einem Pharaon gehört hatte. Während meine Finger seine Oberfläche streichelten, dachte ich an den Mann, den ich eben verlassen hatte, und an die unsichtbaren Diener, die, wie er behauptete, ihm völlig gehorchten. Es war mir klar, daß man hier auf gefährlichem Boden stand, im unmittelbaren Grenzbereich von Magie, Zauberei und schwarzer Kunst.

Waren diese Geister nur gegenstandslose alte Erfindungen? Nein — es war nicht schwer, die Theorien zu glauben, daß die verborgenen Reiche der Natur noch von anderen Geschöpfen als von Menschen bewohnt seien. Man kann zu dieser Erkenntnis durch einfache Analogieschlüsse gelangen. Es schien auch durchaus möglich, daß diese Geschöpfe innerhalb ihrer Reihen auch solche hatten, die böse, und solche, die friedlich und wohlthätig waren. Ob sie alles vollbringen konnten, was der Magier behauptete, war eine andere Frage. Ägyptens langes Sonnenbad konnte seinen Geist verwirrt haben — ich wagte keine klare Entscheidung.

In Indien hatte ein Yogi vor meinen Augen auf geheimnisvolle Weise einem toten Vogel das Leben zurückgegeben, obwohl diese Wiederbelebung nur vorübergehend war. Hier in Ägypten hatte ich die ebenso überraschende Umkehrung dieser Prozedur mitangesehen.

Ich habe nicht versucht, alles niederzuschreiben, was er mir sagte, denn manche Menschen scheuen Geschriebenes, und ich wußte, daß er zu ihnen gehörte. Ich behielt, was er sagte, im Gedächtnis und brachte es zu Papier, sowie ich allein war — und wie sonderbar sah es dann aus! Ich hatte den Wunsch gehabt, die Formen der einheimischen Magie zu studieren — dies war das erste seltsame Ergebnis.

VI. Kapitel

WUNDERWIRKUNGEN DURCH HYPNOTISMUS

Manchmal findet man Dinge, wo man sie am wenigsten erwartet, und so geschah es während meines Aufenthaltes im europäischen Viertel von Kairo, daß ich eine andere seltsame Manifestation jener Kräfte entdeckte, die wir übernatürlich nennen. Doch mag die Wissenschaft sie eines Tages so glatt erklären, daß man sie nicht länger als übernatürlich empfinden wird.

Ich beobachtete ein auffallendes junges Paar, das in einer Straße wohnte, welche direkt zu den Baracken der britischen Garnison führte. Kairo ist ein so kosmopolitischer Bienenstock, daß ein einziger Block von Wohnungen oft ein halbes Dutzend verschiedener Nationalitäten beherbergt. Die Franzosen herrschen in diesen Vierteln vor, und dieses junge Paar lebte schon seit vielen Jahren in Ägypten. Des Mannes Name war Monsieur Eduard Ades, und seine Frau war bekannt als Madame Marguerite. Er besaß starke hypnotische Kräfte, und sie schien ein besonders gutes Objekt für seine Experimente zu sein. Nach einigen Jahren der Praxis und Übung waren sie auf einem Höhepunkt angelangt in ihrer Fähigkeit, die außerordentlichen Möglichkeiten zu demonstrieren, die unberührt im Geist und in den Körpern der Menschen verborgen liegen. Ich erprobte sie auf die verschiedenste Weise, und obwohl die meisten unserer Experimente ganz unsensationell waren und nur für die wissenschaftliche Forschung von Interesse, gab es immerhin zwei oder drei Darbietungen, die ausreichten, auch den engherzigsten Materialisten, der diese Möglichkeiten nie ausgeprobt hatte, zu überraschen.

Das erste Experiment, das ich beschreiben will, wurde unter scharfer Kontrolle durchgeführt, und sogar als ich die etwas skeptische

Frau eines hohen britischen Beamten dazu einlud, sah sie sich gezwungen zuzugeben, daß es eine durchaus echte Demonstration zu sein schien, die durch keine Trick-Theorie erklärbar war.

Wir vier saßen in dem einfach möblierten Studierzimmer des Herrn Ades. Dieser war ein hübscher Mensch anfangs der Dreißig. Sein Kopf war mit einer dichten Menge lockeren Haares bedeckt, die Stirne war hoch und intellektuell, die Augen ruhig und durchdringend, die Nase gerade wie eine griechische. Er sprach in der lebhaften Weise seiner Rasse.

Ungewöhnlich beredt, konnte er durch Stunden einen Sturzbach von Unterhaltung fortführen. Die Worte purzelten fast übereinander, so beeilten sie sich. Seine ganze Persönlichkeit erweckte den Eindruck von Kraft und Stärke.

Madame Marguerite andererseits war all das, was man von einem guten Medium erwarten konnte. Sie war freundlich, empfindsam, ruhig, reserviert und nachdenklich. Ihre Gestalt war klein und eher rundlich, die Augen auffallend groß, sanft und träumerisch. Sie bewegte sich langsam und wie in einem Halbschlaf befangen. Sie saß in einem gradlehnigen Stuhl, während Monsieur Ades bei ihr stand und mit der Demonstration begann. Er preßte seinen rechten Daumen zwischen Madame Marguerites Augenbrauen und ließ ihn dort während zwei Minuten, wobei er ihr starr ins Gesicht blickte. Er tat nichts weiter, versuchte nie irgendwelche Streichbewegungen mit den Händen zu machen, oder andere Kunstgriffe, die gewöhnlich zur Technik der Hypnotiseure gehören.

»Als ich vor vielen Jahren anfang Madame Marguerite zu hypnotisieren«, erklärte er in seinem schnellen Französisch, »benutzte ich eine komplizierte Methode und mußte ziemlich lange warten, bis sie in das erste Stadium der Trance kam. Nun haben wir so oft zusammen gearbeitet, daß ich mir alle übrigen Vorbereitungen ersparen und sie in wenigen Augenblicken hypnotisieren kann, wenn auch ein anderer Hypnotiseur kaum den gleichen Erfolg mit ihr haben würde. Sehen Sie! Sie ist bereits hypnotisiert.«

*Professor Eduard Ades,
der Hypnotiseur*



Madame Marguerite, sein Medium



Derwisch-Kloster in der Nähe von Kairo



Ahmed Sirry, der Derwisch-Häuptling

Silhouette von Kairo



Madame Marguerites Körper hatte sich etwas versteift, ihre Augen waren geschlossen, und sie schien ihrer Umgebung entrückt. Ich bat um die Erlaubnis, sie zu untersuchen, und indem ich ihre Augenlider hob, fand ich die üblichen Zeichen der Bewußtlosigkeit. Die Augäpfel hatten sich nach oben verdreht und verblieben in dieser unnatürlichen Stellung. Das war der wissenschaftliche Beweis dafür, daß sie sich im ersten Stadium hypnotischer Trance befand.

Wir begannen mit einfachen, unauffälligen Experimenten. Monsieur Ades befahl ihr, sich im Zimmer umzusehen. »Was für eine furchtbare Szene ist das«, suggerierte er ihr. »Sieh, wie schrecklich diese arme Person leiden muß; wie traurig, daß es so etwas gibt, wie traurig.«

Madame Marguerite blickte in die entfernte Ecke des Zimmers und sah unglücklich aus. Bald fing sie zu weinen an. Innerhalb von einer oder zwei Minuten strömten ihr die Tränen über die Wangen herunter.

Plötzlich befahl ihr der Hypnotiseur, einen heiteren Umzug in der anderen Ecke zu sehen und darüber zu lachen. Einige Augenblicke darauf ließ ihr Kummer nach, sie lächelte und lachte schließlich geradeheraus auf herzliche und natürliche Weise. So wurde sie abwechselnd ein dreijähriges Kind, ein Soldat und ein Mann mit einem verletzten Knie; jedesmal paßte sie sich vollkommen der Suggestion an und schien völlig den neuen Charakter anzunehmen.

Dann, auf Monsieur Ades' Wunsch, verschloß ich ihre Augen ganz fest, indem ich gummiertes Band, das ich mitgebracht hatte, über Augenbrauen, Lider und Wangen klebte. Nach dieser Behandlung war es ihr völlig unmöglich, die Augen zu öffnen. Aber um die Bedingungen dieses Experimentes noch zu verschärfen, band ich eine dicke rote Samtbinde um Augen und Kopf, so daß die Sicherheit eine doppelte war.

Ades bat mich, ihm irgend etwas ins Ohr zu flüstern, was sie ausführen sollte. Ich flüsterte also: »Heben Sie den rechten Arm.« Er stellte sich neben sie, hielt seine eigene rechte Hand einige Zoll

von der ihrigen entfernt, und hob sie dann hoch. Er bat sie, seine Bewegung nachzumachen.

Obwohl Madame Marguerites Augen so sorgfältig verhüllt waren, daß sie unmöglich sehen konnte, was er tat, erhob sie sofort den rechten Arm, wie er es getan hatte.

Er kam zu uns herüber und bat die Besucherin, eine andere Bewegung zu suggerieren. Sie flüsterte: »Kreuzen Sie die Finger beider Hände.« Er kehrte mit gekreuzten Fingern zu dem blicklosen Medium zurück, und sie tat es ihm ohne Zögern nach!

Nun kam das interessanteste Experiment. Ades versetzte sein Medium in den zweiten Grad der hypnotischen Trance, indem er ihre Stirne berührte und Befehle mündlich suggerierte. In diesem Zustand werden die schlummernden Kräfte des Unterbewußtseins stark aktiv.

Er befahl ihr, sich an seinen Schreibtisch zu setzen. Sie gehorchte sofort. Sie sah seltsam aus, mit der schweren roten Binde über den Augen. Er bat uns, aus irgend einem Buch irgend einen zufällig gefundenen Abschnitt zu nennen. Wir wählten ein französisches wissenschaftliches Werk, öffneten auf gut Glück die Seite dreiundfünfzig, bezeichneten einen bestimmten Paragraphen und legten es auf den Schreibtisch vor das Medium hin.

Madame Marguerite nahm einen Bleistift, während Monsieur Ades ein Blatt Papier auf den Schreibtisch legte. Er sagte mit fester Stimme:

»Nun finde den gewählten Abschnitt in dem Buch. Du wirst ihn ohne Schwierigkeiten lesen, und dann, was du gelesen hast, auf das Papier vor dir übertragen. Beginne!«

Die hypnotisierte Frau hob ihren Bleistift eine Minute lang hoch, während sie durch die Binde auf die gedruckte Seite blickte; dann begann sie auf langsame, bedächtige Weise zu schreiben. Nachdem sie drei oder vier Worte geschrieben hatte, wandte sie sich zu dem Buch und beugte sich über die Seite, genau als ob ihre Augen offen wären

und sie jede Zeile lesen könnte. Wir waren froh, daß wir jede Vorsicht gebraucht hatten, um das unmöglich zu machen.

Sie fuhr fort, abwechselnd zu lesen und zu schreiben, ein Vorgang, den wir mit kaum unterdrückter Aufregung verfolgten. Ades versicherte uns, daß sie jedes Wort des Paragraphen genau kopierte. Er selbst blieb völlig still.

Ich bat ihn, ihr zu befehlen, einige Worte zu unterstreichen: Das zweite Wort der zweiten Zeile und das dritte Wort der dritten. Der Befehl wurde gegeben, und wir beobachteten, wie sie langsam zwei Worte unterstrich.

*Contre le danger scientifique
et les beaucoup malheur du côté
des statistiques trop gelés
que des notes de cause qui
tendent à conclure of hypotes leur
intuition sur un nombre limité*

15	15	7	7
89	89		90
0		90	1312
13	13103	1322	
103			1409
	13204		
	13207		

Madame Marguerites mit verbundenen Augen erstellte Handschrift

Der Abschnitt war schließlich fertig, und wir gingen begierig zum Schreibtisch und prüften das beschriebene Blatt, indem wir es Wort für Wort mit dem gedruckten Original verglichen. Letzteres lautete:

«Toutefois le danger scientifique est ici beaucoup moins du côté des statisticiens trop zélés que du côté de ceux qui tendent à conclure d'après leur intuition sur un nombre limité...»

Der Vergleich mit der Wiedergabe des Blattes in Madame Marguerites Handschrift beweist, daß die Abschrift erstaunlich genau war, und daß sie auch die beiden angegebenen Worte richtig unterstrichen hatte. Sie beging einen einzigen Irrtum: anstatt »statisticiens« schrieb sie »statistiques«. Ein merkwürdiger, aber verständlicher Irrtum.

Madame Marguerite schrieb den Absatz nicht fertig, weil wir fanden es sei genug geschrieben worden, um ihre seltsame Fähigkeit zu beweisen.

Ein anderes interessantes Experiment war, sie den gleichen Paragraphen schreiben zu lassen, aber mit der linken Hand. Normalerweise war sie nicht zweihändig, aber im hypnotischen Zustand führte sie die Aufgabe mit Leichtigkeit durch.

Danach diktierte Monsieur Ades ihr eine Reihe von Zahlen zum addieren, nachdem wir ihm die betreffenden Zahlen genannt hatten. Aus der beigegebenen Abbildung, die ihre wirkliche Schrift reproduziert, ist zu ersehen, daß sie die letzten Zahlen in der ersten Summe, nämlich 13,103, mißverstanden hatte und daher noch einmal anfangen mußte. Obwohl sie noch die Binde trug, brachte sie es fertig, zwei Summen in die richtigen Kolonnen einzureihen, und korrekt zusammenzuzählen.

Das nächste Experiment zeigt, was für riesige Möglichkeiten schlafend und unentwickelt in uns liegen. Die Besucherin, die ich mitgebracht hatte, nahm die Hand des Mediums in die ihrige und konzentrierte sich scharf auf das geistige Bild ihres Mannes. Nach kurzer Zeit beschrieb Madame Ades den Charakter, die Fähigkeiten, das Temperament und sogar die äußere Erscheinung des abwesenden

Mannes. Außerordentlich war ihre Feststellung, daß er Beamter der Regierung sei.

»Es stimmt«, war das Urteil der erstaunten Dame über dieses Lesen in ihren eigenen Gedanken.

Indessen bei einer anderen Gelegenheit, als ich mit Madame Marguerite zusammen war, während sie sich im gleichen hypnotischen Stadium befand, äußerte sie selbst den Wunsch meine Zukunft vorauszusagen; das Resultat war außerordentlich unbefriedigend. Ich lehnte mich innerlich gegen die Unrichtigkeit einiger ihrer Prophezeiungen auf, und innerhalb weniger Monate waren sie endgültig als falsch erwiesen. Aber als sie versuchte, meinen Charakter, meine Ziele, Erwartungen und Ambitionen festzustellen, war alles vollkommen richtig. Es ist daher klar, daß Zukunftsvorhersagen hier wie überall ein höchst zweifelhaftes Unternehmen sind und bleiben werden, wenn auch vielleicht die allgemeine Richtung der Ereignisse, soweit sie sich notwendigerweise aus dem Charakter ergibt, vorausgesagt werden kann.

Für das letzte Experiment wurde das Medium in den dritten Grad der Hypnose versetzt, ein vertiefter Zustand, der gewisse Teile des Körpers schmerzunempfindlich macht und der dem Hypnotiseur sogar ermöglicht, unwillkürlich funktionierende Organe zu beherrschen.

Ades rieb mit einem Stück Watte die Fläche ihrer linken Hand und brachte uns eine Nadel zur Prüfung. Dann stieß er sie in den fleischigen Teil der Hand, bis die Spitze auf der anderen Seite herauskam, und ungefähr einen halben Zoll hervorragte. Anscheinend fühlte sie keinen Schmerz; im Gegenteil als er ihr suggerierte, ein Schauspieler stehe vor uns und erzähle Witze, schüttelte sie sich vor Lachen. Einige Minuten später zog er die Nadel aus ihrer Hand. Kein einziger Tropfen Blut war zu sehen, weder auf der Hand noch an der Nadel selbst. Ein einziger schwarzer Punkt in der Handfläche ließ allein die Stelle erkennen, wo die Nadel eingeführt wurde.

Ich fragte Herrn Ades über das Wesen des Hypnotismus aus. Er war ein sehr gebildeter Mann, Akademiker, und war eine Zeitlang Lehrer für Psychologie an einer höheren Schule gewesen. Er liebte es daher, Professor Eduard genannt zu werden — ein natürliches und harmloses Stückchen Eitelkeit. Ich redete ihn auch gewöhnlich mit diesem Titel an.

Als ich ihn um Erklärungen für seine Demonstrationen bat, sah er mich mit seinem durchdringenden Blick an und rief:

»Monsieur: Ich will ganz offen mit Ihnen reden. Wir wissen tatsächlich nichts von den geheimnisvollen Kräften, welche die hypnotischen Erscheinungen hervorbringen. Wir verstehen nur die Technik, durch welche diese Phänomene hervorgerufen werden können, und wir wissen, unter welchen Bedingungen Erfolg oder Mißerfolg zu erwarten sind.

Wir haben entdeckt, daß in allen Menschen eine gewisse Art von Kraft vorhanden ist, die wir magnetischen Einfluß nennen, und daß in manchen Menschen — wie bei mir — dieser Einfluß so stark entwickelt ist, daß er dazu gebraucht werden kann, andere in der bemerkenswerten Weise zu beeinflussen, die Sie miterlebt haben. Andererseits braucht man aber für seine Ausübung Personen, die dafür ihrem Wesen nach empfänglich sind und ihren eigenen Willen unter möglichst geringem Widerstand aufgeben. Als ich meine eigenen Kräfte entdeckte, begann ich, sie zu verstärken, bis sie den Punkt erreichten, den Sie heute kennen. Und es gelingt nur durch ständige Übung mit Madame Marguerite, daß wir diese Vorführungen zustande bringen können. Im Anfang brauchte es lange Zeit, bis sie sich im hypnotischen Zustand befand, nur durch ständige Anstrengung und Übungen ist es mir gelungen, die Zeit auf wenige Minuten zu vermindern.«

»Was geschieht, wenn sie in diesem Zustand ist?«

»Sie wird eine Art von Schlafwandlerin«, erklärte er, »so daß sie,

selbst wenn Sie eine Pistole abfeuerten, nicht aus ihrer Halbtrance erwachen würde. Preyer und Berger, zwei Ärzte, die in der Lage waren, Spezialstudien an Fällen von Schlafwandlern zu machen, stellten fest, daß diese Personen im somnambulen Zustand sehr gut mit geschlossenen Augenlidern sehen konnten. Dieser mysteriöse Zustand beweist, daß das Bewußtsein gespalten werden kann, und daß es das, was die Psychologen das Unterbewußtsein nennen, wirklich gibt. Und es geht aus unseren Demonstrationen hervor, daß dieses Unterbewußtsein sehr hellichtig ist, und frei von den Bindungen der Materie. Es ist dann fähig, Dinge mit dem Körper zu vollbringen, die in bewußtem Zustand unmöglich wären. Das zeigt, daß unser Glaube an Beschränkungen falsch ist, und daß wir alle zu viel mehr fähig sind, als wir glauben. Der Hypnotismus befreit das Medium von derartigen hinderlichen Anschauungen.«

»Durch welche Theorie erklären Sie Madame Marguerites Lesen eines Buches durch dichte Bandagen?«

»Ich kann nur sagen, daß wir es nicht wagen dürfen, den Kräften des Unterbewußtseins Grenzen setzen zu wollen, und daß das Hellsehen eine seiner natürlichsten Eigenschaften zu sein scheint. Mit anderen Worten, das Unterbewußtsein verfügt über seine eigenen Kräfte in bezug auf Sehen, Hören und Fühlen und ist nicht von den physischen Organen wie Augen und Ohren bei seinen Handlungen abhängig*.

* Die indischen Yogis gaben mir eine ähnliche Erklärung dieser Phänomene. Sie erklärten, jeder Mensch habe einen unsichtbaren »Seelenkörper«, in welchem letzterem sich sieben Nervenzentren befinden, die sich innerhalb des Gehirn- und Rückenmarksystems und des oberen Gehirns auswirken. Jedes dieser unsichtbaren Zentren sei das eigentliche Kontrollorgan unserer körperlichen Sinne. So versetzten sie das erste Zentrum in die Sakralregion, und diese kontrolliere den Geruchssinn, das zweite sei in der Milz und beherrsche den Geschmack, das dritte sei beim Nabel und stehe mit den Augen in Verbindung usw. Ihre Theorie war, daß die äußeren Sinnesobjekte in Wirklichkeit durch diesen »Seelenkörper« wahrgenommen werden; er ist das innere Agens, dessen Mitwirkung notwendig ist, damit alle menschlichen Sinne richtig funktionieren. Letztere sind lediglich ausführende Organe und ohne diese Zusammenwirkung werden sie unfähig, ihre Aufgabe zu erfüllen. Mit anderen Worten,

Der hypnotische Zustand lenkt die Aufmerksamkeit des Mediums von diesen physischen Organen — und vom ganzen Körper — ab und konzentriert es so vollständig auf das Unterbewußte, dessen geheimnisvolle Fähigkeiten dann in Funktion treten. Aber ich kann wirklich nicht viel mehr sagen wie dies. Ich kann nur für die nötigen Bedingungen sorgen und die Tätigkeit dieser Kräfte überwachen.«

»Ich habe beobachtet, daß Sie keine Striche mit den Händen machen. Halten Sie diese für unnötig?«

»Ich denke, Monsieur, manche Hypnotiseure werden sie eben brauchen«, sagte er energisch, »ich kann ohne sie auskommen. Ich verlasse mich völlig auf meine Willenskraft, und auf die mündlichen Suggestionen, die ich meinem Medium vermittele. Meine Erfahrung führt mich zu dem Glauben, daß das wahre Geheimnis des Hypnotisierens in diesen zwei Methoden liegt, vor allem in der ruhig und bestimmt gegebenen Suggestion, und daß nur diejenigen magnetische Striche anwenden müssen, die sich nicht sicher genug fühlen, um darauf zu verzichten.«

Während eines Teils des Jahres beherbergt Kairo einen Mann, den man ruhig als den bedeutendsten Fakir des modernen Ägypten bezeichnen kann — keinen anderen als den berühmten Tahra Bey.

Über seine Wundertaten ist viel gesprochen worden; viele Kritiken haben versucht, seinen Ruhm zu erdolchen — ebenso wie er seinen eigenen Leib mit Pfeilen und Dolchen durchbohrt. Aber es bleibt die Tatsache bestehen, daß eine große Zahl erlesener Menschen seine Darbietungen zum mindesten interessant, oft aber auch überzeugend fanden. König Fuad von Ägypten, König Karol von Rumänien, König Viktor Emanuel von Italien und andere haben ihn mit

Gesicht, Gehör usw. sind in erster Linie geistig, und erst in zweiter Linie physisch. Die Yogis behaupten, daß durch bewußte Kontrolle des Denkens — wie etwa in tiefer Konzentration — die Handlungen, welche hypnotisierte Medien vollbringen, ohne Hypnotiseur aus eigener Kraft möglich sind.

Einladungen beehrt, während Benito Mussolini ihn mehrmals im Palazzo Chigi empfing. Auch hat er anstatt Untersuchungen auszuweichen, sie geradezu gesucht. Ich, der ich mehrere seiner Darbietungen durch ein halbes Dutzend unbekannter Fakire in verschiedenen Teilen von Indien und Afrika ausführen sah, finde es nicht schwer, sie für möglich zu halten. Und da ich den Mann kenne, weiß ich auch, daß er tatsächlich die Kräfte besitzt, die er zu besitzen behauptet. Nur wenn er sich dazu hergibt, wie er es leider nun tut, die Leidenschaft des Volkes für Wahrsagen und Zauberei zu befriedigen, ist das eine Tätigkeit, für die ich nichts übrig habe.

Vielleicht darf man ihn aber nicht tadeln. »Die Welt hat mich gezwungen, meine Kräfte geschäftlich zu nutzen, ein Artist zu werden anstatt wie ich wollte, ein Wissenschaftler«, gestand er mir einmal traurig am Teetisch. Trotz allem bewundere ich ihn sehr als den ersten orientalischen Fakir mit so außerordentlichen Kräften, der es verschmäh, sie mit einer Hülle von mystifizierendem Geschwätz oder religiösem Firlefanz zu umgeben. Er selbst sucht die Wahrheit über die Wunder der Fakire, jenseits des Unsinn mit dem sie gewöhnlich ausgestattet werden. Er nimmt eine erfrischend gesunde und moderne Haltung gegenüber seinen eigenen Leistungen und den Prinzipien, denen sie unterworfen sind, ein, eine Haltung, die einzigartig ist in dieser Gesellschaft von mittelalterlichen, unfortschrittlichen, unvernünftigen und geheimnistuerischen Menschen, die sich Fakire nennen. Kurzum: er versucht, Aberglauben durch Wissenschaft zu ersetzen.

Bevor man ein richtiges Verhältnis zu seinen Darbietungen bekommt, muß man den Mann verstehen lernen, und der beste Weg dazu ist eine kurze Darstellung seines Lebens. Ich will sie hier niederschreiben, genau so wie er sie mir erzählt hat. Aber erst lernen Sie ihn kennen.

Sie mögen die schmale, abgeehrte Gestalt eines Asketen erwarten. Statt dessen stellen Sie sich einen kleinen, vornehm wirkenden Mann vor mit schwarzen Haaren und olivenfarbener Haut, einem ernsten, friedvollen, bärtigen Gesicht, der manchmal den arabischen Burnus

über dem Kopf trägt, und ein andermal den gewöhnlichen, europäischen weichen Filzhut. Er ist etwas unter Mittelgröße. Er schlüpft aus seinen arabischen Gewändern in einen gutgeschnittenen europäischen Schneideranzug und fühlt sich in beiden gleich wohl. Seine durchdringenden schönen Augen sind besonders interessant, weil die weiße Iris stark bemerkbar ist, und der jettsschwarzen Pupille Tiefe und Geheimnis verleiht. Sein Benehmen ist immer sanft und freundlich, dabei ist er so manierlich und höflich wie die besseren Ägypter alle. Er flüstert, was er sagen will, so ruhig und bescheiden, daß niemand aus seinem Ton schließen könnte, er sei ein Mann, der einige der geheimnisvollsten Naturkräfte beherrscht und kontrolliert. Er bewegt sich ohne jede Eile und voll Sicherheit, mit einer ausgesprochen starken Selbstbeherrschung, wie man sie immer bei wirklich fortgeschrittenen Fakiren beobachten kann. Er raucht ungezählte Zigaretten im Lauf des Tages.

»Ich bin im Jahr 1897 in Tanta geboren, der fleißigen, kleinen Stadt im Nildelta, in der sich auch das Grab des berühmten Fakirs aus dem dreizehnten Jahrhundert, Scheich Ayid Ahmad el Badawi befindet, das von Pilgern aus allen Teilen des Ostens besucht wird. Meine Mutter starb bei meiner Geburt, und mein Vater gehörte zu der Rasse der Kopten, der ägyptischen Christen. Mein Vater war selbst wohlvertraut mit den Lehren der Fakire und hatte Freunde mit ähnlichen Neigungen, so daß ich in einer Atmosphäre aufwuchs, die meinem künftigen Beruf günstig war. Ich wurde sehr jung in die Übungen und Praktiken eingeführt, die traditionell bei den Fakiren üblich sind; mein eigener Vater war einer meiner Lehrer. Als ich noch ein Kind war, führten innere Unruhen im Lande dazu, daß wir den Wohnsitz wechselten, und so gingen mein Vater, ich selbst und ein Lehrer in die Türkei, wo wir uns in Konstantinopel niederließen. Hier erhielt ich eine gute, moderne Erziehung, studierte Medizin und bekam den Dokortitel. Diese Erziehung war von großem psychologischen Wert für mich, denn sie gab mir die Möglichkeit, meine eigenen psychischen Experimente wissenschaftlich zu analysieren. Ich

eröffnete eine Klinik in Griechenland und leitete sie kurze Zeit. Dort unternahm ich das Experiment, das ich als das wunderbarste von allem betrachte, was Fakire zu leisten vermögen — die Auferstehung. Ich ließ mich für nicht weniger als achtundzwanzig Tage begraben, versenkt in den Abgrund des Todes, aus dem ich am Ende dieser Zeit lebend und unbeschädigt zurückkehrte. Der Metropolitan und andere christliche Würdenträger waren meine Gegner und versuchten, das Experiment zu verhindern, weil sie glaubten, in demselben und in den Lehren, die es bestätigte, eine Bedrohung ihrer Religion zu erblicken. Trotzdem verteidigten mich die Behörden und sagten, da ich ein Arzt sei, hätte ich das Recht, mich auf Wunsch begraben zu lassen. Meine wissenschaftliche Ausbildung und der Doktorgrad haben auch bei anderen Gelegenheiten dazu beigetragen, meinen Weg zu ebnen.

Ich besuchte Bulgarien, Serbien und Italien. In letzterem Lande gestattete ich den bekanntesten Wissenschaftlern, meine Experimente zu prüfen und gestattete ihnen, mich in einen Bleisarg zu legen. Mein Körper wurde völlig mit Sand bedeckt. Der Deckel wurde zugenagelt, und ich wurde dann auf den Boden eines Schwimmbades versenkt. Nach etwa einer halben Stunde griff die Polizei ein und verbot die Demonstration, aber soweit war sie von Erfolg. Dann kam ich nach Frankreich, und dort erhielt ich nicht nur die Erlaubnis, das gleiche Experiment zu wiederholen, sondern es auch auszudehnen. Während vierundzwanzig Stunden blieb ich in dem Sarg unter Wasser, mein Körper in kataleptischem Zustand, während die Polizei und andere die Demonstration die ganze Zeit über bewachten, um einen Betrug zu verhüten. Hier sind zwei Photographien, die an Ort und Stelle aufgenommen wurden. Die erste zeigt meinen steifen, in Trance befindlichen Körper, wie er in den Sarg gelegt wurde. Die zweite zeigt den Sarg, in dem ich vierundzwanzig Stunden gelegen hatte, wie er aus dem Wasser gehoben wurde. Ich war froh, diese Probe auf mich genommen zu haben, weil so viele Kritiker die Vorführungen der indischen Fakire und deren lebend Begrabenwerden bloßzustellen versuchten —, Vorführungen, wie Sie selbst sie ja in Ihrem Buch über

Indien beschrieben haben. Sie sagen, daß die Fakire einen geheimen Luftkanal im voraus durch die Erde graben und auf diese Weise weiteratmen könnten. Zweifellos kommt so etwas bei Pseudofakiren vor, die nichts sind als Beschwörer und Gaukler, aber es ist völlig unnötig bei denen, die die echten Geheimnisse unserer Kunst erlernt haben und den Körper ihrem Willen zu unterwerfen vermögen. Aus diesem Grunde arrangierte ich die Probe unter Wasser, wo die Umgebung durchsichtig ist und alles von Beobachtern nachgeprüft werden kann. Ärzte waren besonders an diesem Experiment interessiert; sie prüften mit allen Mitteln dessen Echtheit, und mit vollem Recht, denn da es auf natürlichen Gesetzen beruhte, hatte ich nichts zu fürchten.

Obwohl ich den Komfort des europäischen Lebens liebe, hänge ich auch an meinem eigenen Lande und mache es mir deshalb zur Aufgabe, jedes Jahr meine Zeit zwischen Ägypten und Europa zu teilen. Ich liebe die Europäer, und einige von ihnen schätzen mich.

Einmal, als die Königin von Spanien telegraphierte, ich solle in ihr Land kommen, schickte sie sogar eine offizielle Eskorte, um mich zu führen. Ich bin nicht eitel auf meine Leistungen. Die Vergangenheit zieht wie ein wundervoller Film an mir vorbei. Ein wahrer Fakir ist über Eitelkeit und Geldgier erhaben; er lebt sein inneres Leben, losgelöst von übertriebenen weltlichen Wünschen. Sie kennen die Fakire des Ostens und werden mir sicher zugeben, daß mein Fall nahezu einzig ist, da die anderen, soweit sie echt sind, keinen Wert darauf legen, Europa zu besuchen, und zu stolz sind, sich kritischen Nachprüfungen zu unterwerfen. Tatsächlich denken sie, es sei zwecklos, euch ihre Experimente zu zeigen, da ihr Europäer überzeugt seid, daß alles nur Scharlatanerie und Gaukelei ist — kurzum alles, nur nicht das Richtige vermutet. Und, was wichtiger ist, sie besitzen nicht meine Kenntnisse eurer Sprachen — ich spreche italienisch und französisch —, während ich mich an keinen einzigen zu erinnern vermag, der an der Universität Medizin und andere Wissenschaften studiert hätte, und moderne Erziehung als das ansähe, was sie wert ist. Wie

Sie bemerkt haben werden, verachten sie im allgemeinen solche Erziehung und betrachten sie als ein Hindernis. Natürlich stimme ich nicht mit ihnen überein.«

Ich rief eine kleine Gruppe von Ärzten und anderen beruflich tätigen Männern zusammen, deren Interesse ich für diese seltsamen Gegenstände erweckt hatte, und wir genossen den Vorzug, eine ganze Serie von erstaunlichen und etwas unheimlichen Demonstrationen zu erleben, die Tahra Bey mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit vorführte, die verblüffend war.

Der Fakir hatte seine europäischen Kleider abgelegt, er trug ein langes Gewand aus weißem Leinen. Ein arabischer Burnus war mit doppelten blauen und goldenen Kordeln auf seinem Kopf befestigt. Ein fünfzackiger, graviertes Goldstern, das Abzeichen des Ordens, der ihn eingeweiht hatte, hing ihm an einer Halskette auf der Brust. Um die Hüften hatte er einen goldenen Gürtel. Er stand mit den Armen über der Brust gekreuzt. Ringsum auf dem Boden des Zimmers waren die verschiedenen Gegenstände und Materialien verteilt, die er für seine Vorführungen benützte — ein Tisch, der mit Dolchen, Hutnadeln, Messern, Nadeln, Speilern und Glasstückchen bedeckt war, ein anderer Tisch, auf dem ein Brett lag, das mit den Spitzen langer, scharfer Nägel gespickt war, ein schwerer Steinblock, eine Waage und ein großer Hammer, ein weißes Huhn und ein graues Kaninchen, beide mit zusammengebundenen Füßen in einem Korb liegend, zwei glänzende polierte Senseklingen, ein paar Gestelle, ein langer Sarg, eine noch längere und breitere Kiste, ein Haufen roter Sand und zwei Spaten, einige Handtücher, etwas Watte und noch allerlei anderes. Ein Becken mit brennendem Weihrauch erfüllte den Raum mit leisem Duft. Zwei junge Männer, die ihm dienten, hatten als Assistenten zu fungieren. Tahra Bey selbst trat vor, schwieg aber völlig. Er sah sehr vornehm aus unter der sanften Beleuchtung der elektrischen Lampen.

Jeder Gegenstand wurde sorgfältig geprüft, um uns selbst von seiner Echtheit zu überzeugen und uns jeden Verdacht auf Betrügerei zu nehmen, soweit diese Gegenstände in Betracht kamen.

Der Fakir berührte seinen Nacken und drückte die Haut etwas über dem Genick mit festem Griff nach oben. Mit der anderen Hand drückte er auf die Schläfen. Dann schien er plötzlich Atem zu holen, mit dem Erfolg, daß der Adamsapfel sich bewegte. Innerhalb einer Minute schloß er die Augen und befand sich in Trance; im gleichen Augenblick stieß er einen seltsamen kurzen Schrei aus. Seine Trance steigerte sich sofort zu Katalepsie; er war so steif, daß er wie ein Toter zu Boden gefallen wäre, wenn seine Assistenten ihn nicht in ihren Armen aufgefangen hätten. Sein Körper war nun so starr wie ein Stück Holz.

Für das erste Experiment wurde er bis zu den Hüften entkleidet. Einer der Assistenten befestigte die Sensenklingen an den beiden Gestellen mit der scharfen Seite nach oben. Auf diese Klingen wurde Tahra Bey nun gelegt, so daß eine seine Schultern und die andere seine Fußgelenke umschloß. Während er sich in dieser Lage befand, prüfte ein Arzt seinen Pulsschlag und war überrascht, die abnorm hohe Zahl von 130 festzustellen.

Nun wurde der große Steinblock gebracht und gewogen: er wog fast 90 Kilogramm. Es war ein rauher Kubus von massivem Felsengranit. Die Assistenten legten ihn auf Tahra Beys Magen, einer von ihnen ergriff den Schmiedehammer und schlug kräftig auf den Block ein. Der Körper des Fakirs blieb so unbeweglich und steif, als ob er aus Eisen gewesen wäre, ohne auch nur einmal unter der doppelten Last des Gewichts und der furchtbaren Schläge nachzugeben. Schließlich sprang der Stein in zwei Teile, die polternd zu Boden fielen.

Tahra Bey wurde aufgehoben, auf die Füße gestellt und von den beiden Männern gestützt. Anscheinend wußte er nichts von dem, was geschehen war und hatte auch keinerlei Schmerzen erlitten. Die Ärzte untersuchten ihn mit Interesse und fanden, daß die Sensenklingen nicht die leiseste Spur auf seiner Haut hinterlassen hatten! Nur der

Granitblock hatte eine starke Rötung auf dem ganzen Unterleib verursacht.

Er hätte ebensogut auf einem Blumenbeet liegen können, so wenig hatte diese Prüfung auf ihn gewirkt. Sie erinnerte mich an die Vorführung eines Yogi geringeren Grades, den ich in Benares getroffen hatte und der auf scharfen Nägeln saß und schlief. Ich war damals weggegangen, mehr angeekelt als erbaut.

Er wurde nun auf die mit scharfen, sehr langen — ihre Spitzen ragten in die Luft — Nägeln gespickte Holzplanke gelegt; ein Assistent sprang auf ihn und stand mit dem einen Fuß auf der Brust und dem anderen auf dem Unterleib. Als er von den Ärzten untersucht wurde, zeigte sein nackter Rücken nicht das leiseste Zeichen, daß die Nägel ihn verletzt hätten! Sein Puls zeigte 132. Er wurde auf die Füße gestellt.

Wir sahen des Fakirs Augenlider zittern, langsam öffneten sich die Augen. Während einiger Augenblicke nach dem Erwachen rollte er die Augäpfel. Er sah aus wie jemand, der eben von einem Traum erwacht, der ihn sehr weit fortgeführt hatte. Während der nächsten halben Stunde blieben die Augen unnatürlich starr, nach und nach kehrte er zum Leben zurück. Er machte einen heftigen Versuch, Luft einzuatmen und öffnete dabei den Mund so weit, daß wir sehen konnten, wie die Zunge in den Schlund zurückgebogen war. Nachdem er Luft geschöpft hatte, steckte er den Finger in den Mund und brachte die Zunge in ihre normale Lage.

Er war nun ganz befreit von dem kataleptischen Zustand, in den er sich so rasch versetzt hatte. Nachdem er sich eine oder zwei Minuten ausgeruht hatte, unterzog er sich neuen Prüfungen, die beweisen sollten, ob sein Fleisch wirklich gefühllos gegen Schmerz sei.

Er bat die Ärzte, seine Kinnbacken mit einem Paar Hutnadeln zu durchbohren, was der eine sofort tat, indem er ihm die Nadeln durch beide Wangen stieß, in einem Winkel, daß die Spitzen im Munde herauskamen. Ärzte wissen, daß es innerhalb des Körpers gewisse Stellen gibt, wo das Fleisch zwischen zwei Muskeln oder zwei Nerven

ohne Verletzung durchbohrt werden kann. Es wurde deshalb bei dieser Gelegenheit sorgfältig darauf geachtet, in des Fakirs Gesicht wirklich gefährliche Stellen auszuwählen. Als nächstes stießen sie dicke Holzspeiler durch die Kinnbacken, während Tahra Bey völlig wach war und genau wußte, was geschah. Aber er schien nicht den geringsten Schmerz bei dieser Prozedur zu empfinden.

Eine noch überraschendere Prüfung war es, als er einem der Ärzte gestattete, einen großen Dolch vor dem Kehlkopf in seinen Hals zu stoßen. Die Spitze erschien wieder, nachdem der Dolch beinahe einen Zoll Fleisch durchbohrt hatte. Einige der Ärzte, die natürlich, und mit Recht, skeptisch waren, beschäftigten sich damit, die Pupillen sorgfältig zu überwachen, um feststellen zu können, ob sie sich zusammenzogen oder erweiterten. So konnte man feststellen, ob er Drogen eingenommen hatte oder nicht. Sie hatten den Verdacht, er möchte sich vielleicht heimlich vor der Vorstellung betäubt haben, um sich gegen Schmerzen unempfindlich zu machen. Sie fanden seine Augen aber völlig normal. Als alle diese Waffen entfernt waren, konnte man nicht einen Tropfen Blut auf der Haut entdecken. Es schien einigen der Ärzte so erstaunlich, daß sie darauf bestanden, in sein Gesicht Schnitte mit Glas zu machen und Nadeln in seinen Hals zu stecken, aber er ging völlig blutlos aus der Prüfung hervor. Sie bohrten Pfeile und Hutnadeln in seine Schultern und in die Brust, mit dem gleichen Resultat.

Um eine andere geheimnisvolle Fähigkeit zu demonstrieren, die er besaß, gestattete Tahra Bey, daß ein großes, starkes Messer in seine Brust gestoßen und dann herausgezogen wurde. Die Wunde war blutlos. Ein Arzt sprach den Wunsch aus, das Blut fließen zu sehen, um sicher zu sein, daß der Fakir wirklich verwundet war. Sofort ließ dieser die rote Flüssigkeit herausströmen, bis die Brust überschwemmt war — ein recht unheimlicher Anblick. Nachdem der Doktor befriedigt war, hemmte der Ägypter das Blut wieder, einfach durch Willenskraft, eine Handlung, welche die Anwesenden mehr als erstaunte. Zehn Minuten später war die Wunde praktisch geheilt.

Einer der Anwesenden brachte eine brennende Fackel und berührte mit ihr der ganzen Länge nach das linke Bein des Fakirs bis zur Mitte des Schenkels. Wir hörten Haut und Fleisch unter der Hitze leicht knistern, aber sein Gesicht blieb heiter und unbewegt, gänzlich ruhig. Ein anderer Arzt, der immer noch nicht überzeugt war, glaubte, Tahra Bey habe heimlich eine starke Droge genommen, und prüfte des Mannes Herzschläge, während die Flamme ihn berührte. Sie zeigten nicht den geringsten Unterschied. Hätte er irgendwie Schmerzen empfunden und dieselben unterdrückt oder durch einen phänomenal starken Willen beherrscht, würde das Herz natürlich erheblich stärker geschlagen haben, sein Gesicht wäre blaß geworden, und andere Zeichen hätten sein geheimes Leiden verraten. Überdies wäre, wenn er eine Droge wie Coffein genommen hätte, seine Atmung nicht normal geblieben, was zur Zeit durchaus der Fall war. Ein anderes Experiment war das Hineinbohren langer Pfeile in das Fleisch direkt über dem Herzen, sowie durch den ganzen Arm, bis sie an der anderen Seite herauskamen.

Als nächstes zeigte er eine Macht über Tiere, die indische Yogis mitunter auch besitzen. Ich hatte auf Tahra Beys Bitte eine Henne und ein Kaninchen mitgebracht, und hatte sie in einem Korb auf einen seiner Demonstrationstische gestellt. Diesen wandte er nun seine Aufmerksamkeit zu.

Er nahm das Kaninchen und legte sich seine Hinterpfoten um den Hals. Das Tier widerstand zwei- oder dreimal, aber der Fakir drückte auf ein Nervenzentrum am Nacken und machte ein paar Striche mit den Händen über ihm. Daraufhin lag das kleine Geschöpf ausgestreckt auf seinem Rücken, genau in der Stellung, die er ihm gegeben hatte, so ruhig, als ob es tot wäre. Seine Augen blieben offen, und wir beobachteten, daß trotz der Steifheit des Körpers die Augäpfel sich von Zeit zu Zeit bewegten, ein Beweis, daß es durchaus wach, wenn auch hilflos war. Um die Sache zu prüfen, näherte sich einer von uns dem Kaninchen und berührte das Auge mit dem Finger. Sofort schloß es sich und öffnete sich wieder, woraus hervorging, daß

das Tier bei vollem Bewußtsein das erfaßte, was vorging, obwohl es unfähig war, nach seinem Willen zu handeln.

Tahra Bey gab ihm einen leichten Schlag auf die Rückseite des Halses, und das Tier stieß einen Schrei aus, sprang auf seine Füße und lief vergnügt um den Tisch. Es war völlig unverletzt und schien sich nach dem unangenehmen Experiment nicht weniger wohl zu fühlen.

Das gleiche Experiment wurde mit der Henne vorgenommen, die ebenso gehorsam darauf reagierte, wie das andere Tierchen. Tahra Bey war imstande, sie in jede Lage zu bringen, die er wollte, und sie darin so lange zu belassen, als er wollte.

Der Fakir teilte uns dann mit, daß sein Körper nun nicht mehr schmerzempfindlich war, da diese Unempfindlichkeit nicht länger als zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten nach der ersten Hypnotisierung anhielte. Mit anderen Worten, er war wieder völlig normal. »Wenn Sie mich nun plötzlich und unerwartet mit einem Messer durchbohren, würde ich zweifellos vor Schmerz schreien«, gestand er. Endlich kam das bemerkenswerteste Experiment des Abends, kein anderes als das Lebendig-Begrabenwerden. Diese außerordentliche Vorführung wurde unter Prüfungsbedingungen unternommen, die nicht den leisesten Zweifel an ihrer Echtheit zuließen.

Tahra Bey sagte, er werde zunächst die genaue Stunde und Minute bestimmen, in der er aus der Trance erwachen werde, in die er sich nun begeben. Er bat uns daher, ihn nicht länger beerdigt zu lassen, als genau einundeineinhalb Stunde, da er sein Erwachen auf fünf Minuten nach dieser Zeit festlegen werde.

Der Sarg wurde in die Mitte des Raumes gestellt, nachdem der Boden des letzteren untersucht worden war. Er war mit Ziegeln und Mosaik ausgelegt, wie es die ägyptischen Fußböden sehr häufig sind, und er hatte unter sich nichts als die Decke eines anderen Raumes, denn wir befanden uns in einem der Blocks mit modernen Wohnungen, die überall im europäischen Viertel von Kairo aufschießen. Die Möglichkeit geheimer Falltüren wurde sehr rasch ausgeschlossen, aber,

um unsere letzten Zweifel zu beseitigen, wurde eine gewöhnliche Decke auf den Boden gelegt, und der Sarg daraufgestellt.

Tahra Bey versetzte sich in den üblichen Zustand von Selbsthypnose. Er preßte die Finger auf die Arterien im Genick und auf die Nervenzentren an den Schläfen. Er rollte die Zunge rückwärts in den Hals und sog heftig Luft ein. Innerhalb weniger Minuten fiel er endgültig in Katalepsie. Die Atmung hörte auf, der Blutkreislauf stockte, und sein ganzer Körper wurde starr. Er fiel zurück in die Arme seiner Assistenten, und während sie ihn stützten, wurden diese Tatsachen von den Ärzten bestätigt: Kein Herzschlag, keine Atmung! Seine Ohren, Nasenlöcher und der Mund wurden durch seine Assistenten mit Watte verstopft, sein steifer statuengleicher Körper flach in den Sarg gelegt. Man hätte schwer sagen können, welcher Unterschied zwischen Tahra Bey in seinem Sarg und irgendeinem toten Mann in seinem Sarg bestand. Bestimmt war kein Lebenszeichen in diesem »lebenden Leichnam« mit dem aschfarbenen Gesicht vorhanden.

Seine Assistenten begannen ihre Arbeit, indem sie rasch den Sarg mit dem weichen roten Sand vollschaufelten. Der Fakir wurde völlig damit bedeckt. Ein Holzdeckel wurde gebracht und fest aufgenagelt.

Nunmehr stellten sie die lange Holzkiste auf den Teppich neben den Sarg. Der letztere wurde hochgehoben und in die Kiste gestellt. Die Assistenten gingen wieder an die Arbeit und häuften Sand über den Sarg bis die Kiste randvoll war.

Wir ließen uns nieder, um die eineinhalb Stunden abzuwarten, während Tahra Bey reglos in seinem sandigen Behelfsgrab lag. Wir hatten alles geprüft, was für das Experiment verwendet wurde; jeden Schritt des Vorganges hatten wir sorgfältig kontrolliert. Wenn er eine derartige Prüfung überlebte, waren wir gezwungen, seine außerordentlichen Kräfte anzuerkennen.

Endlich war die ausbedungene Frist abgelaufen und, unserem Versprechen getreu, wurde der Sand weggeschaufelt und beiseitegeworfen. Der Sarg wurde ausgegraben, herausgehoben und der Deckel geöffnet.

Da lag der Fakir ausgestreckt und steif wie ein Leichnam, das Gesicht hatte die stumpfgraue Farbe einer Leiche. Nach Aussehen und Wirkung war er sicherlich ein Toter.

Er wurde herausgenommen, die Steifheit ließ nach, und man setzte ihn auf einen Stuhl. Nach einigen Minuten erschienen die ersten Anzeichen zurückkehrenden Lebens. Die Augenlider zitterten, dann vernahm man den Rhythmus ruhiger Atmung, und der ganze Körper belebte sich nach und nach wieder.

Innerhalb von zwölf Minuten nachdem er den Sarg verlassen hatte, war er wieder wie gewöhnlich und saß da, von seinem seltsamen Erleben sprechend.

»Mein Schlaf war so tief«, sagte er, »daß ich nichts von dem weiß, was mit mir geschehen ist. Ich erinnere mich nur, daß ich in diesem Raum die Augen schloß, und daß ich durch den geheimnisvollen Vorgang der Nachsuggestion in diesem Raum wieder erwachte, und zwar genau in dem Augenblick, den ich selbst bestimmt hatte.«

So endete unser erstaunlicher Abend mit diesem erstaunlichen kleinen Mann, der in einem Augenblick ein Wunder wirken kann!

Ich ging mit dem Gefühl fort, daß die wankende Gestalt des Materialismus noch in diesem Jahrhundert hingerichtet werden würde. Sie hatte nie viel dafür getan, das Mysterium des Geistes zu erklären.

Es gibt pessimistische Wissenschaftler, die prophezeien, das Ende unserer Erde werde ein gefrorener Planet sein, der durch die Leere des Weltalls rollt. Mag sein. Aber das Ende des *Menschen* kann niemals so hoffnungslos werden, wie das seiner Erdenheimat, denn er ist *mehr* als nur ein Körper.

VII. Kapitel

EIN INTERVIEW MIT ÄGYPTENS BERÜHMTESTEM FAKIR

Tahra Bey rauchte eine seiner ungezählten zartparfümierten ägyptischen Zigaretten, während er mir eines nachmittags die Theorien und Prinzipien auseinandersetzte, die seinen bewundernswerten Demonstrationen zugrundeliegen. Wir saßen in einer luxuriösen Wohnung in jenem ständig wachsenden Viertel, das Kairo von Europa geerbt hat. Er hatte versprochen, mir vieles zu sagen, und so erwartete ich seine kommenden Aufklärungen mit einer gewissen Spannung. Und wirklich erhielt ich manche erleuchtende Antwort auf meine Fragen.

Es ist immer interessant und manchmal vorteilhaft, sich Erklärungen abnormer und außerordentlicher Experimente von denen zu verschaffen, die sie selbst ausgeführt haben, und nicht von büchergelehrten Professoren, die nur über sie theoretisieren können. »Wir müssen damit anfangen, die großen Möglichkeiten anzuerkennen, die wir alle in uns selbst besitzen«, begann er; »wenn wir das nicht tun, bleiben wir mit Händen und Füßen an unnötige Beschränkungen gefesselt, die uns hindern, unsere wunderbaren psychischen und materiellen Kräfte auszunützen. Leute, welche die Phänomene sehen, die ich vorführen kann, denken entweder, es sei eine Art von Zauberei oder sonst etwas völlig Übernatürliches. In beiden Fällen irren sie sich. Sie scheinen die Tatsache nicht zu begreifen, daß diese Dinge vollkommen wissenschaftlich sind, und den Gesetzen der Natur selbst gehorchen. Es ist richtig, daß ich mich psychischer Gesetze bediene, die wenig verständlich sind, aber trotzdem *sind* es Gesetze. Nichts was ich vollbringe ist willkürlich, übernatürlich oder gegen jene Gesetze. Was nun diejenigen betrifft, die glauben, ich sei eine Art

Theaterillusionist oder Zauberer, so kann ich sie nur wegen ihrer Engstirnigkeit bemitleiden, und wegen ihrer Unfähigkeit, jede höhere Möglichkeit für die Menschheit, über die beschränkten Erfahrungen hinaus, die ihr eigenes Los sind, anzuerkennen.«

Meine Feder kritzelte eine stenographische Notiz des letzten Satzes, und als ich aufsaß, fing ich jenen gedankenvollen Ausdruck auf, der hie und da in seinen mystischen Augen zu lesen war, wenn er seine Kritiker erwähnte. Man fühlte, daß er lieber Freunde hätte als Feinde, lieber Verständnis fände anstatt Unglauben.

»Sie denken zum Beispiel, wenn ich Hutnadeln oder Speiler durch meine Kinnbacken stoße, falls es nicht ein geschickter Trick sei, hätte ich mich eben betäubt oder, wenn es das nicht sei, zwänge ich meinen Willen, den Schmerz zu ertragen. Aber wenn das wahr wäre, warum sind dann keine Narben auf meinem Körper, nachdem ich so schwer verwundet und zerschnitten wurde? Die Tatsache ist, daß sie sich einfach nicht von ihrer gewohnten Art, zu denken, losmachen können. Sie vermögen an die Möglichkeit, daß meine eigenen Erklärungen wahr seien, nicht zu glauben. Laßt sie doch versuchen, Messer und Speiler in ihre eigenen Häse und Gesichter zu stoßen; sie werden bald den Unterschied merken. Sie können noch so sehr versuchen, sich selbst vorzumachen, daß sie nichts fühlen, und selbst wenn sie ihr Äußerstes tun, werden sie eben doch den Schmerz spüren.«

Er machte auf diese ungehaltene Bemerkung hin eine Pause. »Aber Sie wünschen meine Erklärungen. Die beiden Geheimnisse — dies ist nicht ganz der richtige Ausdruck, aber er wird genügen —, die es mir ermöglichen, alle meine Experimente durchzuführen, sind erstens der Druck auf gewisse Nervenzentren des Körpers, zweitens die Fähigkeit, mich in den kataleptischen Zustand zu versetzen. Jedermann, der geeignet ist, und der sich der langen Praxis unterzieht, wie ich es mußte, um die Anwendung dieser beiden Geheimnisse zu ermöglichen und zu beherrschen, kann die gleichen Dinge tun. Ohne deren Anwendung hätte ich nicht den Mut, den Schmerz jener Handlungen schweigend zu ertragen, denn ich bin nicht wie diese Hindu-Fakire

veranlagt, die Sie gesehen haben, und die wollüstig sich selber quälen und freiwillig furchtbare Leiden ertragen, welche ihre asketischen Doktrinen ihnen vorschreiben. Ich habe mit diesen barbarischen Lehren gebrochen, und ich verurteile auf das bestimmteste die übertriebenen Praktiken, die diese Asketen sich selbst zumuten. Das einzige, was ich mit ihren Lehren gemein habe, ist das verinnerlichte Leben im Geist, und mit ihren Praktiken das Rückwärtslegen der Zunge und das Versetzen in Katalepsie.«

Er sprach mit einer Offenheit, die mich, der ich die Denkweise der orientalischen Fakire kannte, in Staunen versetzte. Trotzdem fragte ich ihn:

»Wollen Sie mir, bitte, Ihr erstes Geheimnis etwas näher erklären?«

»Ja«, antwortete die sanfte Stimme, »kurz gesagt, ist es wohl nicht nötig, Ihnen zu erklären, daß die Nerven die Leiter jeden Schmerzes sind, aber es ist nötig, darauf hinzuweisen, daß durch Fingerdruck das Blut vom Gehirn auf bestimmte Nervenzentren abgelenkt wird und die letzteren dadurch unempfindlich werden. Merken Sie sich, daß ich keinesfalls irgendjemand raten würde, das zu versuchen. Denn ohne lange richtige Übung solche unkontrollierten Experimente zu unternehmen, wäre einfach tollkühn und gefährlich. Wenn dieser Druck mit einer Konzentration der Gedanken auf das Schwinden des Bewußtseins verbunden wird, ebenso mit einem vollständigen Ausschalten von Muskeln und Nerven, und auf all dies das Zurückbiegen der Zunge und eine plötzliche Lufteinatmung folgen, dann kann man mit Sicherheit auf das Eintreten des kataleptischen Zustandes rechnen. Und dann, ungefähr fünfundzwanzig Minuten später, wird das Fleisch von selber völlig schmerzunempfindlich, ganz gleich wie intensiv oder wie furchtbar der Schmerz auch sei.«

»Welches sind die Nerven, auf die Sie den Druck ausüben?«

»Es sind die Halsschlagader, die den Kopf bedient, die hypnotischen Zentren der Schläfen und die pneumogastrischen Nerven, aber, wie ich schon sagte, sie sind kein Spielzeug. Jemand, der zum Bei-

spiel versuchen würde, die Halsschlagader zusammenzudrücken, und dem es gelänge, dadurch das Blut vom Gehirn abzuleiten, würde wahrscheinlich ein Summen im Kopf verspüren, weil das Blut aus dem Genick entfernt würde; er würde hilflos nach rückwärts fallen und unvermeidlich ohnmächtig werden. Ich kann es ohne weiteres tun, weil ich seit meiner Kindheit durch Sachverständige darin trainiert worden bin.«

»Und das Zurückbiegen der Zunge?«

»Ach, das haben Sie ja in Indien bei den Yogis gesehen. Als ich ein Kind von vier Monaten war, begann mein Vater, mit dem Finger meine Zunge zurückzubiegen. Der Erfolg war eine Art von konvulsivischem Anfall. Wenn letzterer zu heftig wurde, war das ein Zeichen, daß die Übung übertrieben worden war, und daß man sie für einige Zeit unterbrechen mußte. Heute kann ich meine Zunge mit Leichtigkeit zurückbiegen; nur manchmal habe ich Schwierigkeit, sie in die normale Lage zurückzubringen, und muß es mit dem Finger tun. Ihre Hindus machen gelegentlich Zungenverlängerungsübungen, um die Zunge leichter nach rückwärts legen und so die Luftröhre abschließen zu können. Dies verhindert auch das Eindringen gefährlicher Insekten oder Bakterien, während der Körper hilflos unter der Erde liegt*.«

»Und wenn Sie in den Trancezustand versetzt sind, was geschieht dann?«

»Ehe ich mich in diesen Zustand versetze, bestimme ich immer den Augenblick meines Erwachens. Wenn er da ist, erwache ich.

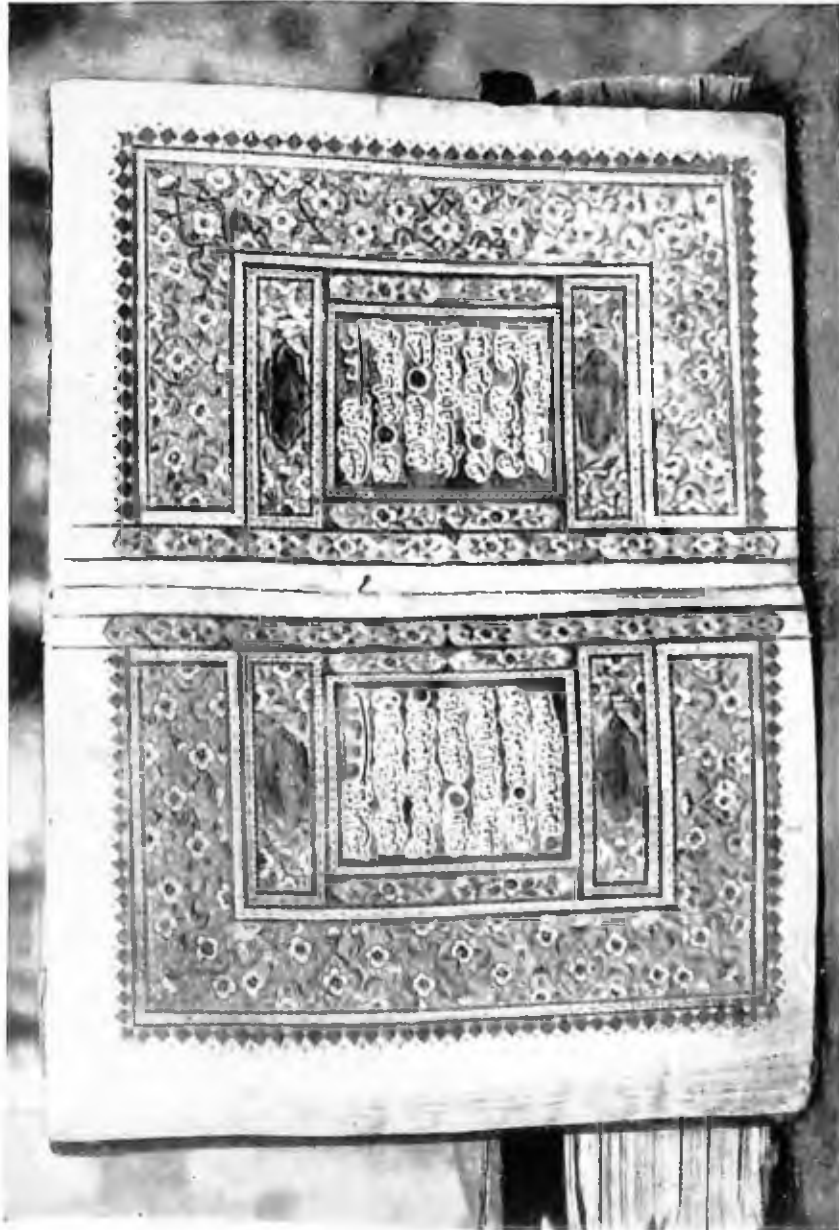
* Ich erinnere mich nun, daß Brama, der indische Yogi, in meinem Buch »A search in secret India«, der nach ähnlichen Richtlinien wie Tahra Bey studiert hatte, mir einmal sagte, daß jeder Yogi, der es unternahme, für eine bestimmte Zeit begraben zu werden, es ablehnen würde, sich an einem Platz begraben zu lassen, der von den zerstörerischen kleinen Geschöpfen, die man als weiße Ameisen kennt, bevölkert wäre. Sie sind fähig, sich durch hölzerne Särge durchzufressen und den in Trance befindlichen Körper zu zerstören.



Tahra Bey

In der Trance wird sein Körper in einen Sarg auf den Boden einer Wasserbecken versenkt





*Ein alter Koran, der früher dem verstorbenen Sultan der Türken gehörte;
jetzt im Besitz von Madame Daboby in Kairo*

Manche Leute benützen diese Art von Autosuggestion auf einfache Weise, zum Beispiel, wenn sie sich selbst am Abend sagen, daß sie zu einer bestimmten Zeit aufwachen wollen, um am nächsten Tag rechtzeitig an ihre Arbeit zu gehen. Das ist der Beweis, daß das Unterbewußtsein niemals schläft: nur das Bewußtsein hat diesen Fehler. Daraus erklärt sich auch, warum Schlafwandler oft ganz intelligente Handlungen vornehmen, ohne sich später an das zu erinnern, was sie getan hatten.

Und nun weiter. Der Anfang der kataleptischen Trance läßt zwei wichtige Lebensfunktionen, nämlich Atmung und Blutzirkulation, aufhören. Wir wissen genau, daß die meisten Leute erklären werden, das bedeute unvermeidlich den Tod, aber ich brauche darüber mit Ihnen nicht zu diskutieren, weil Sie bereits öffentlich bezeugt haben, daß Sie in Indien das Gegenteil beobachtet haben. Nur die Fakire können Atem- und Blutbewegung aufhören lassen und doch weiterleben. Es genügt wohl, wenn ich sage, daß jede Blutzirkulation völlig stockt, solange ich in kataleptischem Zustand bin. Tatsächlich hat der ganze Lebensrhythmus aufgehört. Es ist wichtig, zu betonen, daß dies nicht die Katalepsie ist, wie sie manchmal bei hypnotischen Experimenten an anderen Personen erreicht wird, weil in solchen Fällen die Blutzirkulation oft sogar verstärkt ist. Wieso? Weil die angewandten Methoden ganz verschieden sind und nichts miteinander zu tun haben. Sie werden diesen Unterschied ganz klar aus der Art ersehen, wie die hypnotische Suggestion angewandt wird, während ich nur physiologische Mittel benütze, nämlich den Nervendruck und das Zurückbiegen der Zunge. Ein anderer Unterschied ist, daß meine Schmerzunempfindlichkeit nicht mehr wie fünfundzwanzig Minuten anhält, nachdem ich aus dem zweiten Grad der Trance erwacht bin. Hypnotisierte Menschen kennen keine derartig bestimmte Zeitgrenze. Es ist richtig, daß der durch Suggestion hervorgerufene hypnotische Zustand häufig den Körper des Mediums unempfindlich gegen Schmerzen macht. Aber unempfindlich sein, nachdem der Zustand vorüber ist, wie ich, ist etwas ganz anderes. Der wichtigste Unterschied

aber ist endlich der, daß ich mich ganz nach eigenem Willen selbst in Trance versetze — welcher Hypnotiseur aber kann sich selbst hypnotisieren?»

»Es ist bemerkenswert, daß Ihr Körper so narbenlos ist, nach den unzähligen Stichen, die Sie im Lauf Ihrer Tätigkeit erhalten haben müssen. Wie erklären Sie das, Doktor?»

»Um das zu erreichen tue ich zweierlei. Das erste ist, daß ich zeitweise die Blutzirkulation steigere. Sie werden sich erinnern, daß die Ärzte während des Experimentes neulich abends eine Erhöhung auf 130 feststellten. Das erhöht die Herzaktivität, übersteigert sie aber nicht, und die Schnelligkeit ermüdet mich nicht. Solche Geschwindigkeit des Blutumschlages hilft natürlich die Wunden mit erstaunlicher Schnelligkeit heilen. Vergessen Sie nicht, daß das nur durch meinen Willen geschieht. Das zweite ist, daß ich die Bluttemperatur zu Fieberhitze erhöhe. Das zerstört alle Keime, die in die Wunde gelangt sein können, und wirkt desinfizierend. Meine Wunden eitem niemals und heilen immer in wenigen Minuten, in ernsteren Fällen in höchstens einigen Stunden.«

Ich schnitt als nächste Frage den Gegenstand seines größten Experimentes, des Lebend-Begrabenseins, an.

Er warf den Rest einer Zigarette fort, um sogleich eine andere anzuzünden.

»Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß vor Tausenden von Jahren im alten Ägypten, ebenso wie im alten Indien, dasselbe Experiment ganz allgemein ausgeführt wurde«, antwortete er.

»In jenen Tagen hatte der allgemeine Materialismus, wie er heute vorherrscht, kaum begonnen. Jedermann glaubte an eine Seele, und deshalb wurden Erfahrungen wie die meinigen durchaus verstanden. Jedermann glaubte auch damals, wie wir Fakire noch heute, daß es die Seele ist, die auf geheimnisvolle Weise das Leben des Körpers und das Bewußtsein des Geistes leitet. Wir glauben, daß die Seele getrennt vom Leibe zu leben vermag, daß, wenn die chemischen Atome, aus denen sich der Körper zusammensetzt, in der Form von Kohle,

Pottasche, Wasserstoff, Sauerstoff usw. zur Erde zurückkehren, die Seele, die ihre Lebenskraft ist, in ihren Ursprung eingeht, die unbekannteste Macht, die ewig ist. Ich brauche Ihnen weiterhin kaum zu sagen, daß die Gefahr des modernen Materialismus darin besteht, falsche Denkgewohnheiten zu bewirken, die den Menschen jener unschätzbaren Kraft berauben, der Kraft der Seele. So viel der Theorie.

Kurz gesagt, durch die tiefste kataleptische Trance wird das physische Leben aufgehoben, aber der unsichtbare Funke der Seele fährt fort zu wirken. Um das zu demonstrieren, bedarf es langer und strenger Übungen, die gewöhnlich in sehr frühem Alter beginnen. Ich habe schon erwähnt, daß mein eigener Vater mich zu trainieren begann, als ich erst vier Monate alt war. Jetzt kann ich mir erlauben, mich für mehrere Tage beerdigen zu lassen, wenn ich es wünsche, und völlig unversehrt zurückzukehren.«

»Skeptiker erheben immer einen Einwand«, murmelte ich; »sie fragen immer wie es möglich ist, ohne Atmung unter der Erde weiterzuleben?«

»Nehmen Sie ein einfaches Beispiel. Die Perlenfischer an der ostafrikanischen Küste können acht oder neun Minuten lang ohne Atmung unter Wasser bleiben. Das bedeutet den höchsten Rekord für menschliche Wesen, so viel ich weiß. Nun nehmen wir das Tierreich. Der Frosch ist ein schneller Atmer, und doch kann er ohne Luft vier Stunden unter Wasser bleiben. Wie kann er das? Untersuchen Sie ihn, und Sie werden finden, daß sein Körper steif ist. Tatsächlich ist er kataleptisch. Sie werden ferner finden, daß seine Augen geschlossen sind, aber nicht durch Lider, sondern durch eine besondere Schutzhaut, welche die Gefahr zu langen Kontaktes mit dem Wasser abwendet. Nehmen Sie die Wasserschildkröte. Sie lebt ganz frei an der Luft, und doch kann sie mehrere Stunden unter Wasser verbringen. Wenn Sie aber einer Schildkröte die Luft entziehen und sie gegen ihren Willen zwingen, unter Wasser zu bleiben, erstickt sie und stirbt. Der Grund ist, daß sie nicht Zeit gehabt hat, sich für den Unterwasser-aufenthalt vorzubereiten. Krokodile, die ähnliche Möglichkeiten haben,

in beiden Elementen zu leben, überwintern ohne Atmung mehrere Monate lang bei herabgesetzter Lebenskraft. Die Wissenschaft vermag kaum zu erklären, wie diese Kreaturen ohne Sauerstoff auskommen. Einige Arten von Fledermäusen liefern ebenfalls bekannte Fälle von Überwinterung in aufgehängtem Zustand ohne Atmung. Lassen Sie sich gleich sagen, daß der Schlüssel der unverständlichen Gewohnheiten dieser Tiere darin besteht, daß sie in einen Zustand spezieller Katalepsie geraten. Und wenn das die Tiere können, warum nicht die Menschen, die schließlich doch auch tierische Körper besitzen? Wenn menschliche Wesen von diesem Schlüssel Gebrauch machen wollen, können sie die gleichen Resultate erzielen. Wir Fakire haben es bewiesen. Wäre ich nicht in kataleptischer Trance während des Experiments des Lebend-Begrabenwerdens, würde ich innerhalb von zehn Minuten ersticken. Es gibt tatsächlich Umstände, in denen wir ohne Atmung leben können.«

Ich beobachtete ihn, wie er den grauen Rauch seiner duftenden Zigarette von sich blies, dann fragte ich: »Wenn, wie Sie sagen, während der Beerdigungszeit die Seele vom Körper losgelöst ist, geht sie dann ins Jenseits über? Und was können Sie uns über Ihre Erfahrungen in jener Sphäre sagen?«

»Leider kann ich Ihnen fast nichts sagen. Ich möchte mich nicht als einen Mann hinstellen, der die Geheimnisse des Jenseits ergründet hat. Trotzdem wir die wunderbaren Kräfte des Unterbewußtseins in solchem Umfang erweckt haben, gibt es geheimnisvolle Tiefen, die wir nicht durchdringen konnten. Das Schlimme ist, daß wir Fakire, wenn wir den Körper verlassen, in einen ähnlichen Zustand wie Schlafwandler geraten, das heißt, wir sind uns unseres Daseins nicht bewußt, trotzdem wir existieren, und wenn wir ins körperliche Leben zurückkehren, sind wir unfähig, uns an irgendetwas von unserem scheinbar übernatürlichen Abenteuer zu erinnern. Es mag sein, daß wir die Welt der Geister erforscht haben, aber da wir uns an unsere

Erfahrungen nicht erinnern, können wir auch nichts aus jener Welt mitteilen. Unser Schlaf ist so tief, daß er genau dem Winterschlaf jener Tiere gleicht, die ich Ihnen genannt habe.«

Das war sehr bedauerlich. Daß ein Mann, der mehr als einmal »gestorben« war wie Tahra Bey, nicht fähig war, eine klarere Auskunft zu geben, war wirklich enttäuschend. Wenn völlige Leere, nackte Unbewußtheit jenseits des Grabes lag, war es widersinnigerweise eine lebendige Leere. Ich drückte ihm meine Enttäuschung über dieses negative Resultat aus.

Er zuckte die Achseln.

»Wir müssen die Tatsachen respektieren, wie sie sind«, antwortete er; »immerhin nehme ich an, daß, so wie nach dem wirklichen Tod, meine Seele mit der Allseele, der Unbekannten Kraft, vereinigt wird. In diesem Sinn glaube ich, daß wir unsterblich sind.«

Es schien mir unbegreiflich, daß diese Allkraft — oder Gott, wenn Sie wollen — ein dauernder Zustand völliger Unbewußtheit sein sollte, denn ich konnte nicht verstehen, wie ein bewußtes Wesen — der Mensch — seinen Geist von einem unbewußten — Gott — empfangen haben sollte. Aber ich brachte dies nicht zur Sprache, weil es zu theologischen Argumenten geführt hätte, während ich mich hier mit wissenschaftlichen Tatsachen befaßte. Indessen respektierte ich Dr. Tahra Beys offene Erklärungen, die mich bestimmt annehmen ließen, daß er seine Erfahrungen so darstellte, wie sie waren.

Er erzählte mir nun die Geschichte eines sonderbaren Falles von Beerdigung. Ein bekannter Fakir war im Jahr 1899 in Tanta, Dr. Tahra Beys Geburtsstadt, lebendig begraben worden. Er hatte vorausbestimmt, daß er nicht vor dem 17. Mai 1925 erwachen wolle. Als das vorbestimmte Datum kam, wurde er ausgegraben und lebend befunden. Das Fleisch war in tadellosem Zustand und alle Organe gesund, nur hatte er die Sprache verloren. Sechs Monate später starb er.«

Ich fragte Dr. Tahra Bey, warum der Mann so bald gestorben war.

Er sagte: »Der Grund war die Erschöpfung des Körpers unter der Erde. So stark verlängerte Beerdigungen verkürzen das Leben eines

Fakirs. Wenn anderseits der Mann nur für sehr kurze Perioden beerdigt wird, sagen wir bis drei Tage, ist das Resultat eine wunderbare Stärkung und Heilung. Vor Jahrhunderten haben das die ägyptischen Derwische entdeckt. In jenen Tagen wurden sie damit betraut, an gewissen Verbrechern Strafen zu vollziehen. Dieselben wurden, anstatt zum Tode verurteilt zu werden, dazu gezwungen, lange Zeit beerdigt zu werden, nachdem die Derwische ihre Körper richtig vorbereitet hatten. Die Zeitdauer wechselte je nach Art des Verbrechens. Es wurde nun entdeckt, daß, obwohl das Ordal ihr Leben verkürzte, sie auf der anderen Seite wunderbar von ihren Krankheiten befreit wurden, welcher Art sie auch waren, während sie im heißen Sand begraben lagen. Meine Erklärung dafür ist, daß solche Beerdigungen alle Vorteile langer Ruhe und langen Fastens haben. Die Fastenkur, die heute so populär ist, gestattet der Natur, an der Heilung der Körper von ihren Krankheiten zu arbeiten. Eine Beerdigung von einigen Tagen entspricht einem Fasten während der gleichen Zeit, mit dem zusätzlichen Vorteil völliger Ruhe von jeder Körperfunktion, ein Vorteil, den nur unsere überarbeiteten Organe zu schätzen wissen. Diese tiefe Lethargie einer kurzen Beerdigung läßt wichtige Heilfaktoren arbeiten und beweist auf diese Art die Macht der Seele über die Materie und die überraschende Intelligenz unseres unterbewußten Geistes.«

»Gibt es gar keine Gefahren beim Lebendig-Begrabenwerden?«

»Gewiß gibt es welche, aber bei richtigen Vorsichtsmaßregeln können sie vermieden werden. Der angewandte Prozeß muß mit größter Sorgfalt durchgeführt werden, denn es ist ein Spiel um Leben und Tod. Es gab einen jungen Fakir namens Said, der auf diese Weise starb.

Er war ein vielversprechender junger Mann von achtzehn Jahren, der sich rückhaltlos dem Leben eines Fakirs gewidmet hatte und der in dem Vorgang der Auto-Katalepsie, wie Sie mich ihn ausüben sehen, trainiert worden war. Er faßte eines Tages den mutigen Entschluß, sich für nicht weniger als sechs Jahre beerdigen zu lassen.

Nun, es geschah, und sein Körper wurde in ein besonderes Grab

gelegt. Um eine Kontrolle auszuüben und ihm zu helfen, öffneten einige fromme Mohammedaner das Grab einmal im Jahr während der heiligen Festzeit des Ramadan, prüften den Zustand seines Körpers und sprachen Gebete über ihn. Während der ersten beiden Jahre wurde sein Körper in einem Zustand vollkommener Konservierung gefunden, aber beim dritten Öffnen entdeckten sie zu ihrem Leidwesen, daß Würmer sich in den Sarg gefressen und einen Teil seines Körpers zerstört hatten.«

»Wie erklären Sie das, Doktor?«

Er wandte sich von mir ab und blickte aus dem Fenster. Ich folgte seinem Blick und sah, daß er auf dem Nil ruhte, diesem Wunderstrom, der Millionen von Menschen seit Tausenden von Jahren ernährt und erhalten hat; der wie ein Vater Ägypten in seine gütigen Arme nimmt. Er wandte sich um.

»Ich habe zwei Theorien. Die erste ist, daß die Vorbereitungen für die Einsargung nicht richtig ausgeführt waren. Ein Fakir, der so eine lange Beerdigungszeit durchhalten will, müßte seinen ganzen Körper mit weichem Wachs bedecken, so als ob ein Wachsabdruck desselben gemacht werden sollte. Dann sollte er in einen geschlossenen und versiegelten Sarg gelegt werden, der vollständig staubfrei, wie mit dem Staubsauger gereinigt, sein muß. Der arme Said hatte diese Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen. Meine Ansicht ist, daß das Loch im Sarg von einer Schlange gemacht worden war, einer von den sehr kleinen, aber besonders kräftigen Arten, die es in Ägypten gibt. Diese Schlange kroch wahrscheinlich hinein, und über seinen Körper, und kroch vielleicht in ein Nasenloch bis ins Gehirn. Diese Verletzung würde es möglich gemacht haben, daß Sauerstoff in seinen Körper dringen konnte. Ich schreibe nämlich einen Teil der Wirksamkeit der Katalepsie der Tatsache zu, daß der Körper vom Sauerstoff befreit wird. Ich bin überzeugt, daß, so lange kein Sauerstoff in den in Trance befindlichen Körper tritt, keine Mikroben und kein Wurm ihn berühren wird. Das Recht dieses Einbruchs war, daß er in gewissem Ausmaß den Schutz der Katalepsie gegen Würmer verlor. Sie krochen

in den Sarg, und begannen von dem Fleisch zu leben, nachdem sie in die inneren Organe gelangt waren.«

Dr. Tahra Bey hatte ein grausiges Bild der Gefahren entworfen, die den Fakir erwarten, wenn er seine freiwillige Beerdigung nicht erfolgreich abschließt. Man fing an zu verstehen, warum die alten Ägypter, die ihre königlichen, aristokratischen und priesterlichen Toten zu erhalten wünschten, nicht nur ihre Körper einbalsamierten und mumifizierten, sondern sie noch in dicke Steinsarkophage von fast unzerstörbarem Granit einschlossen, die zu durchdringen unmöglich war.

»Nach all dem werden Sie verstehen, daß man die Kritiken als Unsinn bezeichnen muß, die behaupten, ich hätte geheime Röhren, die mir Luft zuführen, wenn ich mich aus eigenem Willen beerdigen lasse. Als ich noch einige Jahre jünger war, ließ ich mich für eine Stunde in einer öffentlichen Gartenanlage begraben, und das Publikum tanzte auf meinem Grab. Indessen ist es nicht meine Absicht, die Menschen zu unterhalten, wie Theaterzauberer, sondern zu demonstrieren, welche großen Kräfte, wenig bekannt und noch weniger verstanden, in uns ruhen.

Es kam manchmal vor, daß mir eine Vorführung mißlang; ich war immer aufrichtig genug, es zuzugeben. Aber, infolge meines langen Trainings und meiner Erfahrung kommen solche Mißerfolge sehr selten vor.«

»Ist es möglich, Doktor, eine innere Operation ohne Anästhesie auszuführen, während Sie sich in kataleptischem Schlaf befinden?« fragte ich.

»Ich glaube, daß das durchaus möglich ist, aber ich habe es nie ausprobiert. Ein Arzt meinte einst, die Wunden durch Dolche und Hutnadeln seien vielleicht nur oberflächlich, und er fragte, ob ich wohl ohne Schmerz eine Operation aushalten könne. Ich antwortete, daß ich es glaube und war bereit, mich einer solchen zu unterziehen,

vorausgesetzt, daß es keine gefährliche wäre. Da der Arzt antwortete, das Landesgesetz verbiete Operationen, die nicht infolge von Krankheit oder Schmerzen nötig seien, und da ich weder krank war, noch Schmerzen hatte, konnten wir die Sache nicht weiter verfolgen.«

Wir hatten die Fragen seiner speziellen Erfahrungen erschöpft; nunmehr wünschte ich, seine allgemeine Stellungnahme diesen Dingen gegenüber zu berühren. Die Unabhängigkeit seiner Anschauungen war so weit entfernt von jenen der Fakire des Orients, daß ich sie gerne noch näher beleuchten wollte. Er lächelte, als ich den Gegenstand berührte und ließ mich nicht fertig sprechen. Indem er eine leichte Handbewegung machte, fiel er ein:

»Ich möchte, daß sie auf eine wissenschaftliche Basis gestellt würden, entblößt von allen falschen Suggestionen und Autosuggestionen, mit denen sie bisher unentwirrbar vermischt wurden. Ich bin Zeuge, wieviel Schaden der Sache der Wahrheit dadurch angetan wurde. Ich habe mit den Traditionen der Fakire völlig gebrochen, unsere Wissenschaft ist *eine* Sache, Religion eine andere; man sollte sie getrennt halten. Nicht etwa, daß ich keinen religiösen Glauben hätte, weit davon entfernt! Ich habe Achtung vor ihm, als etwas, das für das Leben der Menschen nötig ist, und ihnen moralische Kraft verleiht. Aber, wie Sie in Indien bemerkt haben werden, ist die Neigung der Menschen, Gott, Geistern oder Engeln das zuzuschreiben, was ausschließlich aus den eigenen Seelenkräften, aus ihrem Unterbewußtsein kommt, so stark, daß ich fühle, wir müssen völlig damit brechen, wenn unsere Lehren vom Aberglauben befreit und wissenschaftlich erklärt werden sollen. Viele Fakire sind Opfer ihrer eigenen Suggestionen, während andere Opfer der Suggestionen sind, die ihre Traditionen ihnen übermitteln. Sie mögen echte Darbietungen zeigen, aber sie geben falsche theoretische Erklärungen. Sehen Sie sich die tanzenden Derwische an, die sich in einen hypnotischen Zustand hineinwirbeln, und sich dann mit Dolchen und Messern verletzen, ohne Schmerz zu empfinden. Sie lassen diesen Handlungen ausgedehnte zeremonielle Riten vorausgehen und viele Gebete — diese

sind meiner Ansicht nach völlig unnötig und einfach eine Art, Autosuggestion zu erzeugen, um in einen Zustand zu geraten, den ich schnell und ohne Gebete erreichen kann, einfach indem ich die natürlichen Gesetze, die sie enthalten, verstehe. Meine Überzeugung ist, daß Fakire oft ihre wunderbaren Darbietungen dazu benützt haben, die Menschen zu beeinflussen, um sie für ihre Religion empfänglich zu machen. Sie nahmen eine geheimnisvolle Haltung an, um die Eindrücklichkeit zu steigern. All das ist zwecklos in einer Zeit, in der Wissenschaft und Bildung so weit fortgeschritten sind. Diese Geheimniskrämer täten besser, die Wissenschaft zu studieren und ihr Können wissenschaftlich zu erklären.«

Dr. Tahra Bey hatte Recht. Das Zeitalter der Zauberei ist vorbei. Mysterium und Mystifikationen gehören in eine dunklere Zeit als die unsrige. In dieser aufgeklärten Zeit muß die Wahrheit klar ausgesprochen werden, nicht durch die verkrümmten und ausweichenden Methoden von Fabel und Dichtung, Symbol und Gleichnis, halben Anspielungen und ehrfurchteinflößendem Geflüster.

»Aber wie steht es mit jenen Fakiren, die behaupten, sich in religiöse Ekstasen zu versetzen?«

»Ich will nicht leugnen, daß sie diese Erfahrungen vielleicht gemacht haben, aber diese gehören in das Gebiet der Religion, das sich außerhalb meiner Experimentalforschung befindet. Es gibt genug Arbeit für mich innerhalb des Versuchsfeldes, das ich mir vorgenommen habe. Es genügt, daß ich demonstrieren kann, wie das Unterbewußte der Seele weiterlebt und zurückkehrt, nachdem der Körper durch einen Zustand gegangen ist, der dem Tode gleichkommt. Allein darin finde ich schon Belehrung genug. Wer kann das Vorhandensein der Seele nach solchen Erfahrungen bezweifeln? Es genügt, daß ich die wunderbare Macht dieser Seele demonstrieren kann, die meinen Körper stützt, wenn ein großer Stein auf ihm in Stücke geschlagen wird, ohne mich im geringsten zu verletzen. Als ein Freund von mir, ein trainierter Athlet, glaubte, diese Sache nachahmen zu können, und es versuchte, wurde ihm das Rückgrat gebrochen. Er hatte seinen

Körper entwickelt, aber vergessen, die Kräfte seines Unterbewußtseins mitzuentwickeln. Die Hoffnung, die der Menschheit durch die Pflege dieser Kräfte geboten wird, ist so erhaben, daß ich manchmal denke, sie könnte ein neues goldenes Zeitalter schaffen. Die Wissenschaft kann nicht länger die Wunder des Unterbewußtseins als ein Produkt krankhafter Einbildung betrachten; sie muß sie ernst und genau studieren und auf diese Weise der Unbekannten Macht, die, selbst unerschaffen, das Universum geschaffen hat, ihren Tribut bezahlen.«

So fordert der ewige Sphinx unseres eigenen Geistes unsere Fragen heraus und unterstützt unser Forschen. Wir brauchen uns nicht zu fürchten, der Mensch, der vom Protoplasma zum Paradiese aufsteigt, ist ein altes Rätsel, dem es bestimmt ist, durch moderne Untersuchungen gelöst zu werden. Das zwanzigste Jahrhundert wird diese Vorhersage reichlich erfüllen.



VIII. Kapitel

IM NAMEN ALLAHS, DES MITLEIDIGEN,
DES BARMHERZIGEN

Ich fiel auf meine Knie nieder hinter einer der edlen Säulen der Moschee und ließ die Schwinge meiner Seele leise ihren Flug aufwärts nehmen, in ehrfurchtsvoller Anbetung jener höheren Macht, welche die Menschen um mich her Allah nannten, die Macht, der ich nie einen Namen zu geben vermochte, die ich aber auch bereit war, solange ich in Ägypten weilte, Allah zu nennen. Ich wußte, daß wir alle in dieser Hinsicht das Gleiche meinten — dasselbe Erhabene Wesen, das uns in der Höhlung seiner unsichtbaren Hand hält, und dem ich ebensogut einen Namen geben konnte, als keinen.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging, bis jemand anfang, aus einem umfangreichen alten Folianten des Koran, Allahs heiliger Schrift für dieses Land, in halb singendem, halblautem Ton vorzulesen. Und als das angenehme arabische Gemurmel von seinen Lippen kam, blickte ich auf und sah mich nach jenen anderen um, die des Propheten Wort gehorcht hatten, sich bei Beginn der Dämmerung zu versammeln, und sich während einiger Minuten auf den göttlichen Ursprung zu besinnen, dem wir Leben und Sein verdanken. Neben mir war ein alter Mann, der in ein langes Gewand aus blaugestreifter weißer Seide gekleidet war. Seine Haut hatte eine helle Walnußfarbe, und ergab einen schönen Hintergrund für eine Reihe prächtiger weißer Zähne. Er berührte den weichen, roten Teppich mit der Stirne, während er seine Gebete flüsterte, und stand immer wieder auf, um sich von neuem niederzuwerfen. Dann legte er seine Hände flach an die Schenkel, fuhr fort zu flüstern und berührte kurz darauf wieder den Boden mit der Stirne.

Ein anderer alter Mann war da, der hereintrat und Allahs Gnade anrief, als ich mich gerade umsah; bald bog auch er sich hin und her während seiner Gebete. Er sah sehr arm aus, und sein zerfetztes Gewand, das einmal weiß gewesen, nun aber grau war, schien nah daran, ein Haufen Lumpen zu werden.

Sein narbiges und runzliges Gesicht schien etwas müde von dem Kampf, den das Leben und Allah ihm auferlegt hatten. Aber hier, in diesem ehrwürdigen Gebäude, das stiller, weltvergessener Frömmigkeit gewidmet war, versenkte sein Geist sich in das Nachmittagsgebet, und einige Runzeln schwanden von seiner Haut, und milde Ruhe überzog langsam sein Gesicht. Seine Gefühle waren so leicht zu lesen; sagten sie nicht:

»O Allah, Siegreicher, Verzeihender, wahrlich, Du hast das Leben Deines Dieners schwer gemacht, aber sicher weißt Du, was das beste für ihn ist! Es tut gut, sich vor Dir niederzuwerfen und Dich zu preisen. Hat nicht Dein Prophet, mit dem Dein Friede sei, erklärt: Fürchte dich nicht, noch Sorge dich, aber freue dich in der Hoffnung auf das Paradies, das euch versprochen worden ist. Erhaben ist Allah, der allmächtige König, die Wahrheit!«

Hier war ein Mann, der den Mut hatte, sein Leben sozusagen blind der allmächtigen Fürsorge Allahs anzuvertrauen, und anscheinend hatte er es nie bereut. Er nahm hin was kam, das Gute und das Schlechte, mit den ehrwürdigen Worten: »Inschallah« (»Wie Gott will«).

Ich wandte mich ab und sah einen frommen Moslem, der wie ein Kaufmann aussah, der gerade von seiner Basarbude gekommen war. Er stand in der vorgeschriebenen Haltung mit dem Blick nach Osten, die Füße leicht gespreizt, die offenen Hände zur Seite des Gesichts erhoben und die Ohren berührend, und sprach dann mit voller Stimme die Begrüßung: »Allah ist groß!« Dann ließ er die Hände fallen, und murmelte eine zeitlang das Eingangskapitel des Korans. Dann brachte er seine Hände an die Knie, während er den Körper ein wenig neigte, und sagte, die Finger spreizend: »Möge Gott den hören, der ihn lobpreist«; und so fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gebet verneigte,

und sich von Zeit zu Zeit zu Boden warf, in den dreizehnhundert Jahre alten Stellungen, wie sie für orthodoxe Moslems vorgeschrieben sind. Am Schluß wandte er den Kopf, sah auf seine rechte Schulter herab, und sagte, als ob er zu der übrigen Versammlung spräche: »Friede sei mit euch und die Gnade Gottes.« Dann wandte er sich mit dem gleichen Segensspruch nach links. Nun blieb er eine Weile niedergekauert, ehe er aufstand und ruhig die Moschee verließ. Seine Seele hatte ihre Liebe zu Allah ausströmen lassen, und nun konnte er in Frieden zu seinen Waren zurückkehren.

Es waren noch verschiedene andere da, nur Männer, die so in ihre Gebete vertieft waren, daß sie ihre Umgebung nicht zu bemerken schienen. Augen und Gedanken müssen auf Allah gerichtet sein, hatte der Prophet Mohammed gesagt, und sie führten diesen Befehl mit einer rühmenswürdigen Buchstäblichkeit aus. Sie waren hierhergekommen nicht um ihre Mitgläubigen zu beobachten, oder um beobachtet zu werden; sie hatten nur mit Allah zu tun, und ihm gaben sie sich mit einer Inbrunst hin, die für einen wohlgesinnten fremden Beobachter unvergeßlich ist.

Langgewandete Kairoer saßen, verbeugten oder warfen sich neben den den Tarbusch tragenden, europäisch gekleideten Geschäftsleuten nieder. Die Armen brachten Allah ihre Anbetung zusammen mit den glücklichen Reichen dar, und der Gelehrte, den Kopf beschwert mit dem Wissen von tausend Bänden, scheute sich nicht, seinen Platz hinter dem ungebildeten Straßenjungen einzunehmen. Ihre tiefe Ehrfurcht und völlige Konzentration mußte jeden Zuschauer beeindrucken. So war die Demokratie, welche Mohammed innerhab dieser alten, rot, weiß und goldenen Wände und unter den sarazenischen Spitzbogen errichtet hatte.

Denn die Moscheen von Kairo umschlossen eine herzergreifende Schönheit, die mich hilflos gefangennahm, so oft ich mich in ihnen aufhielt. Wer konnte, von der Basis bis zum Kapitell, die über hundert köstlichen weißen Marmorsäulen sehen, die diesen Bau trugen, und dann den Blick auf die edlen Bogen des domartigen, ornamentierten

braun und goldenen Daches wenden, ohne sie rückhaltlos zu bewundern? Wer konnte sich in den Anblick der geometrischen Arabesken vertiefen, welche die Steine der Hauptwölbung schmückten, ohne sich daran zu freuen?

Ich stand auf und ging zögernd fort. Meine in Pantoffeln steckenden Füße gingen so langsam sie nur konnten, während ich immer noch das farbige Bild genoß. Da war der teppichbelegte, mit einem Parapett umgebene Thron, von dem aus ein weißbärtiger Mann uns Verse aus dem Koran gesungen hatte; die heilige Gebetnische, von zwei schlanken Säulen flankiert, und die zart geschnitzte hölzerne Kanzel, deren mit Elfenbein eingelegte Nußbaumtüre eine alte Inschrift trug — all das mit jener künstlerischen Meisterschaft gefertigt, mit der die Araber die Welt bereichert haben. Rings um die Wände zogen sich Friese arabischer Sprüche aus dem Koran in glänzenden Goldbuchstaben; die formschönen Buchstaben bildeten für sich selbst schon eine Dekoration. Der untere Teil der Wände war mit vielfarbigem Marmor ausgelegt. Alles war von großzügiger Geräumigkeit, als ob die Erbauer nicht an Raum für das Haus gespart hätten, in dem die Menschen sich versammeln sollten, um Allah anzubeten.

Ich überschritt den Ziegel- und Mosaikboden und erreichte den weiten — nahezu zweihundert Fuß breiten — Hof, ein marmornes Viereck, dachlos den Winden des Himmels ausgesetzt. Vier breite Kolonnaden schloßen ihn ein, die selbst von hohen gezackten Mauern umgeben waren, welche die Außenwelt so erfolgreich ausschlossen, daß dies leicht einer von den Paradieshöfen des Koran hätte sein können, anstatt eines Hofes im lärmenden Kairo. Weiche Matten liefen die Pfeiler entlang, und kleine Gruppen ernst aussehender Männer hockten oder lagerten auf ihnen — fromme den Turban tragende Gelehrte vielleicht, oder arme Bürger mit viel Zeit und wenig Arbeit. Einige beteten, andere lasen, mehrere schliefen oder lungerten einfach herum. Zwitschernde Sperlinge schossen zwischen den runden Säulen hin und her, voller Aufregung, wenn die Gelehrten ihre Studien unterbrachen und ihr Essen auspackten.

Ein bedeckter, ornamentierter Marmorbrunnen stand inmitten des Hofes; das weiße, kuppelförmige Dach trugen runde Säulen, die mit farbigem Email eingelegt waren, während ringsum hoch aufragende Palmen Sonnenschutz gaben. Das riesige Viereck bot ein anziehendes Bild von Einfachheit, Schönheit und Ruhe; Frieden, ebenso wie Allah, herrschte hier. Man hörte natürlich kleine Vögel zwitschern und trillern; sie hatten längst ihre Nester unter den von Säulen getragenen Dächern und den gemeißelten Kapitellen der Säulen gebaut — aber ihre unaufhörliche einschläfernde Musik bildete einen herrlichen Hintergrund für die Stille selbst. Nahe dem Brunnen stand ein kleiner Trog mit frischem Wasser, über den die gefiederten Sänger sich neigten, um ihre Federn zu putzen und ihren Durst zu stillen. Sie plätscherten mit ihren kleinen Körpern auf der Oberfläche, und vollzogen ihre Waschungen so wie die Gläubigen, die sie waren. Dann flogen sie fort, um ihre herkömmliche Tätigkeit des Chorgesangs wieder aufzunehmen.

Die klare Morgensonne warf da und dort tiefe Schatten über den offenen Hof. Die Müßigen sahen mich an, eine vorübergehende Frage im Blick, die rasch abgetan war, als sei es nicht der Mühe wert sich geistig anzustrengen, und fuhren fort, mit Grazie nichts zu tun. Die Szene, die ich heute sah, war genau dieselbe, wie sie eindringende behelmte, bewaffnete und triumphierende Kreuzfahrer vor vielen hundert Jahren erlebt haben mochten, wenn sie von ihren sich bäumenden Rossen stiegen und die alte Moschee betraten. Kairo ändert sich rasch, aber seine zahlreichen Moscheen stehen fest wie so manche befestigten Türme, gegen die selbst moderne Soldaten vergebens anrennen. Und vielleicht ist es gut, daß sie noch stehen, um unsere elende und gehetzte Generation daran zu erinnern, wieviel Ruhe man noch in einer Epoche finden konnte, in der die Menschen etwas weniger tüchtig waren, wie heute. Unter diesen schattigen Palmen, diesen bedeckten Arkaden könnten sie an den Schutz Gottes denken oder in Träumereien schwelgen. Jedenfalls könnten sie, wenn sie nur wollten, hier einen lieblichen Platz finden, um die Geschäftigkeit der Stadt aus der Perspektive zu

sehen, und das Leben nach seinem wahren Wert zu schätzen. Ich genoß tief die alte Ruhe dieses Platzes.

Am Eingang des großen Kreuzganges zog ich meine Pantoffeln aus, denn es war gesetzlich befohlen, daß niemand mit Schuhen an den Füßen den heiligen Boden einer Moschee betreten und den unwillkommenen Straßenschmutz hineintragen durfte. Ich übergab die Pantoffeln einem Diener der Moschee, der aus einem dunklen Zimmer herauskam, stieg eine Anzahl Steinstufen hinab, deren glatte Oberfläche durch den Tritt von Hunderten und Tausenden frommer Füße ausgehöhlt war, und trat wieder einmal hinaus in die enge überfüllte Straße.

}

Ich ging ein paar Schritte und blieb dann stehen. Ich wandte mich um, die Außenseite des alten Baues, welcher der Anbetung Allahs gewidmet ist, zu betrachten. Es war schade, daß ein Teil der langen Fassade hinter einer Reihe von alten Häusern verborgen blieb, aber reichlichen Ersatz dafür boten die aufstrebenden Minarette und die große, schwere Kuppel, die leuchtenden runden kleinen Kuppeln und die hohen vergitterten Fenster, und schließlich die riesigen feingearbeiteten Eingangstore.

Diese Minarette hatten jedes nicht weniger wie acht Seiten sowie drei Balkone, und sie schienen aus ihrem viereckigen Unterbau hinaufzustreben, wie die Gedanken und Erwartungen innerhalb der Moschee aufwärts gesendet werden. Sie waren wie zwei große rosige Finger, die zum Himmel wiesen. Die Kuppeln hatten abgeflachte Oberseiten und glichen seltsam riesigen weißen Turbanen, verglichen mit dem kolossalen farbigen Zentraldom. Sie glänzten, während ich sie beobachtete, in der blendenden Sonne, bis meine Augen von der Blendung schmerzten. Die zinnengekrönten Mauern bildeten ein vollkommenes Quadrat. Die hohen, lederfarbenen und roten Wände schlossen unsere Welt der Geschäfte und des Tauschhandels völlig aus.

Ich blickte wieder abwärts. Hier auf der Straße boten zu beiden Seiten des Eingangs Verkäufer Süßigkeiten, türkisches Naschwerk und flache Kuchen an. Ihre Waren lagen ausgebreitet auf winzigen improvisierten Tischen oder sogar auf Tüchern, die auf dem nackten Fußweg lagen. Die Standkrämer saßen geduldig da und erwarteten ihre gelegentlichen Kunden mit einem Ausdruck gelassener Zufriedenheit. Einige Bettler kauerten neben den Stufen, und zwei oder drei Gläubige blieben auf ihrem Weg zu oder von der Moschee stehen, um ein paar Worte zu wechseln. Ein Limonadenverkäufer, der das lustige rotgestreifte Gewand seiner Gilde trug, war mit einem hohen gedeckten Topf und einer Anzahl von Bechern beladen. Er sah mich fragend an und ging dann fort. Ein sauberer alter Mann mit riesigem Bart saß auf einem kleinen grauen Esel, der mit seiner patriarchalischen Bürde vorbeitrabe. Die übliche Straßenmenge wogte auf und ab. Die Luft zitterte von der Nachmittagshitze, während die Sonne in einer Wölbung von köstlichem Blau hing.

Innerhalb des heiligen Bezirks der Moschee war jahrhundertalter Frieden — außerhalb war diese kochende, rennende, handeltreibende Masse, die lärmend ihren Geschäften nachging. So waren die beiden Gesichter des Lebens — und beide im Schutz von Allahs mächtigen Schwingen.

§

Ich ging eines abends früh über den Ismailia-Platz, als ich einen Wagenführer beobachtete, der seinen leeren Wagen am Stand verließ und über das niedrige, grün gestrichene Eisengeländer kletterte, das einen kleinen, verschlossenen, der Stadt gehörigen Garten abgrenzte. Er warf sich mit dem Gesicht nach Mekka auf den Boden unter der sinkenden Sonne nieder und betete sechs oder sieben Minuten lang, völlig gleichgültig gegen die umgebende Welt. Er war so in seine Anbetung versunken, daß er nicht nach links und nicht nach rechts sah, sichtlich erfüllt von seinen religiösen Gefühlen. Die schöne Handlung rührte mich tief, ebenso wegen ihres künstlerischen Eindrucks,

als wegen der geistigen Haltung des Mannes. Ein Polizist, der wegen des Verkehrs auf dem Platz stationiert war, beobachtete ihn gleichgültig und ließ seine Übertretung ohne das geringste Dazwischentreten geschehen.

An einem anderen Abend, etwa um zehn Uhr, wanderte ich ein einsames Stück Weg das Nilufer entlang, um einen ruhigen Spaziergang zu machen. Unter dem elektrischen Licht eines einzelnen Laternenpfahles bemerkte ich einen jungen Burschen mit einem Birkenbesen, einen Straßenkehrer, der von der Stadt angestellt war. Er lehnte mit dem Rücken an dem Eisenpfahl und gönnte sich offenbar eine kurze Ruhepause von seiner Arbeit, unter einem Nachthimmel, der wie eine Kuppel von Lapislazuli war. Er sang laut und fröhlich aus den Seiten eines zerschlissenen Buches, in das er mit kurzsichtigen Augen unter dem Lampenlicht blickte. Er sang mit derartiger Inbrunst, und war so versunken in seine Worte, daß er mein Kommen nicht bemerkte. Seine Augen leuchteten mit dem Feuer freudiger Hinwendung zu Allah. Ich nahm mir die Freiheit, einen Blick in das Buch zu werfen; es war eine billige, broschierte Ausgabe des Koran. Des Knaben Kleider waren schmutzig und zerrissen, denn seine Arbeit war schlecht bezahlt, aber sein Gesicht war ein Bild des Glücks. Er bedurfte nicht des Grußes »Friede sei mit dir«, in ihm war Frieden.

An einem dritten Abend änderte ich mein gewöhnliches Menu dadurch, daß ich in einem Restaurant bei der Scharia Mohammed Ali aß, das von Europäern nicht gesucht war. Es lag im Herzen des alten Viertels und hütete darum seine alten Gewohnheiten. Ich kannte und achtete seinen den roten Tarbusch tragenden Eigentümer, der einen anständigen Charakter und eine angeborene Höflichkeit besaß, die nicht seiner Tasche, sondern seinem Herzen entsprang. Der weißgekleidete Kellner hatte kaum meine Gerichte aufgetragen, als er sich plötzlich in eine Ecke zurückzog und etwas ergriff, das an der Wand lehnte. Er behandelte es mit solcher Zärtlichkeit, daß man hätte denken mögen, es wäre sein köstlichster Schatz. Es zeigte sich aber, daß es nichts war als eine abgenutzte Strohmatten, die er aufrollte und auf

den Boden legte, das eine Ende ostwärts nach Mekka gerichtet. Nachdem er das getan hatte, ließ er sich auf die harte, unbequeme Fläche nieder. Während der nächsten zehn Minuten nahm er alle Niederwerfungen der Gläubigen vor und sagte seine Gebete, leise, aber deutlich hörbar. Seine Gedanken gingen sichtlich ganz in Allah auf. Es waren sieben oder acht Herren gleichzeitig im Restaurant, aber nur ein weiterer Kellner. Und es war die Stunde, in der eine starke Vermehrung der Gäste in jedem Moment zu erwarten war. Aber der alte Eigentümer billigte die Handlung durchaus und nickte sogar mit dem Kopf, so daß die Troddeln seines Tarbuschs hin- und herflogen, im Takt mit seinem Nicken. Er verließ seinen kleinen, abgeteilten erhöhten Sitz nicht, von dem aus er die häusliche Szene wie ein Sultan verfolgte, der das Innere seines Palastes überwacht. Er selbst bediente nie bei Tisch und nahm persönlich kein Geld. Er war einfach ein orientalischer Potentat, der Befehle gab, sie aber von anderen ausführen ließ. Was die Gäste betraf, so nahmen sie die Situation so auf, wie ein guter Moslem es soll, und waren ganz zufrieden damit, zu warten, bis es dem Kellner paßte. Nachdem dieser schließlich nachdrücklich, wiederholt und inbrünstig sich selbst und seinen Zuhörern versichert hatte, daß »kein Gott ist außer dem Einen« und daß »Gott der Sieg ist«, wurde er sich seiner Umgebung wieder bewußt, erinnerte sich, daß er schließlich nur ein Kellner war, rollte seine Matte zusammen und stellte sie wieder in die Ecke. Er sah mit sanften, glücklichen Augen um sich, fing meinen Blick auf, lächelte und kam zu mir, um nach meinen Befehlen zu fragen. Und als ich das Restaurant verließ, sagte er mir Lebewohl mit den einfachen Worten »Gott behüte Sie«.

Man kann den Islam nur verstehen, wenn er so manifestiert, in praktisches Handeln umgesetzt wird. Ich erinnere mich, als ich mit der Bahnlinie fuhr, die Kairo mit dem Suezkanal verbindet, zu einer Zwischenstation gekommen zu sein. Als ich aus dem Fenster sah, um festzustellen, wo wir uns befanden, bemerkte ich einen ärmlich gekleideten Arbeiter, einen von der Gruppe, die an der Linie schaffte,

sich mit einem Gesang aus dem Koran auf den Lippen entfernen und den Boden mit der Stirne berühren. Er ließ sich auf der sandigen Erde zum Gebet nieder, nur wenige Zoll von den stählernen Schienen entfernt. Seine Arbeit war wichtig, denn sie gab ihm Brot, aber nicht wichtig genug, um ihn seine Pflicht gegen Allah vergessen zu lassen. Ich prüfte sein Gesicht und fand, daß es das Gesicht eines Mannes war, der im Licht einer Gewißheit lebt, der eine Art inneren Friedens erlangt hat, als einfacher Arbeiter, der er war.

Ich ging mittags in eines der Cafés, deren es eine Unzahl gibt in Kairo, um eine Kanne Tee und ein paar ägyptische Kuchen zu genießen. Während ich das viereckige Zuckerstück umrührte, um seine Auflösung in der angenehmen braunen Flüssigkeit zu beobachten, warf sich der Eigentümer zu Boden und begann sein Mittagsgebet. Er betete beinahe schweigend, nach innen gerichtet, oder vielmehr auf Allah. Ich konnte nur die Inbrunst bewundern, die man ihm ansah, und ich konnte nur die Weisheit des Propheten Mohammed bewundern, der seine Nachfolger gelehrt hatte, so gewandt das religiöse Leben mit dem der geschäftigen Welt zu verbinden. Und ich konnte den praktischen Wert des Islam mit dem weniger zutage tretenden Wert jener fernöstlichen Religionen, die ich so gut kannte — Buddhismus und Hinduismus — vergleichen, die nur zu oft das weltliche Leben vom geistigen in wasserdichte Abteilungen zu trennen versuchen.

Das sind nur vier Fälle von vielen; vier Fälle, die mir zeigten, was der Islam für die Armen und Niedrigen bedeutet, für die Ungelehrten und Ungebildeten, für die sogenannten unwissenden Klassen. Was aber bedeutete er für die mittleren und höheren Stände?

Soweit ich sehen konnte, bedeutete er dort einen weniger streng eingehaltenen Glauben, weil das Eindringen westlicher wissenschaftlicher Bildung die Grundlagen der Religion erschüttert hatte, ebenso wie in jedem anderen orientalischen Land, das mit ihr in Berührung kam. Ich kritisiere nicht, sondern erwähne die Tatsache als eine unvermeidliche Erscheinung, weil ich davon überzeugt bin, daß sowohl

der Glaube als die Wissenschaft im Leben nötig sind. Die klügeren Köpfe unter den Mohammedanern kommen heute zu dem gleichen Schluß. Sie sehen ein, daß der Islam früher oder später dem zwanzigsten Jahrhundert und dem modernen Geist unterliegen muß, aber sie wissen, daß er es nicht nötig hat, das Gift eines gänzlich ungeistigen Materialismus zu trinken, um das zu erreichen. Indessen bleibt, auch wenn man all das zugibt, die Tatsache bestehen, daß die höheren Klassen Ägyptens stärker an ihrer Religion hängen, als die von Europa und Amerika. Der Wille, zu glauben, wohnt tief sozusagen in den Blutkörperchen des östlichen Menschen, und er kommt nicht los davon, wenn er es noch so sehr versucht.

Aber ich will erzählen, was ich im Büro eines Freundes erlebte, als typisch für das, was ich auch in anderen Büros und Wohnungen sah. Ich hatte Anlaß, ihn kurz vor Mittag zu besuchen und nahm an dem unvermeidlichen Glas persischen Tees teil, während er seine Geschäfte erledigte. Er war ein fleißiger Mann, Generalinspektor unter der Regierung. Das Büro seiner Exzellenz Khaled Hassanein Beys war hochmodern und, mit Ausnahme eines breit eingerahmten arabischen Textes aus dem Koran, jedem europäischen Büro sehr ähnlich. Seine Exzellenz saß an einem glasüberdeckten Tisch, benützte ständig das Telephon und verwahrte seine Papiere in mit automatischen Rolläden versehenen Schränken.

Kurz vor Mittag kam ein anderer Besucher, einer seiner eigenen Inspektoren, und wenige Minuten später fragte seine Exzellenz:

»Sie haben nichts dagegen, wenn ich jetzt meine Gebete spreche?«
Natürlich beruhigte ich ihn über diesen Punkt.

Teppiche wurden aufgerollt, beide Männer zogen ihre Schuhe aus und warfen sich in der üblichen Weise nieder. Sie waren während voller zwölf Minuten mit ihren Gebeten beschäftigt, während die Angestellten weiterarbeiteten, Boten eintraten, Papiere zurückließen und in einer Atmosphäre völliger Gleichgültigkeit wieder gingen. Die beiden beteten wie Menschen, die ganz allein sind, auch meiner Gegenwart völlig unbewußt. Als ihr Gottesdienst zu Ende war, stan-

den sie auf, nahmen ihre Sitze an dem glasbedeckten Tisch wieder ein und fuhren fort, über ihre Geschäfte zu sprechen.

Die Sache beeindruckte mich aufs höchste, als etwas, das ich niemals in irgend einem westlichen Amt gesehen hatte. Nirgends, weder in Europa noch in Amerika, könnte einem so etwas begegnen. Dort würden um Mittag die Leute zu ihrem Essen forteilen; hier in Ägypten beteten diese beiden Männer zuerst, ehe sie an ihr Essen dachten.

Wenn wir im Westen wirklich gläubig wären, dachte ich, dann wäre dieses Geschehnis zugleich ein Beispiel, dem man folgen sollte, und ein Vorwurf, dem man sich nicht aussetzen sollte. Aber würden wir je in unserem Glauben so weit gehen? Ich bezweifle es.

Es war dies, was mir in Ägypten so sehr auffiel: Allah war für die Moslems ein sehr reales Wesen und keine bloße philosophische Abstraktion. Kaufleute, Dienstboten, Arbeiter, Adlige, Paschas und Beamte dachten sich nichts dabei, mitten in ihrer Arbeit aufzuhören und sich vor Allah niederzuwerfen — in Büros, in Läden, auf der Straße oder zuhause, weit weg von den Moscheen. Menschen, denen es nicht im Traum einfiel, morgens aufzustehen oder sich nachts zur Ruhe zu begeben ohne ihre kurze Andacht vor Allah zu verrichten, vermögen uns vielleicht nichts weiter zu lehren, aber wenigstens dies eine können sie die westliche Welt lehren, die so geschäftig und so von anderen Dingen erfüllt ist. Ich spreche hier nicht von den islamitischen Dogmen, die ich an einer anderen Stelle erklären will, sondern nur davon, was unser Glaube an eine höhere Macht wert ist, mag man sie nennen wie man will.

Man stelle sich einen Mann in London oder New York vor, der auf der offenen Straße oder einem Platz Gott so öffentlich anbeten wollte, weil er eben den Drang in sich fühlt, es zu tun, sich der Existenz dessen zu erinnern, der unser eigenes Dasein sichert! Der Mann würde entweder ausgelacht, lächerlich gemacht und vielleicht bemitleidet von unseren übergescheiten Modernen, oder aber er würde festgenommen, weil er ein Hindernis für den Verkehr von Fußgängern und Fahrzeugen bildete!

Das Zeichen des Halbmondes steht über dem nahen, mittleren und fernen Osten, während neuerlich einige seiner Strahlen sich rasch über die entferntesten Teile Afrikas verbreitet haben. Indessen kann die Kraft der Religion des Islam nicht an der Zahl seiner Anhänger gemessen werden, sondern an der inbrünstigen Hingabe eines jeden dieser Anhänger. Wir im Westen lassen dem Wort »Mohammedaner« gewöhnlich das Adjektiv »fanatisch« vorausgehen, und wenn wir nicht ganz recht haben, so haben wir auch nicht ganz unrecht damit. Hier sind Menschen, die an den Grundsätzen ihrer Religion mit einer Inbrunst hängen, die wir verloren haben.

Warum?

Wir wollen mit dem Anfang beginnen. Es kniete einmal ein Mann in einer Felsenhöhle an den rauhen Abhängen des Berges Hira in Arabien und betete zum Allmächtigen, daß der reine, unverfälschte Glaube der ersten Patriarchen seinem Volk aufs neue verkündet werde, das herabgesunken sei zur rohesten Götzenanbetung, zu einem abergläubischen Materialismus, den es für Religion hielt.

Dieser Mann war Mohammed. Er war von mittlerer Größe, mit langem Haar und blassem Gesicht, das nur einen leisen Hauch von Röte auf den Wangen zeigte. Stirne und Mund waren groß, die Nase vorspringend. Seine Kleidung war einfacher, als es seine Lebensstellung erforderte. Er war Kaufmann und hatte sich in vielen Städten dadurch einen Namen gemacht, daß er für vollkommen redlich, geschäftlich anständig und durchaus vertrauenswürdig galt. Er hatte Waren durch Kamelkarawanen bis nach Syrien gebracht. Jahr für Jahr zog die lange Reihe sich mühender Kamele langsam über lohfarbene, wellenförmige Sanddünen und über felsige Abhänge, mit großen Ladungen von Waren bepackt, die der schwarzbeturbante Führer der Karawane auf fernen Märkten verkaufen sollte. Nachts, während seine Leute schliefen, wanderte Mohammed allein umher und setzte sich für eine Weile auf den weichen Wüstenboden, um über die Geheimnisse

des Lebens und das Wesen Gottes nachzudenken. Und die geheimnisvollen Sterne warfen ihre Silberstrahlen über sein einsames, aufwärts gewandtes Gesicht, sie badeten es in ihrem eigenen Mysterium und zeichneten ihn als ihr Schicksalskind.

Nach seiner Heirat mit der Witwe Khadjja entwickelte er mehr und mehr die Gewohnheit tiefer Meditationen über die ernstesten Fragen menschlichen Daseins. Auf diese Weise wurde ihm so schmerzlich klar, wie wertlos die rohe Religion seiner Zeit war, und wie wenig sie imstande war, die tieferen Bedürfnisse seiner Mitmenschen zu befriedigen. Schließlich zog er sich zu seinem Lieblingsplatz, der einsamen Höhle am Berg Hira unweit von Mekka, zurück, und verbrachte dort eine ganze Nacht bis zur Dämmerung in flehendem Gebet zum Unendlichen, wobei er nicht selbstsüchtig für sich allein Erleuchtung erbat, sondern auch für sein Volk. Das Gebet ging nach einiger Zeit in eine traumhafte Vision über, und die Vision in eine Verwandlung, die Verwandlung in eine bewußte Vereinigung mit Gott. Schleier um Schleier zerriß. Seltsames Paradoxon — daß er die leuchtende Wahrheit in dieser düsteren Höhle finden sollte!

Und er hörte eine Stimme, die sprach:

»Du bist der Mann. Du bist der Prophet Allahs!«

Fortan nahm Mohammed den Mantel, der ihm geboten worden war, verließ seine Warenballen und wurde der neue Verkünder des Wortes, dessen Echo innerhalb eines Jahrhunderts über drei Kontinente dröhnen sollte.

Roms sibyllinische Orakel hatten das Kommen Christi angekündigt und schwiegen dann. Christus kam schließlich, sprach zu denen die ihn hören wollten und ging dahin, in einem Alter, in dem die meisten Menschen noch kaum ihren Platz im materiellen Leben gefunden haben, geschweige denn im geistigen Leben. Weniger als sechshundert Jahre danach kam dieser andere Prophet des unbekanntes Gottes.

Er hatte das Glück, seine erste Schülerin in seiner eigenen Frau zu finden, denn eine Frau kann viel dazutun, ihres Mannes Leben zu verderben oder zu fördern. Der erste Mann, dem er sein Erlebnis in der

Höhle erzählte, war Waraquah, ein alter, gebeugter und blinder Weiser, der ihn warnte:

»Sicherlich werden sie dich ins Exil treiben, denn noch nie hat ein Sterblicher gebracht, was du bringst, ohne das Opfer bitterster Verfolgung zu werden. Ach! wenn es Gott gefiele, meine Tage bis dahin zu verlängern, würde ich alle meine Kräfte daran wenden, dir über deine Feinde triumphieren zu helfen.«

Aber der inspirierte Prophet wird immer das Kreuz der Einsamkeit und des Mißverstandenwerdens auf sich nehmen müssen. Dafür gibt es Entschädigungen für ihn, die so unsichtbar und ungreifbar sind, daß die Menge sie nicht versteht.

Jede neue Religion muß darauf gefaßt sein, bei ihrer Geburt von den Törichten und Dummen gesteinigt zu werden.

Seine Freunde und Verwandten bildeten die erste Gruppe von Gläubigen und beteten in einem stillen Haus außerhalb der Stadt.

In Mekka selbst war beim Volk ein Ritus primitiver Magie gebräuchlich; sie suchten die unsichtbaren Kräfte der psychischen Schwelle fernzuhalten, indem sie eine Menge Fetische anbeteten. Hier aber betete man den Einen Gott an.

Während drei Jahren traf sich die allmählich anwachsende Gruppe und betete in tiefster Heimlichkeit, denn die Stunde der Offenbarung für alle, der Tag, den das Schicksal bestimmt hatte, war noch nicht gekommen. Und dann sprach die Stimme wieder zu dem Propheten und sagte:

»Verkünde das Gebot, das dir gegeben worden ist.«

Worauf er nicht zögerte, eine große Versammlung seines Volkes einzuberufen und ihnen zu drohen, der Zorn Allahs werde über sie kommen, wenn sie nicht das Zerrbild ihrer alten Religion aufgeben und zum wahren Gottesdienst zurückkehren würden. Sie hörten zu, ohne sich zu bekehren, und gingen angewidert fort.

Aber das Feuer in ihm war nun angefacht, und er zog von Ort zu Ort, um die Botschaft zu predigen, die ihm anvertraut worden war. Er trug grobe Gewänder und aß einfach. Fast alles, was er hatte, gab

er den Armen. Er ging sogar zu den dreihundert und sechsundsechzig Götzenbildern im heiligen Schrein der Kaaba selbst, um die Anbeter, die anwesend waren, zu schelten, ebenso wie Jesus mutig in den Tempel ging, um die Geldwechsler zu schelten. Der zornige Pöbel griff ihn an, und einer seiner Nachfolger wurde erschlagen, als er ihn zu beschützen versuchte.

Des Propheten Kreuz kann nur von einem getragen werden, der alles glaubt, was er prophezeit hat, bis zum letzten Buchstaben des letzten Wortes.

Die Obrigkeit, die fand, daß sie diesem freimütigen Mann nicht das Reden verbieten konnte, versuchte, ihn mit Geld und Stellung zu bestechen. Mohammeds Antwort war, daß er sie noch mehr vor dem kommenden Zorn Allahs warnte.

Von da an wurde er offen verfolgt, und er befahl einer Anzahl seiner Anhänger, nach Abessinien zu flüchten, was sie auch taten. Die Rache der Herrscher von Mekka verfolgte sie sogar dort und der schwarze Kaiser wurde ersucht, die Flüchtlinge auszuliefern. Anstatt es zu tun, ließ er ihren Anführer namens Jafar zu sich kommen und fragte:

»Was ist das für eine Religion, wegen der ihr euch von eurem Volk getrennt habt?« Und Jafar erzählte ihm, wie sie früher ein halb-wildes Leben geführt, Götzenbilder angebetet, rohes Fleisch gegessen und die Schwachen unterdrückt hätten. Dann kam Mohammed als der Prophet Allahs, lehrte sie wahrhaftig im Geist zu leben, den Einen allein anzubeten, wahrhaftig, barmherzig, und tugendhaft zu sein. Er endete damit, daß er einige Abschnitte aus dem Koran zitierte, was den Kaiser veranlaßte, zu bemerken: »Wahrhaftig, dieses, und das was Moses brachte, kommt aus dem gleichen Licht. Geh! denn bei Gott, ich werde es nicht dulden, daß sie Hand an euch legen. Geh in deine Wohnung, lebe und bete an auf deine eigene Weise, und niemand soll dich daran hindern.«

Inzwischen wurde die Verfolgung der Moslems in Arabien schlimmer. Als einige seiner Verfolger Mohammed aufforderten, ein Wun-

der zu tun, um seine Apostelschaft zu beweisen, sah er zum Himmel auf und antwortete:

»Gott hat mich nicht gesandt, um Wunder zu wirken. Er hat mich zu euch geschickt. Ich bin nichts als der Überbringer von Allahs Botschaft an die Menschen.«

Mohammed erzählte von einer außerordentlichen Erfahrung die er während dieser bitteren Zeit eines Nachts machte. Er war durch den Engel Gabriel im Geist aus seinem Körper gehoben worden, und war den Geistern der großen Propheten — Adam, Abraham, Moses, Jesus und anderen — in der unsichtbaren Welt der Engel begegnet. Es wurde ihm auch die Niederschrift über das Schicksal der Welt gezeigt.

Nicht lange nachher folgte diesem Erlebnis die rasche Ausbreitung von Mohammeds Lehren, mit der unvermeidlichen Folge heftiger Verfolgungen. Und gerade als eine Anzahl von Männern beschlossen hatten, den Propheten zu töten, kam ihm die Eingebung, Mekka heimlich zu verlassen und durch die Wüste nach der Stadt Medina zu ziehen, wo er mit Freuden empfangen wurde und den Grundstein zu der ersten Moschee legte, die jemals gebaut wurde. Der Tag seines Einzugs wurde der erste Tag des ersten Jahres des neuen Kalenders der Moslems, obwohl es das Jahr 622 des christlichen Kalenders war. Dies war die Glückswende des Islam. Die Leute von Mekka erklärten den Bewohnern von Medina den Krieg. Eine kleine von Mohammed geführte Streitmacht verließ diese Stadt und traf auf den Feind, den sie völlig besiegte. Die Sieger marschierten weiter und schlugen eine weitere Schlacht, die unentschieden blieb. Es folgten andere Schlachten mit dem Ergebnis, daß Mohammeds Stellung stärker wurde. Er schickte Gesandte mit Briefen an den König von Griechenland, den Kaiser von Abessinien, den König von Persien, und den König von Ägypten, die ihnen des Propheten Mission und Botschaft mitteilten und sie einluden, die Religion des Islam anzunehmen.

Sieben Jahre nach seiner Flucht aus Mekka brach Mohammed mit seiner Armee auf, um in die Stadt zurückzukehren. Da er kein unnötiges Blutvergießen wünschte, ließ er seine Anhänger acht Meilen vor

der Stadt ihre Waffen ablegen und als friedliche Männer einziehen. Der Besuch wurde ihnen erlaubt, und sie durften unbelästigt wieder abziehen. Aber nicht lange nachher halfen die Mekkaner einigen Stammesangehörigen, Moslems zu ermorden, die Heiligtümer in ihrem Tempel aufsuchten, und Mohammed war gezwungen, noch einmal seine Armee ostwärts nach Mekka zu führen. Er nahm die Stadt ein, zerschlug die Steinbilder, bekehrte auf friedliche Weise die Einwohner und richtete seine Herrschaft auf.

Der Islam verbreitete sich nun über ganz Arabien und brachte die wilden Stämme dazu, zu seinen Füßen zu sitzen und einen höheren Glauben zu erlernen. Mohammed hielt seine letzte Ansprache an seine Nachfolger vom Rücken seines Kamels aus, auf dem Hügel Arafa.

»Ich hinterlasse das Buch, den Koran, für euch«, sagte er in seiner gewohnten langsamen, überlegten Weise: »Haltet fest an ihm, oder ihr werdet irre gehen, denn dies ist wahrscheinlich meine letzte Pilgerfahrt. Nehmet nicht wieder eure vorislamitischen Gewohnheiten an, und fahrt einander nicht an die Kehle, wenn ich fort bin. Denn eines Tages werdet ihr vor Allah stehen, der verlangen wird, daß ihr euch für eure Sünden verantwortet.« Er erinnerte sie daran, daß der Prophet einer von ihnen war, nur ein Mensch, wenn auch ein Bote Allahs, und warnte sie davor, Gräber anzubeten.

An einem Nachmittag, kurz nachher, kehrte er in das große Unbekannte zurück, aus dem er gekommen war; seine letzten Worte lauteten: »Es gibt keinen größeren Freund als Ihn.«

Dieses ereignete sich im sechshundert und zweiunddreißigsten Jahr unserer Zeitrechnung, und im einundsechzigsten von Mohammeds Leben. Er hat die Unfehlbarkeit des Sprichwortes widerlegt, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt.

IX. Kapitel

EIN INTERVIEW MIT DEM GEISTIGEN OBERHAUPT
DER MOHAMMEDANER

Es interessierte mich, von berufener Seite Antworten auf eine Anzahl Fragen über den Islam zu erhalten, über die ich mir meine eigenen Anschauungen gebildet hatte. Sie waren aber nur aus der primitiven Führung der Erfahrung entstanden, ohne daß ich die genauen Vorschriften des Propheten und seines Buches kannte. So machte ich mich auf den Weg zu Seiner Eminenz dem Scheich el Islam, dem Mann, der im Hauptquartier der Religion in Ägypten unter den runden Minaretten und Festungswällen der El-Azhar-Moschee-Universität präsidiert. Sein persönlicher Name ist Scheich Mustafa el Maraghi, und die Institution deren Hauptrektor er ist, hat die ehrwürdige Tradition, durch tausend Jahre der Führung als das mohammedanische Zentrum zu gelten, dessen Wort in Glaubens- und Bekenntnisfragen endgültig ist. Er ist ein Mann, der hohepriesterliche Macht besitzt. Es ist richtig, daß Arabien den Heiligen Stein besitzt, die Kaaba von Mekka, den heiligen Ort, zu dem jeder fromme Moslem eines Tages zu pilgern hofft, trotzdem ist es Ägypten, das den lebenden Stein besitzt, den Geist und das Nervenzentrum des Islam. Der Hauptrektor ist nicht nur der oberste Würdenträger des Islam in Ägypten, sondern, wegen des internationalen Charakters der El Azhar, auch eine Autorität für andere Länder. An der El Azhar, dem Stolz der Moslems, wurde seit frühen Tagen die tiefere Bedeutung der Religion denjenigen gelehrt, die sich in ihren Dogmen zu vervollkommen wünschten, und die alle Einzelheiten der Botschaft ihres Offenbarers, Mohammed, verstehen wollten.

»Der Koran, richtig gelesen, ermutigt zu wissenschaftlicher For-

schung über Gott und das Weltall«, sagte Scheich el Maraghi zu mir während der unten wiedergegebenen Unterredung. Es gibt keine Wissenschaft, der der Schöpfer und seine Schöpfung fremd bleiben kann, und nichts in derselben könnte den Vorschriften des Islam widersprechen. Und wir haben uns mit dem Problem zu befassen, unsere Religion von Aberglauben und phantastischen Auslegungen rein zu halten. Diese Studien helfen uns dabei. Es ist im Interesse des Islam, in diesem Jahrhundert, in dem die Wissenschaft solche Fortschritte gemacht hat, den Studenten die gleichen wissenschaftlichen Quellen zur Verfügung zu stellen. Die Dinge stehen heute etwas besser wie vor einem Jahrhundert, als Edward Lane mitteilte, die Moslems seien sehr abgeneigt, über Dinge, die mit ihrer Religion zusammenhängen, Leuten Aufklärungen zu geben, die sie im Verdacht haben, nicht mit ihren Ansichten übereinzustimmen. Aber etwas von der alten Zurückhaltung ist noch vorhanden.

Es war nicht leicht für einen Mann, der kein Mohammedaner war — wenigstens nicht im orthodoxen Sinn — die Unterredung zu erlangen, die ich wünschte; aber, nach einigen Präliminarien, brachten die guten Dienste gemeinsamer Freunde sie schließlich zustande.

Mein Weg führte mich durch das älteste, von Menschen wimmelnde Viertel von Kairo, eine breite Straße entlang, die das Basarareal in zwei Teile zerschnitt, und mich an die Türe des ältesten Zentrums moslemischer Gelehrsamkeit der Welt brachte, an den Eingang der El Azhar selbst. Ich schritt unter verschlungenen Arabesken und weiten Bögen in einen großen sonnigen Hof, genau wie Hunderte und Tausende von Studenten vor mir während der vieljährigen Geschichte des Ortes — Studenten, die später herauskamen um die Worte des Propheten Mohammed über die ganze östliche Welt zu verbreiten, authentische Erklärungen des Koran zu geben, und die Flamme der Kultur der Moslems ständig brennend zu erhalten. Nachdem ich in einen Audienzsaal geführt worden war, und damit seiner Eminenz gegenüberstand, und nachdem wir die üblichen Begrüßungen gewechselt hatten, fand ich Zeit, diesen ernsten Mann mittlerer Größe zu studie-

ren, der ein einzigartiges Prestige in der mohammedanischen Welt genießt. Scheich el Mahrugi, früher Großkadi des Sudan, hat erheblichen Einfluß, nicht nur in religiösen Kreisen, sondern auch bei einer Anzahl prominenter Männer der Öffentlichkeit.

Unter einem weißen Turban sah ich ein Paar ruhige, durchdringende Augen, eine gerade, regelmäßige Nase, einen kleinen grauen Schnurrbart, einen energischen Mund und ein graustoppeliges Kinn.

Die große Institution, die Seine Eminenz präsidiert, gab ihren Unterricht Tausenden von Studenten, künftigen Stützen der Lehren Mohammeds, unentgeltlich. Ihre eigenen Kosten wurden durch Stiftungen und durch Zuwendungen der Regierung gedeckt. Die ärmeren Studenten wohnten und aßen umsonst oder bekamen Geldzuschüsse. Die alten Gebäude konnten sie auf die Dauer nicht mehr unterbringen, es wurden daher verschiedene Zweigstellen in anderen Distrikten errichtet, und mit dieser Ausdehnung war auch in dem Unterricht selbst ein Wechsel eingetreten. Moderne wissenschaftliche Studien waren eingeführt worden, gut ausgestattete Laboratorien, Hörsäle für Physik und Chemie eingerichtet, und neue Lehrmethoden wurden üblich. Indessen, diese Reformen wurden vorsichtig unternommen — so vorsichtig, daß die alte Atmosphäre erhalten blieb, und beide, die alte und die neue Erziehungsmethode, Seite an Seite ausgeübt wurden.

Nachdem ich mich innerhalb der Mauern befand, die eine Reihe von Säulenreihen und Minaretten, Kreuzgängen und Galerien umschlossen, sah ich schwarzbärtige Gestalten, die saßen und über ihren arabischen Büchern brüteten. Ich hörte das Echo der Stimmen dieser Studenten, die ihre Lektionen sangen, und während des Singens sich leise im Rhythmus desselben hin- und herwiegen. Sie hockten in kleinen Gruppen auf Matten unter dem Schatten der Kreuzgangdecken, während der Lehrer in ihrer Mitte saß.

Dies ist die traditionelle Art des Lehrens, dem alten Bau völlig angepaßt. Aber in den großen, modernen auswärtigen Niederlassungen hatte ich gefunden, daß Seine Eminenz seine religiöse Universität eine neue Lebensweise dadurch annehmen ließ, daß er sie den heutigen

Bedingungen anpaßte. Darin wurde er von der jüngeren Generation der Moslems begeistert unterstützt, aber er hatte längere Zeit gegen die verkrusteten Theologen anzukämpfen, die es nicht wahrhaben wollten, daß die El Azhar sich einer veränderten Welt anpassen mußte. Der Kampf zog sich lange hin, aber sein Sieg war vollständig.

Gerade wie die Sonne sich ihren Weg in die schmutzigen engen Gassen des alten Kairo erzwingen muß, Strahlchen um Strahlchen, ebenso wie die Sanierung ihren alten Kampf mit den alten Vierteln zu gewinnen beginnt und frische Luft die jahrhundertealten Gerüche abschwächt, so macht das moderne Denken zwangsweise seinen Eindruck auf die alten Orientalen. Die heranwachsende Generation marschiert an der Spitze der Vereinigung alter und neuer Ideen entgegen, die nicht mehr vermeidbar ist.

Diese Studenten kommen aus jedem Winkel der Welt der Moslems. Von Persien bis Sansibar, wie Stahlspäne von dem Magneten: El Azhars maßgebender Kultur, angezogen. Sie tragen rote Tarbusche, weiße Turbane und jede Kleiderfarbe. Ich erwartete, unter den Gästen chinesische Studenten zu finden und fand sie auch, aber ich war überrascht, auch junge Japaner zu sehen. Scheich el Maraghi trug ein langes, schwarz und weiß gestreiftes Seidenhemd und darüber ein längeres Gewand aus schwarzer Seide mit weiten Ärmeln. Um die Hüften trug er einen weißen Gürtel. Er hatte weiche gelbe Marokkoschuhe an, die an den Zehen aufgebogen waren. Der Gesamteindruck seiner Kleidung war der schlichter Angemessenheit.

Die ernste Ruhe seiner Haltung gefiel mir. Ich fing damit an, ihn nach der zentralen Botschaft des Islam zu fragen.

Seine Eminenz überlegte seine Antwort sehr vorsichtig.

»Das erste Prinzip ist, daß es nur einen Gott gibt, das war Mohammeds Hauptbotschaft. Das ist die Botschaft, die Gott den Propheten gegeben hat (Moses und Christus), noch bevor sie auch Mohammed erhielt. Mohammed gab die Botschaft an Juden und Christen weiter, als einen Aufruf an ihre Priester, einig zu sein, denn er sah, daß sie sich in den Haaren lagen.

Der Glaube an die Einigkeit eines erschaffenden Gottes, der keinen anderen neben sich hat, an einen Gott, der allein verherrlicht und angebetet werden darf, und der keiner Vermittlung zwischen sich und dem Volk bedarf, das er schuf. Propheten und Apostel sind nur Übermittler seiner Gesetze und Befehle und lehren das Volk, Ihm zu gehorchen und Ihn anzubeten. Er ist der Einzige, dessen Hilfe man sucht, um von Unglück befreit zu werden, und kein anderer ist um Vergebung anzurufen oder um Hilfe in Notzeiten. Der Herr (Er sei gepriesen!) sagt:

„Rufe nicht neben Allah das an, was dir weder helfen noch dir schaden kann, denn wenn du es tust, wirst du gewißlich ein Ungerechter sein.“

Und:

„Wenn Allah dich mit Unglück schlägt, so kann keiner es von dir nehmen als Er; und wenn Er dir wohlgesinnt ist, wird keiner Seine Güte abwenden können. Er wird Seine Gnade über Seinen Diener ausgießen wie es Ihm gefällt, und Er ist der Barmherzige, der Vergebende.“

»Was versteht Eure Eminenz unter dem Begriff ‚Seele‘?«

»Der Koran definiert das Wort nicht, daher haben die Häupter des Islam zu verschiedenen Zeiten verschiedene Meinungen darüber gehabt. Solche Meinungen kann man intellektuell prüfen, aber sie dürfen nicht dem Koran, dem inspirierten Buch, gleichgesetzt werden. Aber wir glauben natürlich an den Tag des Gerichts für jede Seele, an dem die Gerechten ihre Belohnung ernten und die Übeltäter ihre Strafe, womit die Grundlage zu einem sittlichen Gewissen geschaffen ist. So spricht Allah:

„Wer jemals eines Atomes Gewicht Gutes getan hat, der soll belohnt werden, und wer eines Atomes Gewicht Übles getan hat, wird dafür bestraft werden.“

»Auf welche Weise unterschied sich Mohammed von den gottgesandten Propheten?«

»Der Prophet Mohammed unterschied sich nicht von anderen

Propheten, da sie alle vom Herrn auserwählt waren, um Seine Botschaft an die Menschheit zu überbringen, und da sie alle von Ihm Erleuchtung empfingen. Den Moslems ist befohlen, an das Prophetentum von ihnen allen zu glauben, ohne Ausnahme.

So sagt der Herr:

„Saget, ihr Gläubigen: Wir glauben an Allah und an das, was uns gesandt wurde, und an das, was Abraham und Ismael und Isaak und Jakob und deren Nachkommenschaft, auch an das, was Moses und Jesus gegeben wurde, und was die Propheten von ihrem Herrn empfingen. Wir machen keinen Unterschied zwischen ihnen, und Allah sind wir hingegeben.“

Wieder war die Antwort erst gekommen, nachdem Seine Eminenz sorgfältig darüber nachgedacht hatte.

»Denken Sie, daß kein Mensch einem anderen helfen kann, Gott zu finden? Ich erwähne dies, weil das Fehlen von Priestern in Ihrer Religion so auffallend ist.«

»Ja, der Islam kennt keine Priester zwischen Mensch und Gott, aber wir haben trotzdem gelehrte Moslems, die anderen die Wege Gottes lehren können, wie sie im Koran niedergelegt sind und in den Worten und Taten des Propheten Mohammed.

Dies sind einige der Grundsätze, die der Islam befiehlt, ohne die niemand wert wäre, sich einen Moslem zu nennen. Sie unterscheiden sich nicht von den Grundsätzen aller Religionen, die Allah uns durch Seine Apostel verkündet hat. Der Islam, welcher nicht die einzige Religion ist, die den Glauben an die göttliche Einheit befiehlt und den Gehorsam in Gottes Befehle, wurde nicht ausschließlich zu Mohammed (Friede sei mit Ihm) gesandt, sondern er ist Gottes Religion, die Er durch alle Propheten und Apostel verkündet hat. Allah sagt:

„Wahrlich, die wahre Religion Allahs ist der Islam und keine andere wird Er annehmen, und diejenigen welchen die Schriften gegeben wurden, haben sie alle geprüft bis sie die Wahrheit wußten, trotz Feindschaft und gegenseitiger Eifersucht.“

So teilen wir unser Volk in solche, die unsere religiöse Lehre ein-

gehend studiert haben, und solche die das nicht getan haben. Wir verehren und hören die ersteren, aber wir betrachten sie nicht als inspirierte Männer — nur als Intellektuelle. Kein Moslem kann sagen, dies oder jenes ist verboten, weil Gott allein die Autorität dazu besitzt. Es gibt keinen Mittler zu Gott in unserem Glauben. Das ist ein Grundstein des Islam. Aber wir anerkennen und respektieren jene, die ihr Leben heiligen Studien widmen, und wir gehen zu ihnen, um ihre Meinung und ihren Rat zu hören. Sogar ein Neger, der in Dingen des Mohammedanismus gut Bescheid weiß, ist berechtigt, ein respektvolles Anhören seiner Meinung zu erwarten. In unserer Geschichte gibt es solch einen Fall, wo ein regierender Kalif sich von einem schwarzen Sklaven beraten ließ, der in den Lehren und Aussprüchen des Propheten wohl bewandert war. Natürlich wurde der Mann da nicht länger als Sklave gehalten.«

»Darf ich fragen, Euer Eminenz, ob Moscheen in Ihrer Religion wesentlich sind?«

»Nein, die Bevölkerung benützt sie als Plätze, in denen man betet, und sie gehen freitags hin, um eine Predigt zu hören, aber da es weder Priester noch Zeremonien gibt, sind die Moscheen nicht wesentlich für die Ausübung des Islam. Ein Moslem kann überall beten, nicht notwendigerweise in einer Moschee — jedes Stückchen reinlicher Boden genügt. Der Zweck, um dessentwillen wir Moscheen bauen, ist, in die Anbetung Einigkeit durch Gemeinschaft zu bringen; indessen, wenn auch nicht notwendig, so ist das Beten in einer Moschee doch natürlich vorzuziehen.«

»Welcher Art sind Ihre Gebete?«

Die ruhige, zurückhaltende Stimme antwortete:

»Wenn ein Moslem betet, so versteht man darunter, daß er einen Abschnitt des Koran spricht, den er auswendig gelernt hat. Gewöhnlich handelt es sich um gewisse Sentenzen, die herkömmlicherweise das enthalten, woran ein Mensch denken soll, wenn er betet. Ich muß sagen und wiederholen, daß der Zweck unserer Gebete nicht nur darin besteht, unsere Pflicht gegen Gott zu erfüllen, sondern auch darin,

geistig geschult zu werden, während wir sie sprechen. Der Moslem, der diese Worte Tag für Tag wiederholt, wird auf diese Weise ständig an sie erinnert. Man kann keine besseren Gebetsworte gebrauchen, als die, welche der Koran zu diesem Zweck enthält. ‚Wir beten zu Dir, und nur zu Dir. Wir bitten nur Dich allein um Hilfe.‘ Das sind zwei Sätze, die häufig gebraucht werden. Außerdem helfen vorgeschriebene Texte unwissenden Menschen.

Unsere Gebete sind sehr kurz, sie bestehen aus dem Eingangsparagraphen des Koran und sieben anderen Texten, aber diejenigen, die es wünschen, können andere Texte dazunehmen, die sie sich auswählen, doch dürfen diesen Texten keine selbsterfundene Gebete beigefügt werden. Der Moslem muß fünfmal am Tag beten. Sollten die Umstände ihn hindern, seine Gebete zur rechten Zeit zu sprechen, dann muß er sie später nachholen. Es ist verboten, auch nur eine einzige Gebetsstunde zu versäumen.«

§

»Wie ist es, wenn ein Mensch ernstlich krank ist?«

»Wenn er ganz unfähig ist, zu stehen oder zu hocken, wie es vorgeschrieben ist, dann muß er seine Gebete liegend sprechen. Und wenn er unfähig ist, zu sprechen, muß er beide Hände an die Schläfen legen, als ein Zeichen seiner Gottesverehrung. Vergessen Sie nicht, daß unsere Stellungen die Menschen demütig vor Gott machen sollen, indem sie ihn zwingen, sich niederzuwerfen. Es ist gut für den Menschen, auf diese Weise Gottes Größe zu bekennen.«

»Fünfmal täglich scheint mir viel verlangt?«

»Nein, diese Gebete sind wichtig, um die Menschen häufig an Gott zu erinnern, und auch um sie geistig zu erziehen, wie ich schon vorher sagte. So, wenn sie Gott als den Barmherzigen anrufen, lernen sie, daß Barmherzigkeit vor Seinen Augen angenehm ist, und es bringt ihnen bei, selbst barmherzig zu sein. Ähnlich ist es mit den anderen Eigenschaften, die wir Gott zuschreiben.«

Ein Beamter trat ein. Er nahm des Großrektors gebotene Hand, verneigte sich, küßte sie inbrünstig und berührte sie dann mit der Stirne. Nachdem er sich niedergesetzt hatte, fragte ich:

»Was ist der Zweck der Pilgerfahrt nach Mekka?«

»Genau wie die Moscheen die örtliche Gemeinsamkeit des Islam vermehren, vermehrt die Pilgerfahrt nach Mekka seine internationale Gemeinsamkeit. Alle Menschen sind verbrüderet im Islam, und beide, Moschee und Pilgerfahrt, ermöglichen es ihnen, sich als Brüder zu begegnen.

Gleichheit ist ein Grundsatz des Islam. Er ist wesentlich demokratisch und vernichtet den Klassenhaß. Der Islam hat das Problem der Armut gelöst, indem er vorgeschriebene Almosen befiehlt und gewisse Prozente vom Geld der Reichen nimmt, um sie an die Bedürftigen zu verteilen.

Wenn dies alle täten, würde guter Wille, Frieden und Mitleid unter der Menschheit herrschen, ein gesundes Gleichgewicht zwischen den Klassen würde geschaffen. Jedermann, der an Allah glaubt, behandelt in der Moschee oder bei der Pilgerfahrt jeden anderen Gläubigen als seinesgleichen. So wird ein König neben dem Bettler gehen, oder neben ihm beten. Der Islam verlangt von den Menschen, rassische oder sonstige Unterschiede beiseite zu lassen, denn für ihn sind religiöse Einheit und menschenfreundliche Grundsätze die Bande, welche die Menschen zusammenhalten. Der Islam zeichnet niemanden für etwas anderes aus, als für Rechtlichkeit und edle Taten. Denn so sagt Allah (Er sei gepriesen):

„Oh Menschen, wir haben euch alle aus Adam und Eva erschaffen, und wir haben euch in Völker und Stämme zusammengetan, damit ihr einander kenntet. Wahrlich, der Ehrwürdigste unter euch ist in Allahs Augen der Redlichste. Allah ist allwissend und kennt eure innersten Gedanken.“

»Im Westen wird allgemein angenommen, daß die Mohammedaner Fanatiker und unduldsam sind; ist das richtig? Auch daß der Islam nur durch das Schwert verbreitet wurde. Was für eine Erklärung wollen Sie so gütig sein, mir dafür zu geben?«

Scheich el Maraghi lächelte.

»Der Islam ist ein fester, unerschütterlicher Glaube geworden. Die Moslems haben den Ruf, sich strikte an ihren Glauben zu halten. Die islamfeindlichen Kritiken haben ihn daher fälschlich des Fanatismus beschuldigt. Tatsächlich ist das, was seine Feinde Fanatismus nennen, nichts als fester Glaube — ganz gleich, wie man ihn bezeichnen möge.

Was die Unterstellung betrifft, daß der Islam nur durch das Schwert verbreitet worden sei, so braucht man nur auf die geschichtlichen Tatsachen zurückzugreifen, indem man die wirkliche Ursache der Kriege analysiert, in die der Islam in seinen Anfängen verwickelt war. Man wird auf diese Weise feststellen, daß diese Kriege mit der Verbreitung des Islam nichts zu tun hatten. Sie wurden meist zur eigenen Verteidigung und zu der der Stämme geführt, zum Schutz der Gläubigen und zu ihrer Verteidigung gegen Verfolgung und Tyrannei, mit der die Ungläubigen sie bedrohten, die sie aus ihren Heimstätten vertrieben. Aus diesen Gründen gestattete Gott Seinem Propheten, die Waffen gegen die Angreifer zu erheben.

Der Herr sagt:

„Allah verbietet euch nicht, mildherzig und gerecht gegen die zu sein, die keinen Krieg wegen eurer Religion gegen euch erregt, und euch nicht aus eurer Heimat vertrieben haben; wahrlich, Allah liebt die Gerechten! Aber Allah verbietet dir, dich mit jenen zu befreunden, die wegen eurer Religion euch bekriegt, euch aus euren Heimen vertrieben und denen geholfen haben, die euch verjagten.“

Und:

„Die Erlaubnis ist denen gegeben, welche die Waffen gegen die Ungläubigen erhoben, denn sie haben Verfolgung erlitten, und wahrlich, Allah hat die Macht, ihnen zu helfen. Denen, die zu Unrecht aus ihren Heimstätten vertrieben wurden, nur weil sie sagten: Unser Herr ist Allah!“

Dies sind, kurz gesagt, einige der Ursachen, die den Propheten und seine Gefährten zwangen, die Waffen zu ergreifen. Zuerst wollte

er, daß seine Gefährten ihn allein zu den Arabern gehen ließen, um sie zum Islam zu bekehren. Aber er wurde gekränkt, und sie weigerten sich, den neuen Glauben anzunehmen, verfolgten ihn und versuchten, seine Botschaft zu verfälschen. Er hatte keine andere Wahl, als sich selbst und seine Anhänger gegen die Angriffe seiner Feinde zu verteidigen, um der Sache Allahs zu dienen. Die Kriege und Eroberungen, die später stattfanden, wurden zweifellos zum Schutze des Islam geführt. Die Sieger gaben dem Besiegten drei Möglichkeiten:

- a) Den Islam anzunehmen und damit Gleichberechtigung zu erwerben;
- b) Tribute zu bezahlen, welche die Armut der Araber mildern sollten, und dagegen Schutz für Gut und Leben zu empfangen, oder
- c) den Krieg fortzusetzen.

Es ist kein Zweifel, daß diese Kriege zum Teil politische, zum Teil soziale und zum Teil wirtschaftliche Gründe hatten. Die Unterstellung aber, daß der Islam nur durch das Schwert verbreitet sei, ist falsch. Später verbreitete er sich ohne jeden Krieg. Nahmen nicht die Mongolen und Tataren, die Asien überfluteten, die herrliche islamitische Zivilisation zerstörten und die bittersten Feinde der Moslems waren, den Islam an und wurden eifrige Anhänger desselben? Wenn wir uns an die Geschichte halten und ihre Überlieferungen unparteiisch prüfen, werden wir genug Beweise finden, um die obige Unterstellung zu widerlegen.«

»Was ist die persönliche Ansicht Eurer Eminenz über die westlichen Völker und Einrichtungen vom orientalischen Standpunkt aus, soweit Sie dieselben kennen oder von ihnen gehört haben?« war meine nächste Frage.

»Meine persönliche Meinung über die westlichen Völker ist, daß sie einen hohen kulturellen Standard erreicht haben, sowohl in wissenschaftlicher wie in sozialer Hinsicht, aber ich habe den Eindruck, daß der westlichen Zivilisation die geistigen Motive fehlen. Wir können eine Zivilisation nicht als vollkommen betrachten, wenn nicht beides, die materielle und die geistige Natur der Menschen in Betracht ge-



Scheich El Maraghi, das geistige Oberhaupt des Islam

Die El Azhar-Moschee-Universität



Mekka,
die heilige Stadt



zogen werden, denn sie ergänzen sich und bilden eine der anderen Gegengewicht.

Was die europäischen Einrichtungen betrifft, so bewundern wir viele und versuchen sie anzunehmen, dem Text des Heiligen Buches folgend:

„Teile meinen Dienern mit, daß sie gut fahren, wenn sie auf Ermahnungen hören und das Beste befolgen. Sie sind diejenigen, die Allah als verständige Männer zu seiner Religion führt.“

Unser Prophet unterstützt dies auch; er sagt:

„Weisheit ist der verlorene Schatz des wahren Gläubigen; er nehme sie, wo er sie finden kann.“

Das einzige, was uns an den westlichen Einrichtungen nicht gefällt, ist die übertriebene persönliche Freiheit, denn sie führt zu ernstesten Unzuträglichkeiten, die geeignet sind, die Existenz eben jener Einrichtungen zu untergraben. Obwohl wir zugeben, daß dieses Prinzip persönlicher Freiheit ein natürliches Menschenrecht ist, können wir nicht finden, daß es richtig angewandt wird. Im Islam ist es richtig angewandt, und man hat das Recht, alles zu tun, soweit es einem selbst oder seinen Mitmenschen nicht schadet.«

§

»In der Frühzeit des Islam pflegten die Autoritäten Teile der Moscheen abzutrennen, um dort religiöse und weltliche Wissenschaften zu lehren. Große Moscheen nahmen den Charakter von Universitäten an, besonders da die Herbergen der Studenten und die Räume der Lehrer ihnen angeschlossen waren. Für den Unterhalt dieser Institutionen wurden Vermächtnisse gestiftet. El Azhar war eine dieser Moscheen. Als im siebenten Jahrhundert nach des Propheten Flucht Bagdad zu Füßen der eingedrungenen Tataren in Ruinen lag und der Kalif abgesetzt worden war, nahm der König Alshahir Bibars einen der Söhne der Abassidenprinzen unter seinen Schutz und machte ihn zum Kalifen. König Bibars eröffnete die El Azhar wieder, nachdem

Auf der Pilgerfahrt
nach Mekka



Mekka



sie einige Zeit geschlossen gewesen war, und überschüttete sie mit Gnaden. Infolgedessen wurde sie berühmt und zog viele Studenten an, die von fern und nah kamen um zu lernen. Mit der Zeit wurde sie die größte und wichtigste islamitische Universität der Welt. Sie entwickelte sich nach und nach, bis sie eine öffentliche Institution für die Moslems in ihrer Gesamtheit wurde. Dies ist zweifellos eine große Auszeichnung, die keine andere Moschee erreicht hat.

Die Reformen, die ich in El Azhar einführe, sollen den Studenten Gelegenheit geben, ihren geistigen und kulturellen Horizont in allen Zweigen des Wissens zu erweitern.

Beim Suchen nach Wahrheit fordert der Islam logisches Denken. Er verurteilt blinde Nachahmung und tadelt solche, denen sie genügt. Der Herr sagt: ‚Und wenn ihnen gesagt wird: Befolget das, was Gott herabgeschickt hat, sagen sie: Nein, wir folgen den Gewohnheiten unserer Väter. Was dann, wenn ihre Väter nichts wußten und ohne Führung waren?‘

»Kann der Islam sich den Notwendigkeiten des modernen Zeitalters anpassen, das immer mehr auf die Wissenschaft gibt und sich zunehmend praktischen Zwecken zuwendet?«

»Wie könnte der Islam, der auf den Bedürfnissen der menschlichen Natur und Vernunft aufgebaut ist, der von seinen Angehörigen verlangt, ihre Kenntnisse zu vermehren, und ihre Pflichten richtig zu erfüllen, wie könnte dieser Glaube ungeeignet sein, sich den Bedürfnissen unseres modernen Zeitalters der Wissenschaft und Kultur anzupassen? Der Herr sagt in diesem Zusammenhang:

‚Sage: Betrachtet alles, was im Himmel und auf Erden ist!‘

Die wahren Gläubigen sind im Koran als diejenigen bezeichnet, die ‚über die Erschaffung von Himmel und Erde meditieren‘.

Die alten Moslems haben bewiesen, daß es möglich war, Religion, praktisches Leben und Wissenschaft zu vereinigen, ohne irre zu gehen. Sie machten Gebrauch von griechischen und römischen Werken über Philosophie und Wissenschaft. Sie übersetzten und kritisierten sie und lernten von ihnen.

Sie übten alle Arten von weltlicher Tätigkeit aus, Ackerbau, Handel und Industrie inbegriffen.

Einer der Gründe für seine frühe und rasche Ausbreitung war, daß der Islam eine praktische und nicht eine theoretische Religion ist. Er stellt Gesetze und Befehle, die befolgt werden sollen, in den Vordergrund, und Prinzipien, die im Leben anwendbar sind.

Er zog die wichtigsten Notwendigkeiten der menschlichen Natur in Betracht und stellte Grundsätze auf, in denen die Bedürfnisse von Körper und Seele gleichermaßen berücksichtigt waren. Er übertrieb nicht die einen auf Kosten der anderen. Als der Islam den Genuß der guten Dinge des Lebens gestattete, setzte er gleichzeitig Grenzen, um die Gelüste des Menschen zu beschränken und verbot das, was ihm schaden und ihn verderben konnte. Er hat auch den geistigen Teil des Menschen nicht vernachlässigt; der Islam gab diesem Teil vollauf, was ihm zukam.«

»Warum müssen die Frauen sich verschleiern, und wird dieser Brauch aufhören? Es ist eine allgemeine Anschauung im Westen, daß die Frauen in mohammedanischen Ländern unterdrückt und halb versklavt und als völlig untergeordnete Wesen behandelt werden. Was haben Sie dazu zu sagen?«

»Was das Verschleiern der Frauen betrifft«, kam die Antwort, »so hat der Islam eine bestimmte Norm dafür aufgestellt, nämlich, daß die Frauen ihre Reize nicht vor Fremden zur Schau stellen, und sich nicht absichtlich für die Öffentlichkeit putzen sollen. Auf diese Weise wahren die Frauen den Anstand, und die Männer sind davor geschützt, ihrem Zauber zu verfallen. Es ist kein Zweifel, daß der Islam, als er dies verordnete, mit Erfolg ein gesundes Prinzip aufgestellt hat, um Mann und Weib vor übler Versuchung und Sünde zu bewahren.

Der Islam hat übrigens die Verschleierung der Frauen nicht zu weit getrieben; es ist ihnen erlaubt, Gesicht und Hände unbedeckt zu lassen, wenn keine Versuchung zu befürchten ist.

Die westliche Ansicht, daß Moslemfrauen unterdrückt, halb ver-

sklavt und als völlig untergeordnete Wesen behandelt werden, ist weder wahr noch in Übereinstimmung mit unseren religiösen Lehren, denn der Islam hat den Frauen volle Rechte gegeben. Er hat ihnen, in vernünftigen Grenzen, alles gegeben, was sie glücklich machen konnte. Er hat ihnen eine konservative Form von Freiheit erlaubt, und machte sie zu Herrinnen in ihrem eigenen Wirkungskreis. Er hat ihnen die Bildung in keiner Weise verboten. Im Gegenteil, er hat ihnen die Bildung in keiner Weise verboten. Im Gegenteil, er hat empfohlen, daß sie sich so viel wie möglich vervollkommen sollten. Er gestattete ihnen eigenen Besitz und gab ihnen das Recht, darüber zu verfügen. Frauen können Anwälte, können Vormünder und Treuhänder sein, auch Richter, außer in Kriminalfällen. Manche Moslemfrauen besaßen beträchtliche Gelehrsamkeit, einige sind bekannt geworden durch ihre Gerechtigkeit, während andere sich literarisch ausgezeichnet haben.

Das Gerücht, daß Moslemfrauen halb versklavt seien, kam daher, daß unwissende Leute unter dem Einfluß ihrer Umgebung die üble Gewohnheit annahmen, ihre Frauen schlecht zu behandeln. Unnötig zu sagen, daß man den Islam für solchen Mißbrauch nicht verantwortlich machen kann.«

§

Die Unwissenheit des durchschnittlichen Europäers über diese große Religion ist etwas, wofür er nicht getadelt werden kann, aber seine Mißverständnisse sprechen nicht für ihn. Viele von meinen englischen Freunden wissen nur, daß der Mohammedaner ein Mann ist, dessen Glaube ihm erlaubt, vier Frauen zu haben; darüber hinaus wissen sie nichts! Ich habe keinen Zweifel daran, daß im Hintergrund ihrer Gedanken die Meinung steht, der Islam (um dieser Religion den Namen zu geben, den sein eigenes Volk ihm gibt, und nicht den gekünstelten Namen Mohammedanismus, den wir ihm aufgezwungen haben) habe sich im Osten so ausgebreitet, weil die Anziehungskraft der vier Frauen dabei eine große Rolle spiele. Für einen nachdenklichen Menschen, welcher darin die Verantwortung für vier Frauen und

vier weitere finanzielle Belastungen sieht, ist die Anziehungskraft dieser vier Frauen keineswegs so augenfällig. Persönlich sind mir nur zwei Mohammedaner begegnet, die vier Frauen hatten, und das waren Maharadschas, von denen jeder erheblich mehr als vierzig hatte. Ich kenne einige Bürger, die zwei Frauen haben, aber ich habe noch nie einen kennengelernt, der einen Harem von vieren besaß. Etwa 97 Prozent aller Mohammedaner, die ich je getroffen habe, besaßen nicht mehr als eine Frau. Ich muß also, mit einigem Bedauern, eine Illusion zerstören, welche die Menschen des Westens recht gerne hegten. Wenn diese Illusion wegfällt, bleibt nicht viel von unserer Kenntnis des Islam übrig.

Der Vorwurf polygamer Gewohnheiten, der so oft gegen den Islam vorgebracht und so oft dazu benützt wird, sein Wesen zu entstellen, ist nichts, wovon die Moslems sich zu ängstigen brauchen. Die Polygamie selbst ist nicht notwendigerweise verabscheuungswürdig oder unmoralisch; vom psychologischen und wissenschaftlichen Standpunkt aus mag sie sogar manchmal wünschenswert sein. Auf jeden Fall ist der Prozentsatz polygamer Heiraten im Osten sehr niedrig, nicht höher als im Westen, wo derartige Vereinigungen zweifellos bestehen, aber unter beschämenden, illegalen und heimlichen Verhältnissen. Zweifellos ist heute die öffentliche Meinung in Ägypten allgemein gegen polygame Heiraten, und wenn ich für Ägypten fünf Prozent annehme, sind zwei Prozent wahrscheinlich richtig für Persien und fünf Prozent wieder für die indischen Moslems.

Ich erinnere mich, daß Polygamie sehr oft bei den alten Völkern üblich war, und daß Mohammed sie als eine festbegründete Institution in Arabien vorfand. Er führte sie weder ein, noch verbreitete er sie als eine neue Lehre, sondern nahm einfach die Lage wie sie war und versuchte, sie auf ethische Weise zu regeln. Ich erinnere mich ebenso, daß er einigermaßen barbarische Heiratsgewohnheiten bei den frühen Arabern vorfand, die sehr viel schlechter waren, als die, welche er später einfuhrte. Eines Mannes Frauen konnten zum Beispiel von seinem Sohn geerbt werden. Er fand Verbindungen auf Zeit als Ge-

wohnheit vor und verbot sie. Er fand Scheidungsmöglichkeiten, die so leicht waren, wie das Schöpfen von Wasser aus einem Brunnen. Obwohl er nicht versuchte, sie sehr viel schwieriger zu machen, wies er seine Anhänger darauf hin, daß Scheidung von allen erlaubten Handlungen »Gott am hassenswertesten war«. Und er gab ihr Bedingungen, die für beide Partner annehmbarer waren. Es ist eine offene Frage, ob das der legalisierten Heuchelei unserer eigenen Scheidungsgesetze vorzuziehen ist. Die Behauptung, daß er den Menschen erlaubte, ihren Leidenschaften zu frönen, ist lächerlich. Er gebot jedem seiner Anhänger Fastenzeiten, um ihnen zu helfen, ihre Leidenschaften zu besiegen. Er untersagte alkoholische Getränke, um ihre Anstrengungen zur Selbstzucht zu unterstützen. Aber ich wollte gerne wissen, was Mohammed tatsächlich über die Frage der mehrfachen Heiraten niedergeschrieben hatte, und fragte deshalb Seine Eminenz:

»Wie lautet die Lehre über die Polygamie? Und wie wird sie heute gehandhabt?«

Seine Antwort lautete:

»Der Islam gestattet Polygamie, wenn der Ehemann seine Frauen unparteilich und gleichheitlich behandeln kann. Der heilige Koran verbietet sie, wenn Unparteilichkeit seitens des Mannes unmöglich zu erreichen ist. Allah sagt (Er möge gepriesen sein): ‚Und es wird nicht in eurer Macht liegen, eure Frauen alle gleich zu behandeln, selbst wenn ihr es gerne tun würdet.‘

Auf jeden Fall begünstigte der Islam die Polygamie nicht, gestattete sie auch nie ohne Bedingungen. Er hatte nur die Absicht, die Wollüstigen, die an einer Frau nicht genug hatten, von der Sünde des Ehebruchs abzuhalten. Diesen wurde die Polygamie gestattet, jedoch nur, wenn sie die Bedingung der Unparteilichkeit erfüllen konnten.

Die gegenwärtige Praxis der großen Mehrheit der Moslems ist, eine einzige Frau zu haben, einige wenige ausgenommen, die aus physischen Gründen oder materiellen Umständen mehr als eine heiraten müssen, entweder um sich selbst vor Ehebruch zu schützen, oder um armen Frauen zu helfen, die niemand haben, der für sie sorgt.«

Ehe ich mich verabschiedete, wurde mir die unschätzbare Bibliothek gezeigt, die in Räumen aufbewahrt wird, welche wundervoll geschnitzte Zedernholzplafonds haben. Alte Korane, auf Pergament geschrieben, Bücher mit Illuminationen und vergoldeten Initialen, und sehr alte Manuskripte sah ich zu Tausenden. Fünfzehntausend Manuskripte werden allein hier aufbewahrt.

Und damit war meine Audienz zu Ende. Ich hatte gespannt zugehört, denn Scheich el Maraghis großes Prestige verlieh allem, was er sagte, einzigartigen Nachdruck.

Ich hatte sehr viel klarer zu verstehen begonnen, warum Mohammeds Glaube sich ausbreitete, warum der Islam so schnell von wilden Wüstenbeduinen verehrt wurde, nicht weniger als von kultivierten persischen Städtern, und ebenso von der Menge der Stämme und Völker, die im Nahen und Mittleren Osten wohnten.

Mohammed, wie Moses, aber ungleich Buddha, zielte vor allem darauf, einen sichtbaren, greifbaren Himmel zu schaffen, indem er eine menschliche Gesellschaft gründete, die zwar ihr normales tägliches Leben führte, aber unter den Gesetzen, die er, der Bote Gottes, ihnen gegeben hatte.

Buddha und auch Jesus suchten asketische Regeln herauszuarbeiten, Erkenntnisse, die sich mit den geheimen Tiefen des menschlichen Geistes befaßten. Mohammed, wie Jesus, lebten leidenschaftlich in Gott, aber während Jesus seine ganze Leidenschaft der Errichtung eines inneren Reiches hingab, gab Mohammed die seinige dem Aufbau eines äußeren Reiches. Wir sind nicht berechtigt zu urteilen —, sondern nur die Tatsachen festzustellen. Mohammed, Moses, Jesus und Buddha waren wahre, inspirierte Sendboten Gottes, aber Mohammed unterscheidet sich merkbar von den meisten östlichen Propheten dadurch, daß er sich der Neigung widersetzte, sich den sozialen und politischen Lebensaufgaben zu entziehen, wie das meistens bei starker religiöser Neigung geschieht. Er sagte, daß Mönche und Klöster für den Islam nicht wünschenswert seien, und er billigte keine mönchischen Lehren, die den Tod menschlicher Zuneigungen bedeuten.

Es ist bedauerlich, daß die durchschnittlichen Menschen des Westens so wenig vom islamitischen Glauben wissen, und selbst dieses Wenige ist gewöhnlich zum Teil irrig, wenn nicht ganz falsch.

Mohammed lehrte die Menschen, daß sie sich nicht schämen sollten, den Unsichtbaren König kniend anzubeten und selbst auf der offenen Straße niederzuknien.

Es ist an der Zeit, daß wir uns vom Mißverständnis dieses großen Mannes, Mohammed, und seiner großen Religion, dem Islam, das unsern Geist umwölkt, freimachen. Es ist an der Zeit, daß wir verstehen lernen, warum der Zauber seines Namens so groß ist, daß Millionen — beinahe ein Siebentel des Menschengeschlechts — von den westlichen Küsten Afrikas bis zu den östlichen Chinas — ihn täglich segnen. Es ist an der Zeit, daß wir die Echtheit der Frömmigkeit dieser Menschen, der Moslems, erkennen, und warum das rasch gesprochene »Allah« der europäischen Aussprache eine traurige Karikatur des inbrünstigen, langgezogenen, herzswarmen, zweisilbigen »Al-lah« des Orientalen ist, der fromm die zweite Silbe dehnt.

Die Nacht hatte ihre Augen aufgetan und flimmerte, mit tausend Sternjuwelen geschmückt, als ich wieder auf der Straße unterhalb der El Azhar stand, und zerstreut nach nichts besonderem sah. Die Mondichel schien durch einen Dunstkreis, umgeben von indigoblauem Himmel. Dann erklang der starke Tenor des Muezzin der Moschee und verkündete klangvoll von seinem hohen Turm aus Gottes Einzigkeit.

Nun fielen in dieser ganzen Stadt der geschnitzten Tore, ornamentierten geometrischen Bogen und gepflasterten Höfe, von Allah und Seinen Engeln bewacht, die Menschen mit nach Mekka gewandtem Gesicht auf die Knie und wiederholten die einfachen Worte:

»Allah ist groß!«

X. Kapitel

IM FRIEDEN DES ALTEN ABYDOS

Weit über siebentausend Jahre ehe Mohammed die wandernden Stämme Arabiens zur Anbetung eines rein geistigen Gottes erweckte, blühte in diesem Land des durchsichtigen Himmels eine Religion, deren Anhänger die riesigen Steinidole schufen, welche er haßte. Und doch beteten die bedeutendsten Geister dieser Religion zum gleichen unbekanntem Gott, wie er selbst.

Ihr Glaube war daher nicht nur ein Bekenntnis zur Götzenanbetung. Die gelehrten Ägyptologen unserer Zeit können über diese Religion nur wenig sagen, weil sie der prähistorischen Zeit angehört, einer Zeit, die so arm an Material ist, daß sie ihren Schleier nicht lüften können, und vorsichtig das Mögliche über Völker und Ereignisse zu erraten suchen.

Es gibt Gegenden im modernen Ägypten, wo die Tempel der Alten und die Moscheen der Moslems Seite an Seite stehen — wie in Luksor —, so merkwürdige Kontraste findet man in diesem Land.

Während ich schreibe, ist mir, als hörte ich das Klappern trabender Hufe, und meine inneren Augen erblicken die leichte Kavallerie der arabischen Eroberer, die das grüne Banner des Propheten in Ägypten aufpflanzte. Die Zeit wartet mit unheimlicher Geduld, und dem Grün folgt das Rot-Weiß-Blau, und dann kommt wieder das Grün. Aber hinter allem — das schwache Klingen alter Tempelsistren!

Ägypten vermag die Sinnbilder seines ursprünglichen Glaubens nicht abzuschütteln. Die Vergangenheit erhebt sich wie ein Phönix vor unseren Blicken aus der wundervollen Arbeit der Archäologen. Diese sichtbaren steinernen Male bewahren eine Geschichte, an der Ägypten manchmal hängt und die es noch öfter unbeachtet läßt.

Indessen, die Grenzlinie zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist verwischt. Die Atmosphäre jener verschwundenen Völker und ihres uralten Glaubens hängt schwer über dem Land, wie jeder sensitive Mensch bestätigen kann. Wenn ihre Tempel auch traurig zerfallen sind und oft als dachlose Ruinen dastehen, um deren Säulen großgeflederte Fledermäuse durch die tintenschwarze Nacht schwirren, und wenn sie selbst auch nur ein paar begrabene Leiber übrig ließen, die an ihre Existenz erinnern — Leiber, deren Blut ausgeronnen ist, deren Eingeweide entfernt wurden, und die durch geschickte Einbalsamierer in bindenumwickelte Mumien verwandelt wurden —, so umschweben doch viele ihrer Geister die alten Plätze, die sie so gut kennen. Die Macht der sogenannten Toten ist in Ägypten größer, als in jedem mir bekannten Land.

Ich entdeckte von neuem die Gegenwart jenes unberührbaren Vermächtnisses, als ich mit gekreuzten Beinen in einer der sieben Wandnischen in der Säulenhalle des Tempels des Seti in Abydos saß, während seltsame Gestalten von den bemalten Wänden auf mich niederstarrten. Nachdem ich zwei Stunden lang die steile Chaussee hinaufgeritten war, die sich zwischen Zuckerpflanzungen und Bohnenfeldern hinzieht, hatte ich die angenehme Frische und belebende frühe Morgenluft verlassen — ich war noch vor Beginn der Dämmerung aufgebrochen — und überschritt die Schwelle des alten Heiligtums, das der erste der Seti-Pharaonen erbaut hatte. Das machtvolle Empfinden der Vergangenheit ergriff mich alsbald und ließ vor meinem geistigen Auge die Vision einer entschwundenen Epoche erstehen, während ich dasaß.

Unwillkürlich sah ich die einstigen Prozessionen auf dem gepflasterten Steinboden in ihrem gemessenen rhythmischen Gang zu den Altarkammern schreiten. Unvermeidlicherweise empfand ich den starken Eindruck der alten Priesterzauberer, die aus diesem Tempel einen der Mittelpunkte gemacht hatten, um die Segnungen des Osiris zu erleben — des Gottes, dessen Symbol ein dreifach befederter hoher Kopfschmuck ist. Und einige ihrer Anrufungen besaßen ein Echo, das

in den Himmeln von Jahrhundert zu Jahrhundert wiederhallte, denn die große Ruhe einer hohen Gegenwart begann mich zu umfassen und zu bezaubern, und unter ihren sanften Schwingen sah ich mein irdisches, von Wünschen erfülltes Dasein hinweggleiten, wie Sand durch die Finger gleitet.

Sehr richtig hat Strabo, der klassische Geograph, über sein eigenes, staubbedecktes Zeitalter geschrieben:

»In Abydos wird Osiris angebetet, aber im Tempel ist keinem Sänger, keinem Flöten- oder Zitherspieler erlaubt, bei Beginn der Zeremonien zu Ehren des Gottes zu spielen, wie es sonst bei den Riten üblich ist, die zu Ehren der Götter stattfinden.«

Ruhe umfing die weißen Wände dieser Halle, eine träumende Ruhe, welche die Außenwelt nicht kannte und nicht verstand. Martha wurde für all ihr Schaffen von Christus getadelt, Maria, die Stille, Betrachtende, erhielt sein Lob. Unsere schönsten Stunden erleben wir nicht in Lärm und Aufregung. Nur wenn Friede sich still in die Seele senkt, gelangen wir zu jener tiefen Vereinigung von Glück mit Weisheit und göttlicher Kraft.

Ich hockte behaglich in meiner kleinen Wandnische, wie vielleicht ein brauner Priester des Tempels in ihr vor hundert Generationen gekauert hatte, und ließ ihren sanften Einfluß wie eine Bezauberung auf mich wirken. O, es tat gut, für eine Weile allein zu sein, und die vielen Geräusche zu vergessen, die uns der Fortschritt in unerbittlichem Eifer um seiner vielen Vorteile willen beschert hat. Es war auch gut, die große Selbstsucht, die unvermeidlichen Mißverständnisse, den würdelosen Haß, die Bitterkeit der Eifersucht zu vergessen, die einer Kobra gleich ihr Haupt erheben würde, um einen zu bespeien und anzugreifen, sobald man in die Welt der Unerleuchteten zurückkehrte.

Warum eigentlich kehrt man zurück? fragte ich mich. Wir sehen Einsamkeit als einen Fluch an, aber wenn wir weise werden, lernen wir sie als einen Segen zu betrachten. Wir müssen die Mounts Everest unserer Träume erklimmen und uns daran gewöhnen, auf den Zinnen des Alleinseins zu hausen. Denn wenn wir in der Menge nach der

Seele suchen, finden wir nur Seelenlosigkeit, wenn wir nach Wahrheit suchen, finden wir meistens Unaufrichtigkeit.

Gemeinschaft ist eine Sache der Seele, nicht des Körpers. Wir können einen Abend in einem großen Salon verbringen, in dem sich vierzig Personen aufhalten und uns doch so einsam fühlen, als wären wir in der Sahara. Die Körper mögen sich einander nähern, aber da Herzen und Geist einander fern bleiben, ist trotzdem jeder allein. Jemand denkt, er sei verpflichtet, uns in sein Haus einzuladen, infolge der Vorschriften einer formalen Etikette; wir kommen, aber unser Gastgeber ist nicht da um uns zu empfangen. Er hat nur seinen Körper zurückgelassen um uns zu begrüßen, da er genau weiß, daß der Abstand zwischen unseren Seelen zu breit ist, um ihn zum Bleiben zu veranlassen. Eine Einführung bei solch einem Menschen wird alles andere bewirken, als uns wirklich einzuführen. Was Gott getrennt hat, wird kein Mensch zusammenfügen!

Ich habe eine Eintrittskarte für das himmlische Reich, dieses große Land, wohin unsere geringfügigen und gewöhnlichen Neuigkeiten nicht dringen; hasse ich darum meine Mitmenschen? Wie kann man den einen Menschenfeind nennen, der mit kleinen Kindern spielt und seine Pfennige mit den Armen teilt? Warum nicht für sich bleiben und die erreichbaren Segnungen eines einsamen, zurückgezogenen Lebens hinnehmen, frei von unnötigen Ängsten, an stillen Orten, wie diesem Heiligtum von Abydos?

Wir verachten den Menschen, der die Gesellschaft verläßt, um ein höheres Leben zu suchen, obwohl er sich vielleicht nur zurückzieht, um wiederzukehren und seinem Volk eine frohe Botschaft zu bringen. Die Erinnerung brachte mir das feierliche Gelübde zurück, das jene mir abgenommen hatten, die ich achtete, nein, vor denen ich Ehrfurcht empfand — und ich wußte, daß die Rückkehr unentrinnbar war. Dieses Wissen betäubte mich aber nicht, denn ich wußte auch, daß ich, wenn die Welt mich ermüden würde, in der tiefen Quelle meines geistigen Wesens untertauchen, und erfrischt, heiter, zufrieden und glücklich wieder auftauchen konnte. In dieser großen heiligen

Stille meines Innern konnte ich die klare Stimme Gottes vernehmen, so wie ich in dem tiefen Schweigen dieser Tempelhalle die schwächeren Stimmen der entschwundenen Götter zu hören vermochte. Wenn wir uns in die Welt hinausbegeben, wandern wir inmitten von Schatten und Wirrnissen, aber wenn wir uns nach innen wenden, vermögen wir uns inmitten hoher Gewißheiten und ewiger Glückseligkeiten zu bewegen. »Sei stille«, riet der Psalmist, »und wisse, daß ich dein Gott bin.«

Wir haben die alte Kunst des Alleinseinkönnens verloren, und wissen nun nicht, was wir in der Einsamkeit mit uns anfangen sollen. Wir wissen nicht, wie wir von innen heraus glücklich zu sein vermögen, daher müssen wir uns Unterhaltung und andere Menschen verschaffen, um zeitweise froh zu sein. Wir sind nicht nur unfähig, allein zu sein, sondern noch weniger fähig, stillzusitzen. Indessen, wenn wir den Körper für eine Weile in der gleichen Stellung behalten, und unseren Geist in der richtigen Weise gebrauchen, können wir tiefe, wertvolle Weisheit erwerben und tiefen Frieden für unsere Herzen.

So ruhte ich beinahe zwei Stunden lang, bis das unaufhörliche Ticktack der Zeit wieder an mein Ohr drang und ich die Augen öffnete.

Ich blickte umher auf die dicken, schilfrohrgemusterten Säulen, welche die Halle erfüllten und das schwere Dach stützten; sie ähnelten auf seltsame Weise riesigen Papyrospflanzen, die massive Wölbungen trugen. Ihre Schäfte wurden da und dort von Sonnenstrahlen beleuchtet, die durch Löcher im Dach drangen und ihre Bilderreihen farbiger Basreliefs belichteten. Hier war der Pharao, wie er feierlich vor einem der damals verehrten Götter stand, oder vor den großen Osiris selbst geführt wurde. Hier war Reihe um Reihe gradliniger Hieroglyphen, die auf das Auge des Ungelehrten so geheimnisvoll wirken. Seti selbst hatte die gleichen beschrifteten Säulen mit ihrem vorspringenden Unterbau gesehen.

Ich streckte meine steifgewordenen Füße eine Minute lang aus und erhob mich dann, um durch den Raum zu gehen. Durch hohe

Kammern und an gewölbten Heiligtümern vorbei ging ich zur näheren Besichtigung der Wandmalereien über, deren blaue, grüne, rote und gelbe Farben auf dem weißen marmorähnlichen Kalksteinhintergrund nicht weniger frisch aussahen, als da sie vor dreitausendfünfhundert Jahren aus des Künstlers Hand hervorgingen.

Die zarte, hautfarbige Schönheit der Frauen mußte früher oder später durch den unbarmherzigen Räuber Zeit zerstört werden, aber die harte, steingemeißelte Schönheit dieser Bilder schien selbst solchem Raub zu widerstehen. Worin bestand das Geheimnis dieser alten Farbschleifer, deren leuchtender Zinnober und klares Blau ihre Frische bewahren, und warum können wir das heute nicht mehr? Zur Lebendigkeit der Farben kam die schöne Zeichnung und wundervolle Meißelung jener Kunsthandwerker, die einst da standen und arbeiteten wo ich nun stand und nachdachte, und auf weißen Stein das geheimnisvolle Leben des entschwundenen Ägyptens malten. Überall sah man Abbildungen des Königs, wie er die hohen Götter anbetete und dafür von ihnen gesegnet wurde. In diesem eigenartigen Tempel, der einst nicht nur einer besonderen Gottheit geweiht war, wie das sonst üblich ist, wurden auch verschiedene Götter aus dem alten ägyptischen Pantheon verehrt. Jeder hatte seinen Altar, jeder sein Wandbild oder seine eingemeißelte Figur, die in irgend einer religiösen Szene erschien, obwohl Osiris der höchste von ihnen allen verblieb. Sieben gewölbte Kammern, jede aus großen Steinblöcken erbaut, die von einem Architrav zum anderen reichten, ehrten Horus und Isis, Ptah, Harakht und andere.

Isis, die große verschleierte Mutter der Weisheit, war in all ihrer mütterlichen Zärtlichkeit dargestellt, wie sie den Arm ausstreckte und die Schulter des anbetenden Pharaos berührte. Daneben schwamm ihr heiliges Boot, in dessen Mitte sich ein lotosgeschmückter, schön gearbeiteter Altar erhob. Das freundliche Gewässer und gehorsame Winde waren bereit, es in jenes paradiesische Reich zu tragen, in dem die Götter und Göttinnen und jene Sterblichen wohnen, die von den Gottheiten gesegnet sind. Narren, die solch ein Bild sehen, werden staunen,

daß die Alten so dumm sein konnten, an dergleichen zu glauben, an diese heute völlig verschwundenen Gottheiten, an heilige Barken, die Auserwählte in den Himmel trugen. Richtig ist, daß diese Barken nur Symbole waren, Teile der heiligen Sprache, welche die Edelsten der alten Welt wohl verstanden haben, die aber die moderne Welt kaum erfaßt; aber die Gottheiten selbst waren keine Erfindung.

In Gottes unermeßlichem Universum ist Raum genug für andere und höhere Wesen als den Menschen, und wenn sie auch in verschiedenen Zeiten die verschiedensten Namen und Gestalten annahmen, behielten diese Gottheiten immer ihren eingeborenen Charakter.

Ich denke mit Plutarch:

»Es gibt keine verschiedenen Götter unter den verschiedenen Völkern der Barbaren oder Griechen. Aber wie Sonne, Mond, Himmel und Erde und Meer gemeinsames Eigentum aller Menschen sind, werden sie durch die verschiedenen Nationen mit verschiedenen Namen bezeichnet.«

Wenn sie auch scheinbar heute unseren Blicken entzogen sind, kann ihr Wirken niemals enden.

Sie können nur in Reiche verschwunden sein, die unseren physischen Sinnen weniger zugänglich sind, aber wir sind trotzdem innerhalb ihrer Einflußsphäre. Sie hüten immer noch die Welt, die ihrer Fürsorge anvertraut ist. Sie überwachen nach wie vor die Richtung der menschlichen Entwicklung, obwohl sie nicht mehr in sichtbaren irdischen Gestalten niedersteigen. Ich glaube an die Götter wie die alten Ägypter an sie glaubten — als einer Gruppe übermenschlicher Wesen, welche die Entwicklung des Weltalls und die Wohlfahrt der Menschheit überwachen; sie lenken die verborgenen Schicksale der Völker und ihrer wichtigsten Angelegenheiten, endlich führen sie jedermann und alle Dinge zur höchsten Vollendung.

Diese sieben heiligen Kapellen im Tempel sahen das Brennen der Feuer, das Besprengen mit Wasser, das Opfern von Weihrauch und die Gebetshaltungen, Zeremonien, die entweder götzdienerisch oder vergeistigt waren, je nach dem Verständnis und der Absicht der Teil-

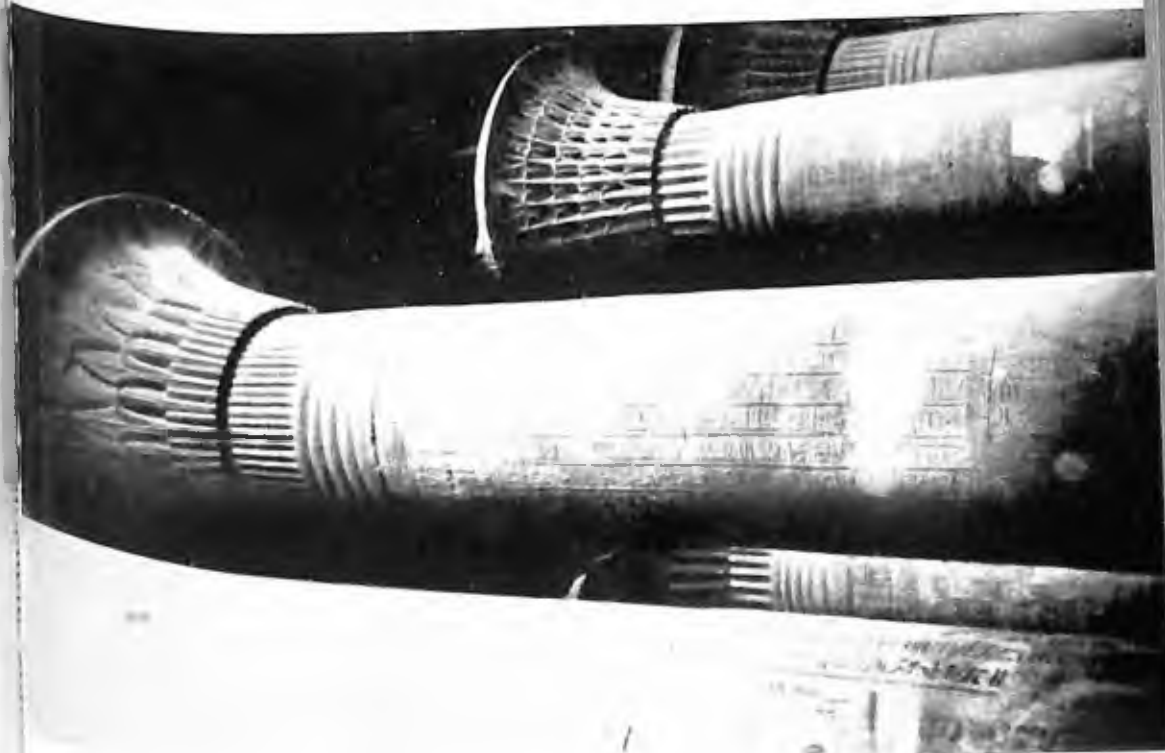
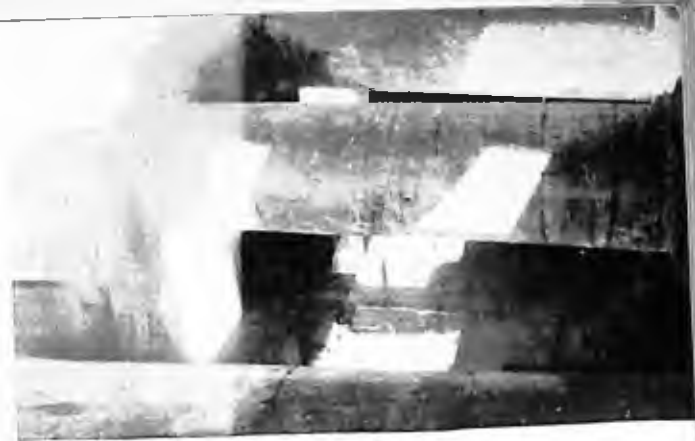
nehmer. Der Mensch, der dachte, diese materiellen Handlungen wären ein genügender Ersatz für innere Tugend, wurde zum Götzenanbeter; wer sie zu symbolischen Erinnerungen an die Hingebung und die Opfer machte, die er seinem Schöpfer im täglichen Leben darzubringen wünschte, wurde dadurch in der wahren Religion gestärkt. Der Priester aber, der all diese Handlungen als Teile eines Systems der Magie behandelte, die durch Tradition auf ihn gekommen war, hatte eine hohe Verantwortung geerbt, denn er konnte auf seine Gemeinde Teufels- oder Engelskräfte herabbeschwören.

Den Massen wurde niemals erlaubt, in diese sieben inneren Sanktuarien einzudringen, deren verschwundene Altäre einst von Gold schimmerten. Tatsächlich durften sie in den meisten ägyptischen Tempeln nur die geräumigen inneren Höfe zu betreten wagen. So war der exklusive Charakter dieser Religion, in der die Ausschließlichkeit der Priesterherrschaft die Hauptrolle spielte. Ich dachte an die Freiheit der Moscheen und Kirchen, und ich verstand, warum die Priester, die ihre Anstrengungen, Macht zu gewinnen und zu behalten, übertrieben hatten, schließlich jedes Bißchen ihres Einflusses verloren. »Frei habt ihr erhalten, frei sollt ihr geben« war ein Ausspruch, der nicht in ihre Tage paßte. Sie nahmen und gaben mit äußerster Zurückhaltung und Vorsicht.

Ich dachte, wie seltsam der Wandel der Zeit ist. Der Sarkophag des Mannes, der diesen Tempel erbaut hatte, der leere alabasterne Mumiensarg des Pharaos Seti stand über 3000 Meilen entfernt in einem kleinen Museum, das in Lincolns Inn Fields eingerichtet worden war, inmitten der Anwalts- und Maklerbüros von London. Hätte er ihn um hundert Fuß tiefer eingraben lassen, wäre er vielleicht dem stürmischen Transport durch den Golf von Biskaya entgangen.

Ich sah zu Plafonds auf, die himmelblau bemalt und mit unzähligen Sternen übersät waren, und auf schwere Dächer, die da und dort von der Zeit zerstört worden waren und längliche, gleichmäßige Stück-

Die Säulen der
alten Abydos



chen blauen Himmels hereinschauen ließen. Nirgends auf der Welt ist der Himmel so intensiv blau wie in Ägypten, dachte ich wieder einmal.

Ich kam in einen staubigen Gang und studierte die berühmte Tafel von Abydos, jene hieroglyphische Liste aller ägyptischen Könige bis zu Setis Zeit, die den Archäologen geholfen hat, ihr Wissen von des Landes Geschichte zu festigen. Da stand Seti selbst, zusammen mit seinem jungen Sohn Ramses dargestellt, wie sie ihren sechsundsiebzig Ahnen huldigen. Des Pharaos königliches Haupt, die kräftige Gestalt und die stolze, steife Haltung treten im Profil gut hervor. Während meine Füße den feinen weichen Sand betraten, der teilweise den Tempelboden bedeckte, studierte ich andere Wandreliefs, Bilder die mit königlichen Kartuschen oder geraden Reihen schöner hieroglyphischer Inschriften, die tief in den Stein schnitten, eingefast waren.

Da war Horus, mit dem Falkenhaupt und dem Menschenkörper, aufrecht auf einem erhöhten würfelförmigen Thron sitzend, in beiden Händen das dreiteilige Szepter von Ägypten, die Peitsche, den Krummstab und den Anubisstab, haltend. Drei symbolische Zeichen wahrer Führerschaft. Die Peitsche zeigte die Herrschaft über den Körper an, der Krummstab die Kontrolle der Seele, und der schakalköpfige Stab die Beherrschung der Gedanken. Der massive Würfelthron symbolisierte die völlige Beherrschung der irdischen Natur. Seine rechtwinklige Form bedeutete, daß der Erleuchtete immer recht handeln solle. Daher kam der Ausspruch der modernen Freimaurerei »für ehrenhaftes Betragen«; die Freimaurerei hat eine längere Vorgeschichte, als viele ihrer Anhänger glauben. »Füge dich nützlich ein; ein Stein der in die Mauer paßt, liegt nicht im Weg« lautet eine sehr alte persische Inschrift, welche die Freimaurer interessiert. Der Basis des Thrones entlang lief eine Reihe von Henkelkreuzen, die berühmten »Schlüssel zu den Mysterien« der Ägypter und anderer Völker, nach Ansicht der Ägyptologen Symbole des Lebens. Aber in tieferem Sinn gelesen sind sie Symbole der Einweihung in das unsterbliche höhere Leben des Geistes.

Das große Ziel, das den ägyptischen Eingeweihten vorschwebte,



Ein
Tempelpriester



war Selbstbeherrschung. Daher der ruhige, unbewegte Ausdruck, den wir so oft auf den Gesichtern der Gestalten erblicken. Vor Horus stand sein Anbeter, der König, der mit ausgestreckten Händen blühenden, in Töpfen stehenden Lotus mit Weihwasser begoß.

Der Lotus war die heilige Blume Ägyptens, wie auch anderer alter Länder, und symbolisierte durch die offene Blüte sehr schön den erwachenden Menschengestalt. Der König verewigte so in diesem Bild den frommen Wunsch, seine geistige Natur wachsen und sich entwickeln zu lassen. Dieser König trug eine dreieckige, gegürtete Schürze, welche die Sexualorgane bedeckte, ein Kleidungsstück, das genau das Gleiche symbolisierte, wie die Schürze der heutigen Freimaurer. So hat diese Gestalt des Pharaos mit der Schürze, der vor seinem göttlichen Meister durch ein Tempelritual geht, ein modernes Gegenstück in dem Freimaurer des zwanzigsten Jahrhunderts, der in der Loge vor seinem Meister vom Stuhl durch das Ritual geht. Abydos, als erster Sitz der Osiris-Religion, war auch die erste Großloge der inneren geheimen Riten dieser Religion — das heißt, der »Mysterien«, Vorfahren der frühen Freimaurerei.

Ich wand mich zwischen ausladenden Säulen durch und hörte dem unaufhörlichen Gezwitscher der Sperlinge in den alten Dächern zu. Ich verließ den Tempel, und indem ich mich nach Westen wandte, kam ich durch einen Torbogen in eine abschüssige unterirdische Passage, deren Wände mit Texten und Figuren aus dem wichtigsten ägyptischen Schriftwerk, dem »Totenbuch« bedeckt waren. Sie führte weiter in einige ausgegrabene Kammern, von denen die Archäologen annehmen, sie seien als Setis Ehrengabmal erbaut worden. Der ganze anscheinend sehr archaische Bau war unter mehr als vierzig Fuß hohen Trümmern freigelegt worden. Der mittelste Raum trug ein Satteldach und hatte die Form eines riesigen Sarkophags. Das Dach wies zierliche Skulpturen auf, die Shu, den Gott der Luft, darstellten, wie er einen toten Pharaos von der Erde aufhebt und ihn beschützend in den Armen hält. Ich fühlte sofort, daß irgend ein Symbol in diesem Bild verborgen lag. Das ganze Gebäude war äußerst interessant. Es war aus großen

Steinen errichtet. Ein mit Wasser gefüllter Graben umgab die Krypta ringsum und isolierte das Mittelschiff. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Graben durch einen geheimen unterirdischen Kanal mit dem Nil verbunden ist. Herodot hat einen ganz ähnlichen Raum beschrieben, der unter der großen Pyramide gewesen sein soll, aber niemand hat je das feststellen können, was ihm die Priester darüber gesagt hatten. Diese geheimnisvolle Krypta in Abydos, praktisch einzigartig unter allen ausgegrabenen unterirdischen Kammern, mag tatsächlich durch Seti rekonstruiert worden sein, um ihm als Zenotaph zu dienen, aber ich hatte den entschiedenen Eindruck, daß sie ursprünglich einem höheren Zweck dienen sollte. Welchem Zweck? Ich schob die Frage auf bis zur geeigneten Zeit.

Ich kehrte um und setzte mich auf einen alten Pflasterstein im Schatten des Säulenhofes. Hier in Abydos, so lautet die alte Tradition, wurde der Gottmensch Osiris selbst heimlich begraben in der königlichen Totenstadt Thinis, der verschwundenen Stadt die einst hier gestanden hatte. König Neferhotep ließ die Tatsache niederschreiben, daß er Abydos als einen Haufen von zertrümmertem Mauerwerk vorgefunden habe, als er das Szepter der Pharaonen ergriff, und er erzählte weiter, wie er in der priesterlichen Bibliothek von Heliopolis nach Archiven gesucht habe, die den Tempel des Osiris betrafen, der früher hier gestanden habe. Nachdem er diese Archive studiert hatte, war er in der Lage, die verlorenen Riten zu rekonstruieren. Seine Nachfolger benützten die Dokumente weiter, um die Ruinen schön aufzubauen und neue Gebäude anzufügen. Diese Tempel standen zwischen den Häusern der Stadt Thinis. Die Zeit hat sie jedoch alle vernichtet.

In jenen frühesten Tagen des alten Ägypten waren die Mysterien des Osiris eine berühmte religiöse Feierlichkeit, und Abydos war der erste aller Orte des Landes für diese Feiern. Das hatte es zu einer der heiligsten Städte gemacht, und ich weiß, es war ein Hauch dieser geistigen Atmosphäre, dessen Schwingungen ich empfunden hatte, doch nicht die der formalistischen Riten, die täglich in diesem schönen,

aber späteren Bau König Setis zelebriert wurden. Denn die früheste Geschichte von Abydos war an die Geschichte des Osiris selbst gebunden und führt den Kalender in jene nicht datierbare Epoche zurück, in der die Jahre sich auflösen, in die prähistorische Epoche des ägyptischen Ursprungs, die unaufgezeichnete Ära vor dem Erscheinen der Pharaonen. Es waren die Tage, als die Götter noch nicht den Blicken der Menschen entschwunden waren, als die »Halbgötter«, wie die ägyptischen Historiker sie nannten, das Volk regierten. Wie wunderbar, dachte ich, daß durch einen geheimnisvollen Vorgang psychisch geleiteter Schwingungen die erhabene Atmosphäre des prähistorischen Abydos hier weiterlebte und durch einen sensitiven menschlichen Empfänger wieder aufgefangen werden konnte.

Hier in Abydos war das erste und wichtigste Heiligtum des Osiris errichtet worden; doch wer war denn Osiris? Die überlieferte Sage antwortet mit einem phantastischen, unglaubhaften Mythos von jemandem, der erschlagen und zerstückelt und daraufhin wieder zusammengesetzt wurde.

Ich senkte das Lotblei des Geistes in dieses Problem und wartete auf eine Antwort . . .

Und aus dem Schweigen der Vergangenheit kam diese Antwort: Einer der Großen von Atlantis sah die Notwendigkeit voraus, eine neue Niederlassung für den jüngeren geistigen Nachwuchs vorbereiten zu müssen und führte diesen nach Osten ins heutige Ägypten.

Er hatte den übermenschlichen Seinszustand erreicht, der ihn zum Halbgott machte, und dadurch war er nicht nur ein weltlicher Führer seines Volkes, sondern auch wie ein Gott für sie. Er brachte diese edleren Seelen fort aus dem verurteilten Kontinent, obwohl dieser damals im Zenith seiner Kultur stand, denn die Götter pflegten neue Länder vorzubereiten, lange bevor die alten verschwunden sind.

Ehe Atlantis fiel, wanderten Gruppen der Höhergesinnten aus. Die, welche den westlichen Reichen angehörten, gingen nach Zentral- und Südamerika, die der östlichen Atlantisreiche nach Afrika, um dort den Grund für Ägyptens Größe zu legen.

Sie segelten in ihren Fahrzeugen mit den geschwungenen Linien, den Bug nach dem wenig bekannten Osten gerichtet, und gründeten Niederlassungen in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten an den europäisch-afrikanischen Küsten. Aber die Gruppe unter Osiris' persönlicher Führung wurde ins prähistorische Ägypten gebracht, an dessen Ufern sie Halt machte, ehe sie an den drei Pyramiden und dem Sphinx — Produkten des ersten atlantischen Auszugs — vorbei den Nil hinaufsegelte. Osiris ließ sie nicht weit vom heutigen Abydos Halt machen. Sie fanden Nordägypten bereits von Ureinwohnern bevölkert, die sie friedlich aufnahmen und die sich wegen ihrer höheren Kultur nach und nach ihrem Einfluß unterwarfen, bis sie sich sogar von ihnen regieren ließen. So wurde die unterägyptische Zivilisation geboren, und ehe Osiris sein Volk verließ, hatte er seine religiösen Mysterien eingerichtet und sie ihnen als langdauerndes Vermächtnis hinterlassen, um seinen Namen, sein Werk und seine Lehre zu verewigen. So waren diese Männer und Frauen, diese prähistorischen Ägypter, kultiviert und zivilisiert, ehe London sich aus den Sümpfen erhob. Lange nach des Osiris Verschwinden und als, sehr viel später, seine Religion es nötig hatte, erneuert und gesetzlich gefestigt zu werden, erschien ein anderer großer Lehrer, ein »Halbgott«, namens Thoth, der eine zweite Niederlassung der Mysterien des Osiris in Sais gründete. All dies hat sich in den Gemeinden der Ureinwohner des prähistorischen Ägypten ereignet.

Wie kam dann die Legende der Ermordung des Osiris auf?

Ich konnte die Antwort nicht direkt bekommen und beschloß, auf eine andere Meditation zu warten.

Ich begann aufzubrechen, über die unebenen Pflastersteine hinweg, deren ursprüngliche Oberfläche längst zerbröckelt war. Früher waren sie wohl mit lieblichen Mosaiken geschmückt, aber nun war nicht die kleinste Spur auf diesem von der Zeit zerstörten Boden zurückgeblieben. Ich warf noch einen letzten Blick auf diese schönen Säulen, deren ausladende Kapitelle während vielen Jahrhunderten große gemeißelte

Steinbalken getragen hatten, und sie immer noch tapfer trugen. Damit endete meine Wanderung durch dieses uralte Sanktuarium.

Ich verließ den Hof und ging durch die Einfriedung des Tempels hinaus in die breite Flut der Nachmittagssonne. Ich suchte meinen Weg zwischen Staub und Steinen, Felsblöcken und Sandhaufen, zerbrochenen Blöcken und formlosen Bruchstücken, zwischen Flecken von grünen Brombeeren und scharfem Kameldorn, bis ich endlich einen günstigen Punkt fand, von dem aus ich einen letzten Blick auf den einsamen Bau werfen konnte.

Er erhob sich in seiner weißen Einfachheit mit zwölf zertrümmerten viereckigen Säulen als Front. Den Eingang bildete ein einfaches, enges Tor. Wie anders und wie großartig mag er zur Zeit seiner Hochblüte ausgesehen haben! Architektur war in Ägypten eine heilige Kunst, die Religion war der Faden, auf den die Handwerker und Künstler die Perlen ihrer wunderbaren Werke aufreichten.

»Der Palast ist innen sehr verschönt durch feines, echtes und frisch gegrabenes Gold. Wenn man ihn sieht, werden die Herzen froh, und alle Menschen neigen sich in Ehrfurcht. Sein Adel gibt ihm Glanz. Seine außergewöhnlich großen Torflügel sind aus Pinienholz«, prahlte Seti in einem Dekret, in dem er seine eigenen Taten preist, »sie sind vergoldet mit feinem Gold und rückwärts mit Bronze beschlagen. Die großen Säulentürme sind aus Stein von Anu, die Kapitelle von Granit; sie sind so schön, daß sie an Ra in seinem Horizont heranreichen.«

So war Abydos — der berühmte Beerdigungsplatz des Gottes Osiris — in Wirklichkeit das erste Zentrum der Einweihung in die »Beerdigungs«-Mysterien Ägyptens.

Die Lerchen sangen bezaubernd zwischen den zerbrochenen Dächern dieses letzten Überbleibels vom ersten Heiligtum des Osiris, als ich mit meinem eigenen Traum der Vergangenheit in das Dorf hinabstieg. Ich hatte einen Fleck gefunden, den ich liebte, und ich wußte, daß sein unberührbarer Zauber, wie von unsichtbarer Hand auf mich gesenkt, mich wieder und wieder zurücklocken würde. Solche

Orte zwangen mich — in Wirklichkeit und in der Erinnerung — in eine Dienstbarkeit, der ich nicht zu entinnen suchte.

Wenn ich den flüchtigen Stunden ein paar unsterbliche Augenblicke abgewinnen kann, dann erst weiß ich, daß ich nicht umsonst gelebt habe. In Abydos hatte ich solche Augenblicke gefunden.



XI. Kapitel

DIE INNERSTEN RITEN DER ÄGYPTISCHEN TEMPEL

Die Antwort, die ich wegen des legendären geheimnisvollen Mordes an Osiris suchte, erhielt ich schließlich, als ich den Nil weiter hinaufgefahren war, und den am besten erhaltenen großen Tempel, den es in Ägypten gibt, den der Göttin Hathor in Denderah studierte. Der weiche warme Sand hatte ihn völlig bedeckt und mehr als tausend Jahre lang erhalten. Ich war einen außerordentlich engen und schlechten Stufenpfad an der Nordseite hinaufgeklettert. Hin und wieder blieb ich stehen, um beim Licht einer Taschenlampe die gemeißelten Szenen zu betrachten, welche die Wände den ganzen Gang entlang schmückten. Sie stellten die wichtigste Ritual-Prozession des Tempels dar — die des neuen Jahres —, an deren Spitze der Pharao selbst schritt. Priester, Hierophanten der Mysterien und Fahnenträger schritten an den gemeißelten Wänden hinan, ebenso wie sie einst ihren lebenden Weg über die Stufen hinaufgegangen waren. Ich trat aus dem Dämmerlicht mit ihnen in die leuchtende Sonne und ging über riesige Bedachungssteine zu einem kleinen Tempel, der, abgeschlossen und für sich allein, in einer Ecke der Dachterrasse stand. Er war durch hathorköpfige Säulen gestützt.

Ich drang ins Innere und erkannte, daß es ein Heiligtum war, in dem die Osirismysterien etwa zur Zeit der Ptolemäer gefeiert wurden. Seine Wände waren mit gemeißelten Reliefs geschmückt, die Osiris auf einem Lager liegend zeigten, umgeben von verschiedenen Aufwärmern und von Weihrauchbecken. Hieroglyphen und Bilder erzählten die ganze Geschichte von des Osiris Tod und Auferstehung, und Inschriften gaben die Gebete der zwölf Nachtstunden. Ich setzte mich auf den Boden, der eigentlich ein Teil des Tempeldaches selbst

war, und gab mich neuerlich der Meditation über die alte Legende hin. Und als ich mein Senkblei lange und tief genug hatte sinken lassen, blitzte die Wahrheit in mir auf, deren verfälschte Fragmente sich durch die Jahrhunderte erhalten hatten, in der Gestalt jener phantastischen Erzählung von des Osiris Zerstückelung und Wiederausammensetzung.

Den Schlüssel fand ich durch die plötzliche Erinnerung an meine persönliche Erfahrung in der Königskammer der Großen Pyramide, als aus der Dunkelheit der Nacht die Vision zweier Hohepriester aufgestiegen war, deren einer meinen Körper in Trance versetzt und meinen bewußten Geist von ihm freigemacht hatte. Mein schlafender Körper war praktisch leblos dagelegen und hatte sich nur noch durch das kaum bemerkbare, unbewußte Atmen erhalten, während das eigentliche Lebenselement ihn verlassen hatte. Ich war wie ein Toter, dessen Seele den Körper verlassen hatte. Doch am Ende dieses Erlebnisses kehrte ich ins Fleisch zurück, und der Anschein des Todes war verschwunden. War dies nicht eine wirkliche Auferstehung, eine Rückkehr in dieses unser irdisches Dasein, nach einem flüchtigen Blick in den anderen Zustand? War dies nicht ein bewußtes Dasein nach dem Tode?

Ich stand auf und prüfte nochmals die Wandbilder, um die Erleuchtung, die mir geworden war, vielleicht bestätigt zu finden. Der ausgestreckte Osiris lag anscheinend tot, ein scheinbar einbalsamierter Körper in Mumienumhüllung, aber alles deutete auf Vorbereitungen für eine Zeremonie hin, die einem lebenden Menschen und nicht einem Toten gelten mußte. Ja, hier war der Körper des Kandidaten in der Trance, hier waren die bedienenden Priester und hier die Weihrauchfässer, um das Versetzen in Trance zu erleichtern.

Da waren auch die Nachtgebete. Denn diese Einweihungen fanden immer mit Beginn der Dunkelheit statt. Der Kandidat wurde für Zeitabschnitte wechselnder Länge in Trance versetzt, je höher der Grad war, in den er befördert wurde, desto länger und tiefer war die

Trance — und Priester bewachten ihn während jener Nachtstunden, die ihm zugeteilt waren.

Derart war die Szene, die in den Ritualien der Mysterien seit urdenklichen Zeiten durchgeführt wurde. Und ihr Sinn? Der Mord an Osiris war nichts anderes als der scheinbare Mord an jedem Kandidaten, der an den Mysterien des Osiris teilhaben — das heißt, mit dem Geist des Osiris, dem Begründer jener Mysterien, vereinigt werden — wollte.

In den ältesten Tempeln gab es immer einen doppelten Plan in der architektonischen Einteilung, und jeder Tempel besaß zwei Abteilungen:

1. für die gewöhnliche Religion; 2. für die geheimen Mysterien. Die letztere war völlig abgeschlossen und in einem besonderen Teil des Heiligtums untergebracht.

Der Kandidat wurde durch hypnotische Mittel — wobei auch starkes Räucherwerk, mesmerische Striche den Körper entlang, ferner ein magisch imprägnierter Stab —, in einen todähnlichen Trancezustand versetzt, in dem jeder Anschein von Leben erloschen war. Während der Körper leblos war, blieb die Seele durch ein magnetisches Band an ihn geheftet, das nur dem hellstichtigen Initiator wahrnehmbar war, so daß die Lebensfunktionen trotz der völligen Aufhebung der Lebensäußerungen erhalten blieben. Die ganze Absicht und der Sinn der Einweihung war, dem Kandidaten zu beweisen: »Es gibt keinen Tod!« Und ihm wurde diese Lehre in der klarsten und praktischsten Weise, die möglich war, beigebracht, nämlich dadurch, daß er innerhalb seiner selbst den Prozeß des Sterbens und des geheimnisvollen Hinübergens in eine andere Welt durchmachte.

So tief war sein Trancezustand, daß er in einen bemalten und mit Schriftzeichen bedeckten Mumiensarg gelegt wurde, dessen Deckel man verschloß und versiegelte. Er schien nach Absicht und Wirkung tatsächlich ermordet!

Aber wenn die zugemessene Zeit der Trance abgelaufen war, wurde der Sarg geöffnet und er durch geeignete Mittel ins Leben

zurückgerufen. So wurden die symbolisch auseinandergerissenen Glieder des Osiris wieder zusammengefügt, und er selbst wurde aufgeweckt. Diese gefabelte Auferstehung des Osiris war einfach die wirkliche Auferstehung des Kandidaten der Osiris-Mysterien!

In der Kapelle, in welcher ich stand, hatte manche solche Szene des »Mordes« und der »Auferstehung« stattgefunden. Einst war sie sachgemäß mit einem Lager und all dem Zubehör für die Einweihung ausgestattet. Wenn der Kandidat den Trancezustand hinter sich hatte und aufgeweckt werden sollte, wurde er an eine Stelle gebracht, wo die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne voll auf sein schlafendes Gesicht fielen.

Es ist Tatsache, daß in den Tagen der Frühzeit viele der ägyptischen Priester höheren Ranges sowie alle Hohepriester sich gut auf die Geheimnisse des Hypnotismus und Mesmerismus verstanden, und diejenigen, mit denen sie experimentierten, in so tiefe Katalepsie versenken konnten, daß die Totenstarre einzutreten schien. Die Hohepriester verstanden sogar noch mehr als die modernen Hypnotiseure, *denn sie wußten, wie man des Kandidaten Geist wach hielt, während der Körper in Trance lag*; sie konnten ihm eine Reihe von übernormalen Erlebnissen vermitteln, an die er sich bei seiner Rückkehr zu normalem Bewußtsein durchaus erinnerte.

Auf diese Weise waren sie in der Lage, ihm ein Verständnis des Wesens der menschlichen Seele einzuprägen, und ihn, indem sie zeitweise seine eigene Seele dazu zwangen, aus dem Körper zu treten, die Existenz einer anderen Seinswelt wahrnehmen zu lassen. Das war die sogenannte geistige Welt, für die der Symbolismus auf seinem bemalten Mumiensarg die passende Analogie gab. Die Ägypter gravierten nämlich auf die Deckel der Sarkophage oder malten auf die Mumiensärge, zeichneten mitunter auch in die Texte ihrer heiligen Schriften einen seltsamen kleinen Vogelmenschen, der entweder von der Mumie aufflog oder auf ihr selbst ruhte. Es war ein Vogel mit Menschenhaupt und menschlichen Armen. Er wurde oft so dargestellt, daß er mit einer Hand die hieroglyphische Figur eines schwellenden

Segels vor die Nase der Mumie hielt, den Atem, und in der anderen ein rundgehenkeltes Kreuz, das Leben. Ob hier, ob auf Papyrusrollen geschrieben oder in Granit eingemeißelt, der Symbolismus dieser seltsamen Hieroglyphen lehrt immer das Gleiche: die Existenz einer geistigen Welt. Wenn das ägyptische »Totenbuch« von den Verstorbenen spricht, so spricht es in Wirklichkeit von Lebendtoten — Menschen, die so tief in Trance sind, als ob sie tot wären — mit ruhenden, reglosen Körpern, deren Seelen in eine andere Welt versetzt sind. Es spricht von der Einweihung. Auf irgend eine mysteriöse Weise durchdringt diese andere Welt unsere eigene, und ihre Geister mögen uns Sterblichen sehr nahe sein. Nichts in der Natur geht verloren, sagen uns die Wissenschaftler selbst, und wenn ein Mensch von dieser Welt verschwindet und einen unbewußten, leblosen Körper zurückläßt, kann es wohl sein, daß er im Äther wiedererscheint — für uns unsichtbar, aber sichtbar für ätherische Wesen.

Obwohl dieser Prozeß der Einweihung alle äußeren Merkmale der Vertrautheit mit dem Hypnotismus trug, war er doch etwas, das viel höher stand, als die Experimente unserer modernen Hypnotiseure, die zwar den unterbewußten Geist des Menschen berühren, die aber ihr Medium nicht zum Bewußtsein tieferer Daseinsebenen bringen können.

Die Allgemeinheit sah in Osiris einen Märtyrer, der starb und vom Grabe wieder auferstand. So wurde sein Name für sein Volk das eigentliche Sinnbild des Lebens nach dem Tode, und sein Sieg über den Tod gab ihnen die Hoffnung auf ein ähnliches Überleben ihres eigenen Todes. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Leben jenseits des Grabes war allgemein, ebenso der, daß die Götter beim Übergang in das neue Leben die Seele richten und ihre vergangenen guten und schlechten Taten abmessen würden. Die Bösen würden entsprechend gestraft, die Guten würden in das Reich der Seligen kommen und mit Osiris vereint werden. Diese Begriffe waren gut für die Massen und gaben dem Geist des schaffenden Bauern soviel als er verarbeiten konnte. Es hätte wenig Sinn gehabt, ihn mit tiefer

Philosophie und subtilen psychologischen Erklärungen zu verwirren. All diese populären Mythen, Legenden und Fabeln waren teils symbolisch und teils geschichtlich zu verstehen; sie verbargen eine innere vernünftige Wahrheit, die allein Wirklichkeitswert hatte. Und um diese Lehre lebendig zu erhalten, benützten die Tempelpriester nicht nur Ritualien, sondern sie gaben zu gewissen Daten auch öffentliche dramatisch-symbolische Vorstellungen, die der Bevölkerung die Geschichte des Osiris in Erinnerung brachten. Nur sehr wenige dieser Vorführungen gehörten zur Kategorie der Mysterien, in dem Sinn, eine leicht verständliche, volkstümliche Version derselben zu geben; sie entsprachen den Mysterienspielen im alten Griechenland und den Passionsspielen des mittelalterlichen und modernen Europa, wie etwa des Christusdramas, das noch in Oberammergau in Bayern aufgeführt wird. Die wirklichen Mysterien indessen dürfen nicht mit ihnen verwechselt werden und wurden auch niemals öffentlich vollzogen, sie waren viel mehr als Schauspiele. Die öffentlichen Vorführungen waren symbolisch und heilig, aber sie entschleierten dem Zuschauer keinerlei Geheimnisse. Darum darf man das alte volkstümliche Schauspiel von des Osiris Tod und Auferstehung nicht als inneres Mysterium betrachten.

Die populären, persönlichen Feierlichkeiten und äußerlichen Zeremonien wurden für die Masse der Bevölkerung abgehalten, der sie ausgezeichnet angepaßt waren; aber für die geistige Elite gab es philosophisch tiefere Doktrinen und geheime Praktiken. Die geistig erzogenen und gebildeten Ägypter, der Adel und die Hochgeborenen wußten das und suchten, wenn sie dazu neigten, um Zulassung zu denselben.

Die Tempel hatten besondere Gebäude für die Mysterien, die von einer kleinen Zahl ausgewählter Priester vollzogen wurden, die man Hierophanten nannte. Und diese geheimen Riten wurden neben oder außerhalb der täglichen Zeremonien für die Gottesanbetung durchgeführt. Die Ägypter selbst nannten diese Riten die »Mysterien«.

Der übernormale Charakter der Großen Mysterien, mit denen die

rituellen Dramen wenig zu tun hatten, wurde von verschiedenen Eingeweihten erwähnt, so als einer von ihnen äußerte: »Es ist den Mysterien zu verdanken, daß der Tod für die Sterblichen kein Übel, sondern ein Segen ist.« Das konnte nur bedeuten, daß er tatsächlich ein Leichnam gewesen war und aus dieser Erfahrung großen Gewinn gezogen hatte. Die hieroglyphischen Texte sprechen von solchen als von »Zweimal-Geborenen«, und der Betreffende durfte seinem Namen die Worte »Der sein Leben erneuert hat« hinzufügen. Daher entdecken Archäologen immer noch auf Grabinschriften diese Worte, die das geistige Leben des Toten betreffen.

Welches waren die tiefsten Geheimnisse, die die erfolgreichen Kandidaten durch die Mysterien kennen lernten?

Das kam auf die Grade an, zu denen sie erhoben wurden, aber alle ihre Erfahrungen können — oberflächlich — in zwei Resultate zusammengefaßt werden, die den Kern der Enthüllungen bildeten, welche sie erhielten. In den unteren Graden wurden die Kandidaten mit der menschlichen Seele bekannt gemacht, die in den Hieroglyphen als kleiner Vogelmensch dargestellt wird; sie lösten das Rätsel des Todes. Sie lernten, daß er in Wirklichkeit das Verschwinden aus einem Daseinszustand war, aus dem man in einen andern hinübertrat, daß er den fleischlichen Körper betraf, ohne Seele und Selbst zu zerstören. Sie lernten auch, daß die Seele nicht nur die Zerstörung ihrer sterblichen Hülle überlebte, sondern sich zu höheren Sphären weiterentwickelte.

In den höheren Graden wurden sie mit der göttlichen Seele vertraut gemacht; sie wurden mit dem Schöpfer in persönliche Kommunikation gebracht, sie sahen das Göttliche von Angesicht zu Angesicht. Es wurde ihnen zuerst die wahre Erklärung über den Fall des Menschen aus seinem ursprünglichen geistigen Zustand gegeben. Man erzählte ihnen die innere Geschichte von Atlantis, eine Geschichte, die mit dem Fall so eng verknüpft ist. Dann wurden sie emporgehoben, Sphäre um Sphäre, bis sie das gleiche hohe geistige Bewußtsein hatten, das der Mensch im Anfang genießen durfte. Auf diese Weise erlangten

sie, obwohl sie sich noch auf ihrer Pilgerfahrt durch die Zeit befanden, einen Vorgeschmack der Ewigkeit.

§

Es wird vielleicht richtig sein, wenn ich an diesem Punkt meiner Reiseerinnerungen einige Beschreibungen der verschiedenen alten Mysterieneinrichtungen aus einer anderen Feder als meiner eigenen einfüge. Es ist die Feder eines Mannes, der in klassischer Zeit lebte, und der selbst, wenigstens in die niederen Grade, eingeweiht worden war. Er war durch Eid verpflichtet, seine Erfahrungen nicht im einzelnen preiszugeben, deshalb dürfen wir nicht mehr erwarten, als allgemeine Erklärungen und unbestimmte Hinweise. Der Auszug, der die umfangreichste Darstellung einer Aufnahme enthält, die wir von einem Eingeweihten kennen, stammt von Apuleius, einem in den ersten Grad der Isismysterien Eingeweihten. Seine autobiographischen Schriften eines »Lucius« erwähnen, wie der letztere ans Tempeltor klopfte in seiner Begierde nach dem geheimen Wissen. Die ägyptischen Mysterien wurden lange Zeit vor Fremden geheim gehalten, und es war erst in späterer Zeit, daß einige wenige zugelassen und eingeweiht wurden. Und diejenigen, die so die Einweihung empfangen, hielten fast immer ihr Schweigeversprechen. Die Bedingungen für die Zulassung waren streng und schwer. »Mein Wunsch, zu den Mysterien zugelassen zu werden, ward immer heftiger, und immer wieder besuchte ich den Hohepriester mit den flehentlichsten Bitten, daß er mich endlich in die Geheimnisse der Nacht einführen möge, die der Göttin geweiht ist. Aber er, ein Mann von starkem Charakter und berühmt für seine genaueste Beobachtung der Gesetze des Glaubens, lehnte ab. Mit den freundlichsten und gütigsten Worten, so wie Eltern frühreife Wünsche ihrer Kinder ablehnen, besänftigte er die große Wirrnis meines Geistes, indem er mich mit der Hoffnung auf größere Segnungen tröstete. Denn er sagte, daß der Tag der Einweihung für jeden Mann durch Befehl der Göttin festgelegt werde,

und daß der Priester, der ihr dienen sollte, ebenfalls von ihr bestimmt werde.

Er bat mich und andere, diese Befehle mit ehrerbietiger Geduld abzuwarten und ermahnte mich, daß es meine Pflicht sei, mich mit ganzer Seele vor Übereifer und Unbescheidenheit zu hüten, diese beiden Fehler zu vermeiden, und der Berufung weder zuvor, noch saumselig nachzukommen.

Die Tore der Hölle und die Macht des Lebens sind in den Händen der Göttin, und der Akt der Hingabe selbst wird als freiwilliger Tod und Gefährdung des Lebens angesehen. Denn die Göttin ist daran gewöhnt, diejenigen auszuwählen, deren Ende nahe ist, und die auf der Schwelle der Nacht stehen, und darüberhinaus Männer, denen man die großen Mysterien der Göttin sicher anvertrauen kann. Diese Männer führt die Göttin durch ihre Fürsorge zu neuer Geburt, und stellt sie an den Beginn eines neuen Geschlechts. Deswegen mußst du das Gebot des Himmels abwarten. Auch trieb die Huld der großen Göttin kein falsches Spiel mit mir und quälte mich nicht durch langes Hinhalten, denn im Dunkel der Nacht kündigte sie mir in Befehlen, in denen keine Dunkelheit war, an, daß der lang ersehnte Tag für mich gekommen sei, an dem meine ersten Gebete erfüllt werden sollten.

Durch diese und andere gütige Ermahnungen erfreute die erhabene Göttin meine Seele, so daß ich, ehe es noch heller Tag war, den Schlaf abschüttelte und zu dem Priester eilte. Ich traf ihn, als er gerade seine Schlafkammer verließ, und grüßte ihn. Ich hatte die Absicht, ihn nun mit stärkerem Nachdruck wie sonst zu bitten, zum Dienst der Mysterien zugelassen zu werden, da es nunmehr meine Pflicht sei. Aber als er mich sah, kam er mir zuvor und sagte: ‚Lucius, glücklich und gesegnet bist du, dem die erhabene Gottheit so hohe Gunst erweist.

Der Tag, den du so lange durch deine unermüdlichen Gebete ersehnt hast, ist gekommen. Auf den heiligen Befehl der vielnamigen Göttin werden meine Hände dich in die erhabenen Geheimnisse der Mysterien einweihen.’

Dann, indem er seine rechte Hand in meine legte, führte mich der gütige alte Mann zu den Türen des großen Altars. Nachdem er in feierlichen Riten das Amt des Öffnens der Tore zelebriert und das Morgenopfer dargebracht hatte, holte er aus verborgenen Stellen des Altars gewisse Bücher, deren Titel in unentzifferbaren Buchstaben geschrieben waren.

Er führte mich dann zurück in den Tempel, und nachdem der halbe Tag vorbei war, setzte er mich zu Füßen der Göttin selbst, wozu er mir gewisse Geheimnisse anvertraute, die zu heilig sind, um ausgesprochen zu werden. Er bat mich dann laut vor allen Anwesenden, während zehn aufeinanderfolgenden Tagen allen Tafelfreuden zu entsagen, nichts Lebendes zu essen und keinen Wein zu trinken.

All diese Vorschriften befolgte ich mit ehrfurchtsvoller Enthaltsamkeit, und endlich kam der Tag, an dem ich der Göttin geweiht werden sollte. Die Sonne sank im Westen und brachte den Abend, als — siehe! — von allen Seiten Scharen heiliger Eingeweihter sich um mich versammelten, von denen jeder, nach altem Ritus, mich mit verschiedenen Gaben beschenkte. Zuletzt wurden alle Uneingeweihten ausgeschlossen, ein weißes Gewand, das noch niemand getragen hatte, wurde mir umgelegt, der Priester ergriff meine Hand und führte mich in das Innerste der heiligen Stätte.

Vielleicht, begieriger Leser, brennst du nun darauf, zu wissen, was gesagt, was getan wurde. Ich würde es dir sagen, wenn ich das Recht dazu hätte, und du solltest alles hören, wenn es dir zu hören erlaubt wäre. Doch Zunge und Ohren würden gleichermaßen schuldig, wenn ich solche unvorsichtige Neugierde befriedigen wollte. Da es aber vielleicht fromme Sehnsucht ist, die dich quält, will ich dich nicht länger auf die Folter spannen. Höre denn und glaube, denn was ich sage, ist wahr. Ich näherte mich den Grenzen des Todes, ich schritt über die Schwelle Proserpinens, ich wurde durch alle Elemente getragen und kehrte zur Erde zurück. Ich sah die Sonne strahlend über Nacht und Tod leuchten, ich näherte mich den Göttern oben und den Göttern unten und betete sie von Angesicht zu Angesicht an. Siehe,

ich habe dir Dinge gesagt, von denen du, obzwar du sie gehört hast, nichts wissen sollst.«

Ein Jahr später wurde Lucius in die Mysterien des Osiris eingeweiht, die noch höher waren.

Unter den wenigen anderen Fremden, die die Erlaubnis erhielten, die ägyptische Einweihung zu empfangen, waren Plato, Pythagoras, Thales, Lykurgus, Solon, Jamblichus, Plutarch und Herodot. Der letztere spielt in seinen Werken mit großer Zurückhaltung auf sie an. Er beschrieb zwar eingehend die symbolischen Dramen und öffentlichen Feste, die in der Meinung des Volkes immer mit den Mysterien verbunden wurden, und die rein zeremonieller Natur waren. Aber er lehnt es ab, die inneren geheimen Riten zu enthüllen, von denen er sagt: »Über diese Mysterien, die ich wahrhaftig und ohne Ausnahme kenne, muß ich religiöses Schweigen bewahren.«

Nun laßt uns lesen, was Plutarch, der Biograph, sagt:

»Wenn ihr die Fabeln hört, welche die Ägypter über ihre Götter verbreiten — über ihre Wanderungen, ihr Zerstückeltwerden, und andere Mißgeschicke, dann glaubt nur nicht, daß irgend etwas davon sich wirklich ereignete oder in der Weise geschah, wie es erzählt wird.« Die Völker haben Symbole errichtet und verwenden sie, manche dunkel, manche verständlicher, zum Zweck, das Verständnis der heiligen Dinge zu fördern. Auf dieselbe Art müßt ihr die Erzählungen über die Götter auffassen, und müßt sie euch von denen erklären lassen, die die Mythen in ehrfürchtigem und philosophischem Geist deuten.

»Im Augenblick des Todes macht die Seele die gleichen Erfahrungen, wie jene, die in die großen Mysterien eingeweiht werden.«

Die gewöhnlichen und trivialen Erzählungen von Leuten, welche die jene Gottheiten betreffenden Legenden mit dem Wechsel der Jahreszeiten oder mit dem Wachsen, Säen und Pflügen des Kornes identifizieren, glaubt ihnen nicht. Sie sagen auch, Osiris werde beerdigt, wenn das Saatkorn in die Erde gesenkt wird, und daß er auferstehe, wenn es zu sprießen beginnt.

Die Menschen mögen sich in acht nehmen, daß sie nicht unklug heilige Wesen erniedrigen und sie in Wind und Luft, Säen, Pflügen, in die Zustände der Erde und den Wechsel der Jahreszeiten auflösen.

»Die Mysterien waren auch dazu bestimmt, den Sinn wertvoller Geschichtsereignisse zu bewahren.«

Dies ist nur ein Hinweis — alles, was Plutarch glaubte enthüllen zu dürfen; aber der volle Sinn ist, daß die innere Geschichte von Atlantis und sein Fall den Eingeweihten mitgeteilt wurde.

Er ermittelt die psychologische Absicht der Mysterien in seiner Abhandlung »De Iside et Osiride«, worin er sagt:

»Während wir uns hier unten befinden, belastet mit körperlichen Zuständen, können wir keinen Verkehr mit Gott pflegen, es sei denn, daß wir durch philosophisches Denken ihn wie in einem Traum leise berühren. Aber wenn unsere Seelen befreit sind (durch die Mysterien) und sich aufgeschwungen haben in die Region des Reinen, Unsichtbaren und Unveränderlichen, wird dieser Gott Führer und König für jene sein, die ihm vertrauen und mit unersättlichem Verlangen die Schönheit anschauen, die für Menschenlippen unaussprechlich ist.«

Er deutet das Ziel der Isismysterien wie folgt an:

»Durch diese Mittel werden sie besser vorbereitet auf die Erkenntnis des Ersten und Erhabenen Geistes, den zu suchen die Göttin sie ermahnt. Darum heißt ihr Tempel Iseion, im Hinblick auf die Erkenntnis des ewigen und selbstseienden Wesens, zu dem wir gelangen können, wenn wir uns ihm auf die rechte Weise nahen.«

So viel von dem Griechen Plutarch. Was hat der Syrer Jamblichus über jene ägyptischen Mysterien zu sagen, in die er eingeweiht wurde?

»Die Essenz und Vollendung alles Guten ist in den Göttern zusammengefaßt, und ihre höchste und älteste Macht steht uns Priestern zur Seite. Die Erkenntnis der Götter kann nur dadurch erfolgen, daß wir in uns selbst einkehren und uns selbst erkennen lernen. Deshalb sage ich, daß der göttlichere Teil des Menschen, der einst mit den Göttern dadurch verbunden war, daß er ihres Daseins gewahr wurde,

später in einen anderen Zustand geriet, und durch die Bande der Notwendigkeit und des Schicksals in Fesseln gelegt wurde. Daher ist es nötig zu bedenken, wie er aus diesen Fesseln befreit werden könnte. Es gibt keine andere Lösung dafür, als die Erkenntnis der Götter. Dies ist das Ziel der Ägypter in ihrem priesterlichen Erheben der Seele zur Gottheit.«

Ein anderer Eingeweihter war Proklus. Wir wollen ihn auch sprechen lassen:

»In allen Einweihungen und Mysterien stellen sich die Götter in den verschiedensten Formen dar, und manchmal ist es nur ein gestaltloses Licht, das wir erblicken. Manchmal nimmt dieses Licht menschliche Gestalt an, und manchmal erscheint es in einer anderen Form. Manche der Gestalten sind keine Götter und erregen Angst.«

Wie war das Zeugnis des edlen Philosophen Plato?

»Infolge dieser geheimen Einweihung wurden wir Zeugen von einzigartigen, gesegneten Visionen, die im reinen Licht schwebten. Wir selbst wurden rein und befreit von diesem Gewand, das wir Körper nennen, und an das wir nun gefesselt sind, wie die Auster an ihre Schale.« Er bestätigte auch, daß das höchste Ziel der Mysterien war, die Menschen zu jenen Grundkräften zurückzuführen, aus denen dieses Geschlecht ursprünglich gekommen war.

Homer, der eingeweiht worden war, schrieb in der Odyssee die folgende Aufforderung an seine Leser:

»Eilt, laßt uns flieh'n und alle Segel spannen und heimkehren in unser liebes, langverlorenes Land.«

Dies war des Dichters Art, Platos Gedanken auszudrücken. Ein anderer Eingeweihter von berühmter fremder Herkunft war Moses; tatsächlich war er nur Halbhebräer, da einer seiner Eltern Ägypter war. »Moses ward gelehrt in aller Weisheit der Ägypter«, sagt das Neue Testament. Was dieser Ausspruch bedeutet — falls er wörtlich zu nehmen ist — ist, daß die tiefste Weisheit der Ägypter ihm eröffnet wurde. Das konnte nichts anderes sein, als die durch die Mysterien offenbarten Erkenntnisse.

Ferner erklärt die gleiche Schrift, daß Moses »die Decke vor sein Angesicht hing«. Wir werden einen Hinweis auf die Art dieser Decke erhalten, wenn wir weiterhin lesen: »Bis auf den heutigen Tag bleibt diese Decke unaufgedeckt über dem Alten Testament, wenn sie es lesen« (2. Korintherbrief). Das zeigt, daß es keine Decke von Stoff war, sondern eine Decke über wörtlichen Mitteilungen, d. h. über Erkenntnissen. Daher war die Decke, die Moses trug, in Wirklichkeit das Gelübde des Schweigens und der Geheimhaltung, wozu er sich bei seiner Einweihung in die Mysterien verpflichtet hatte.

Dieses Wissen, das Moses besaß, lernte er in der berühmten Tempelschule der Stadt On, die die Griechen Heliopolis taufte, nachdem sie Ägypten erobert hatten (in der Bibel On genannt), einer heute verschwundenen Stadt, die einst wenige Meilen nördlich von Kairo lag. Ein heiliger Weg führte vom Fuß des Plateaus, auf welchem die Pyramiden stehen, durch die Ebene zu der heiligen Stadt Heliopolis. Diese letztere und Memphis, eine andere verschwundene Stadt in Sichtweite der Pyramiden, sah zu der Großen Pyramide als dem höchsten Altar der Mysterien auf. Heliopolis ist verschwunden und der Tempel ebenso. Die Ruinen der Ziegelmauern der Stadt und die zerbrochenen Säulen des Tempels liegen nun ein Dutzend Fuß unter Sand und Boden — bis auf den roten Granitobelisken, der am Tor stand. Dieser Obelisk steht noch — der gleiche, den Moses sah, und an dem er viele Male vorbeiging — und er ist der älteste stehengebliebene Obelisk des Landes. Andere Schüler, die wie Motten zu der Lampe der Weisheit zu den Toren dieses Tempels gezogen wurden und anklopfen, waren Plato, der Philosoph, und Herodot, der Geschichtsschreiber. Auch sie sahen den Obelisk, der heute in pathetischer Einsamkeit dort steht, ein großer befremdender Monolith, zu dessen Füßen die Bauern ihre Felder beackern.

Er ist der Bruder eines andern verwitterten Obeliskens, den Thothmes III. vor dem Sonnentempel in Heliopolis aufgestellt hatte, und der heute am Londoner Kai über die Themse blickt. Unter dem Namen »Nadel der Kleopatra« steht er und erinnert die hastende Welt der

englischen Metropole, an eine ferne, alte und kraftvolle Kultur der Vergangenheit.

Dieser hochragende Obelisk stand wie eine Schildwache und hütete den Eingang zum Tempel, während seine Inschriften in tief gravierten Hieroglyphen die Geschichte des Bauwerks verkündeten. Der Obelisk war mehr als nur ein steinerner Schaft, der hingestellt worden wäre, eine bestimmte gravierte Inschrift zu tragen; er war auch ein geheiligtes Symbol, und die Spitze endete immer in einer kleinen Pyramide.

Heliopolis war ein großes, wissenschaftliches Zentrum, geheiligt und vielhundertjährig, mit dreizehntausend Priesterstudenten und Lehrern, mit einer großen Bevölkerung und einer hervorragenden Bibliothek, die später die Grundlage für die berühmte in Alexandrien bildete.

Der junge Moses wanderte feierlichen Schrittes um die Tempel oder brütete über seinen Papyrusrollen; er verbrachte dort manche Stunde in tiefen Gedanken und einsamer Meditation.

Besonders ernst schon als Kind, machte Moses derartige Fortschritte in Studien und Charakterbildung, daß er mit Ehren alle Einweihungsgrade durchlief und den seltenen und höchsten Grad eines Adepten erreichte. Er hatte dann das Recht, seinerseits Hierophant zu werden. Und er erreichte in der gleichen Mysterienschule, in der er studiert hatte, in der Schule, die zu dem großen Tempel von Heliopolis, der Stadt der Sonne, gehörte, diese Auszeichnung. Er nahm Kandidaten in die geheimen Riten des Osiris — die höchsten der Mysterienriten — auf.

In jenen Tagen trug er einen anderen Namen, einen ägyptischen, wie er zu seinem halb ägyptischen Ursprung paßte. Sein ursprünglicher Name war Osarsiph (dies ist keine Phantasie des Verfassers, ich habe seinen Namen und den seines Tempels nebst ein oder zwei anderen Tatsachen den alten ägyptischen Aufzeichnungen des Priesters Manetho entnommen; das übrige entdeckte ich durch eigene Forschung). Als der große Wechsel in seinem Leben eintrat, und er die Mission an-

nahm, welche das Schicksal und die Götter ihm anvertraut hatten, bemerkte er dieses Ereignis, indem er seinen Namen mit einem israelitischen vertauschte. Alle gebildeten Ägypter glaubten an die Macht des Namens; ein Name besaß für sie magischen Wert. Und so wurde aus Osarsiph: Moses.

Der Pharao seiner Zeit hatte einen harten, ungeistigen Charakter. Er war halsstarrig und grausam. Die Israeliten wurden von ihm derartig behandelt, daß diese Verfolgungen Moses' Sympathien erweckten und das hebräische Blut, das in seinen Adern floß, aufbrausen ließen. Es gelang ihm, die hebräischen Stämme aus ihrer Dienstbarkeit und aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen und sie aus dem Tal Goshen fortzuführen. Er führte sie auf der alten historischen Straße fort, die seit urdenklichen Zeiten der Weg zwischen Afrika und Asien war, der gleichen Straße, auf der Napoleon einst reiten und beinahe ertrinken sollte, als er deren Ende in Suez erreichte.

Einiges von Moses' weiterer Geschichte kann man in der Bibel finden, leider freilich vermischt mit bloßen Fabeln.

Das Alte Testament enthält eine Reihe von Büchern unter dem Namen Pentateuch, die dem Moses zugeschrieben werden. Sie enthalten die Essenz des Wissens, das Moses absichtlich seinem Volk zu übermitteln wünschte, verbunden mit mehr oder weniger geschichtlichen Tatsachen über die Schöpfung der Welt und die früheste Menschheit.

Nun kannte und gebrauchte Moses als ein Adept die heiligen Schriftzeichen der Eingeweihten, d. h. die Hieroglyphen in ihrer *dritten* oder geheimen geistigen Bedeutung. Als er den Pentateuch vollendete, schrieb er den Text in ägyptischen Hieroglyphen. Zugang zu diesen Texten hatten seine eingeweihten Priester, die die Hieroglyphen verstanden. Aber als die Israeliten sich in Palästina niedergelassen hatten und Jahrhunderte über ihre Häupter hinweggegangen waren, war die Kenntnis und Deutung der Hieroglyphen unsicher geworden.

Nach und nach wurde die Priesterschaft immer weniger mit den

Schriftzeichen vertraut und konnte sie nur noch mühsam entziffern. Das ist nicht erstaunlich, wenn wir bedenken, daß selbst in Ägypten im vierten Jahrhundert v. Chr. die Kunst, Hieroglyphen zu lesen, völlig verloren gegangen war. Als daher, ungefähr tausend Jahre nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten, die Ältesten von Israel die Sammlung der Bücher zusammenstellten, die wir heute Altes Testament nennen, war die Schwierigkeit für sie, des Moses Schriften ins Hebräische zu übertragen, ungeheuer. Denn Moses schrieb als Adept, aber diese Ältesten waren, wenn auch gelehrt, keine Adepten. Viele Mißverständnisse unterliefen ihnen; symbolische Ausdrücke wurden für Tatsachen gehalten; hieroglyphische Bilder wurden als Abbildungen wirklicher Dinge betrachtet und bildlich gemeinte Ausdrücke völlig falsch gedeutet. Ein einziges Beispiel wird genügen. Die sechs Schöpfungstage bedeuteten in des Moses Sprache sechs große Zeitabschnitte, die symbolisch »Tage« genannt wurden, aus Gründen, die jeder Eingeweihte kennt. Aber die Gelehrten, die ihn wörtlich übersetzten, glaubten, er meine Tage von nur vierundzwanzig Stunden.

Daher ergeben diese frühen biblischen Bücher eigenartige Begriffe, wenn sie wörtlich gelesen werden — eigenartig, da selbst die alltäglichste Wissenschaft diese Bücher in bezug auf Tatsachen richtigstellen kann —, aber sie vermitteln außerordentlich fruchtbare Erkenntnisse, wenn sie im Licht des Verstehens dessen gelesen werden, was in den ägyptischen Mysterientempeln gelehrt wurde.

Moses muß daher als eine der wichtigsten Gestalten betrachtet werden, die aus dem Todesschlaf der Einweihung auferstanden.

XII. Kapitel

DIE ALTEN MYSTERIEN

Diejenigen, welche in die alten Mysterien eingeweiht wurden, schworen einen feierlichen Eid, daß sie nie enthüllen würden, was innerhalb der heiligen Mauern vor sich gegangen war.

Man muß sich überdies daran erinnern, daß jedes Jahr nur eine vergleichsweise geringe Zahl von Kandidaten in die Mysterien eingeweiht wurde, und daß daher die Zahl der Personen, die um ihre Geheimnisse wußten, zu keiner Zeit groß war. Deshalb erhielt die Welt nie eine vollständige und zusammenhängende Darstellung dessen, was die Mysterien eigentlich waren, durch einen alten Schriftsteller; so treulich wurde dieser Eid gehalten. Immerhin wurden kurze Andeutungen, Kommentare klassischer Autoren, gelegentliche Äußerungen und gemeißelte Inschriften in genügender Zahl entdeckt, um einige flüchtige Streiflichter auf die Art dieser dunklen Einrichtungen des Altertums zu werfen. Und diese Streiflichter geben uns die Gewißheit, daß die Absicht der Mysterien in ihrem frühen und unverdorbenen Stadium bestimmt eine hohe war — eine Mischung religiöser, philosophischer und moralischer Ziele. »Lebewohl, der du erfahren hast, was du sonst nie erfahren hättest; vom Menschen bist du zum Gott geworden«, waren die Abschiedsworte, die der orphische Eingeweihte des höchsten Grades zu hören bekam.

Es stand jedem Mann frei, an die Tore des Mysterientempels zu klopfen, aber ob er zugelassen würde, war eine andere Frage. Hier passen die Worte des Pythagoras, wenn er ungeeignete Bewerber von seiner eigenen Akademie in Kroton wegschickte: »Nicht jede Art von Holz eignet sich zur Herstellung von Quecksilber.«

Der erste Grad der Einweihung — derjenige, der das Überleben nach

dem Tode bewies — brachte eine furchtbare und erschreckende Prüfung mit sich, als Vorspiel zu dem angenehmeren Erwachen im Seelenkörper.

In einigen der elementaren Einweihungen, aber nicht in allen, war es eine Zeitlang üblich, mechanische Mittel anzuwenden, die den Kandidaten glauben ließen, er fiel in einen gefährlichen Abgrund, er würde von rauschenden Wassern überwältigt oder von wilden Tieren angefallen. Auf diese Weise wurden seine Kaltblütigkeit und sein Mut geprüft. Aber die furchtbarste Prüfung war die des höheren Grades, in der er schreckenerregende Gestalten der Unterwelt zu sehen bekam, während er sich zeitweise in helllichtigem Zustand befand.

»Der Geist ist angegriffen und zu Tode erregt, genau wie bei der Einweihung in die großen Mysterien; die erste Stufe besteht aus nichts als Irrtümern, Ungewißheiten, Arbeiten, Wanderungen, Dunkelheit. Und nun, an der Grenze von Tod und Einweihung angekommen, sieht alles furchtbar aus. Alles ist nur Entsetzen, Zittern und Schrecken. Ist aber diese Szene einmal vorbei, dann entwickelt sich ein wunderbares, heiliges Licht . . . vollkommen und eingeweiht, sind sie nun frei; gekrönt und triumphierend schreiten sie in die Regionen der Seligen.« Dieser Abschnitt wurde von Stobäus aus einem alten Dokument aufbewahrt und bestätigt die Erfahrungen aller anderen Eingeweihten.

Die alten Papyri zeigen den Kandidaten, wie er zu diesem Grad durch Anubis, den schakalköpfigen Gott, den Herrn der Mysterien, geleitet wird. Anubis führt ihn über die Schwelle der unsichtbaren Welt zu den furchtbaren Erscheinungen.

Das Wissen, das in diesen Schulen der Einweihung gelehrt wurde, war unmittelbar von der ursprünglichen Offenbarung der Wahrheit den ersten Zivilisationen überkommen und mußte in voller Reinheit erhalten bleiben. So kann man verstehen, warum diese Geheimnisse so sorgfältig und eifersüchtig vor profanen Blicken behütet wurden.

Der Zustand, in den der Kandidat versetzt wurde, darf nicht mit gewöhnlichem Schlaf verwechselt werden. Es war ein Trancezustand, der sein bewußtes Ich freimachte, es war ein magischer Schlaf, in dem er, paradoxerweise, wach war, aber in einer anderen Welt.

Und weiter wäre es ein schwerer Irrtum, eine erhabene Erfahrung dem geistigen Handwerk des modernen Hypnotiseurs gleichzusetzen. Der letztere versenkt sein Medium in einen seltsamen Zustand, den keiner ganz versteht, während der Hierophant der Mysterien im Besitz eines geheimen traditionellen Wissens war, das ihn befähigte, seine Macht mit vollem Verstehen auszuüben. Der Hypnotiseur drückt das Unterbewußtsein seines in Trance befindlichen Mediums auf eine gewisse Ebene herunter, ohne selbst den veränderten Zustand zu teilen, während der Hierophant jeden derartigen Wechsel mit Hilfe seiner eigenen Wahrnehmungskräfte überwachte und kontrollierte. Und vor allem ist der Hypnotiseur nur in der Lage, von seinem Medium solche Äußerungen zu verlangen, die unsere materielle Welt und unser Leben betreffen, oder anormale Dinge mit dem materiellen Körper zu vollbringen. Der Hierophant ging tiefer und konnte den Geist des Kandidaten Schritt um Schritt durch Erfahrungen in der Geisteswelt leiten — ein Geschehen, das weit über die Möglichkeiten des modernen Hypnotiseurs hinausgeht.

Ich hatte jede Art von hypnotischen Erscheinungen in östlichen und westlichen Ländern beobachtet und wußte, daß sie, so wunderbar sie zweifellos oft waren, doch einer niederen Ordnung angehörten. Es waren keine geheiligten Vorgänge. Sie waren wissenschaftlich interessant, hatten aber keinen tieferen geistigen Wert. Obwohl sie insofern aus den Tiefen des Materialismus emporführten, als sie das Vorhandensein geheimnisvoller unterbewußter Kräfte im menschlichen Dasein bewiesen, konnten sie doch nicht soweit aufwärts führen, daß die bewußte Seele sich als etwas Lebendes, Unsterbliches und Unabhängiges enthüllte.

Ich war in der Lage, aus eigener Erfahrung in der Pyramide sowohl wie aus dem Zeugnis der Wandskulpturen in den Tempeln das mysteriöse Drama des innersten geheimen Ritus des Osiris zu rekonstruieren. Dieser erhabene Ritus war nichts weniger oder mehr als ein Prozeß, der hypnotische, magische und geistige Kräfte zusammenfaßte, zu dem Zweck, des Kandidaten Seele für ein paar Stunden und

manchmal für ein paar Tage aus der Knechtschaft des Leibes zu lösen. Er sollte dann ständig mit der Erinnerung an dieses tief beeindruckende Erlebnis weiterleben und sich dementsprechend betragen. Er war in Zukunft imstande, das Fortleben der Seele nach dem Tode, das von den meisten Menschen im Glauben an ihre Religionen angenommen wird, selbst anzunehmen, bestärkt durch die Überzeugung, die er aus persönlicher Erfahrung gewonnen hatte. Was das für ihn bedeutete, können nur die richtig einschätzen, die ein ähnliches Erlebnis hatten. Selbst in modernen Zeiten haben manche Menschen, unabsichtlich und unerwartet, einen Teil dieser Erfahrung gemacht. Ich kenne den Fall eines früheren Fliegeroffiziers, den man während des Krieges wegen einer chirurgischen Operation betäubte. Das Medikament hatte eine sonderbare Wirkung. Es machte ihn körperlich völlig schmerzempfindlich, aber er schlief nicht. Er erhob sich statt dessen in die Luft über dem Operationstisch und beobachtete den ganzen Vorgang so ruhig, als sei es der Körper eines anderen Menschen, der operiert würde. Diese Erfahrung änderte seinen Charakter außerordentlich, denn er wurde aus einem Materialisten zu einem an die Existenz der Seele Glaubenden und lebte fernerhin mit neuen Hoffnungen und Lebenszwecken.

Was waren diese Hierophanten, deren Kräfte in einem Menschen so erstaunliche Verwandlungen hervorbringen konnten?

Diese ehrwürdigen Hüter höheren Wissens waren zwangsläufig immer gering an Zahl. Sie umfaßten einst alle Hohepriester Ägyptens sowie gewisse Obere der Priesterschaft. Ihr Wissen wurde mit äußerster Sorgfalt geheimgehalten, und so ausschließlich bewahrt, daß Ägyptens Name in klassischen Zeiten gleichbedeutend mit dem Wort Mysterium war.

In den ägyptischen Galerien des Louvremuseums in Paris befindet sich ein Grabmal von Ptah-Mer, Hohepriester von Memphis, das als Grabinschrift die folgenden Worte trägt: »Er drang in die Geheimnisse jedes Heiligtums ein; nichts blieb vor ihm verborgen. Er bedeckte mit einem Schleier alles, was er gesehen hatte.« Die Hierophan-

ten hatten ihre Gründe zu dieser außerordentlichen Zurückhaltung. Aber die Notwendigkeit, Skeptiker und Spötter von Experimenten auszuschließen, die mit soviel Gefahr für das Leben der Kandidaten verbunden waren, ist klar, während es ebenso klar ist, daß man Perlen nicht vor die Säue werfen soll. Es war übrigens mehr als wahrscheinlich, daß die meisten Menschen nicht geeignet oder genügend vorbereitet waren, um solche Vorgänge zu erleben, die leicht zum Wahnsinn oder zum Tode führen konnten, und deshalb zu einem Privilegium für wenige gemacht wurden. Manche klopfen umsonst an die Tore des Mysterientempels, während andere, die anfragten, durch eine abgestufte Anzahl von Prüfungen geführt wurden, die sie abschreckten oder ihren Wunsch nach Einweihung herabminderten. So wurden die Mysterien durch den Grundsatz der Auslese und engsten Auswahl zu der exklusivsten Institution der Antike, und die Geheimnisse, die hinter ihren wohlverschlossenen Toren sich offenbarten, wurden immer nur nach feierlichen Eiden, sie niemals zu enthüllen, mitgeteilt. Jeder Mann, der aus diesen Toren trat, gehörte dann für immer einem geheimen Bunde an, der sich mit höheren Zwecken und tieferem Wissen unter den profanen Massen bewegte und arbeitete. »Es heißt, daß jene, welche an den Mysterien teilgenommen hatten, geistiger, gerechter und besser in jeder Beziehung wurden«, schrieb Diodorus, ein Besucher aus Sizilien.

Auch waren diese Mysterien nicht auf Ägypten beschränkt. Die meisten antiken Zivilisationen erbten dieselben von einem noch ferneren Altertum; sie bildeten Teile einer Uroffenbarung der Götter an das Menschengeschlecht. Die Römer, die Kelten, die Druiden in Britannien, die Griechen und Kreter, die Syrer, Hindus und Perser, die Mayas und die amerikanischen Indianer, unter anderen, hatten ähnliche Tempel und Riten mit einem System abgestufter Erleuchtungen für die Eingeweihten. Aristoteles zögerte nicht, zu erklären, daß er die Wohlfahrt Griechenlands als durch die eleusischen Mysterien gesichert betrachte. Sokrates bemerkte, daß »die, welche Kenntnis der Mysterien besitzen, sich erfreuliche Hoffnungen für die Todesstunde

sicherten.« Unter jenen Alten, die bekannten oder andeuteten, daß sie in die Mysterien eingeweiht worden waren, können wir Namen nennen wie Aristides den Redner, Menippos von Babylon, Sophokles den Tragödiendichter, Äschylos, den Dichter, Solon, den Gesetzgeber, Cicero, Heraklit von Ephesus, Pindar und Pythagoras.

Selbst heute, in den fortgeschrittenen Graden des Jiu-Jitsu in Japan, Grade, welche nur wenige kennen, weil sie mit Geheimnissen verbunden sind, für die nur wenige taugen, wird der Schüler durch eine Reihe geistiger Mysterien geführt. Es wird von ihm verlangt, eine Einweihungszeremonie durchzumachen, bei der er von einem Meister stranguliert wird. Die Handlung des Strangulierens dauert nur eine Minute, wonach der Kandidat anscheinend tot auf einem Lager liegt. Während dieses Zustandes wird sein Geist vom Körper befreit und erhält Einblick in andere Regionen jenseits der unsrigen. Dann, wenn die vorbestimmte Todeszeit vorüber ist, ruft ihn sein Meister ins Leben zurück durch ein geheimnisvolles Verfahren, dessen unübersetzbare Bezeichnung »Kwappo« ist. Wer dieses wunderbare Erlebnis hinter sich hat, wird nun ein Eingeweihter. Selbst heute noch hat die Freimaurerei ein Überbleibsel und eine Erinnerung an diese Institution, deren Wurzel in Ägypten ist. Die Maurer bezeichnen Pythagoras als Beispiel antiker Einweihung; ob sie sich daran erinnern, daß er in Ägypten eingeweiht wurde? Diejenigen, welche die Grade der Freimaurerei festlegten, verwerteten einige der bezeichnendsten Symbole der ägyptischen Mysterien.

Daß die unvermeidliche Degeneration der Menschheit das Verschwinden echter Hierophanten und ihren Ersatz durch unerleuchtete Männer bewirkte, ist eine historische Tatsache; es wurden auf diese Weise aus den Mysterien verderbliche Karikaturen ihres früheren Selbstes. Böse Menschen, welche der Macht der schwarzen Magie ergeben waren, eroberten diese Einrichtungen in Ägypten und anderwärts, und das, was ursprünglich heilig und dem Gedanken ergeben war, eine Flamme geistigen Wissens in einer reinen Institution zu erhalten, wurde nunmehr ein feindliches, heruntergekommenes Instru-

ment korrupter Kräfte; es führte zum Verschwinden des edelsten Juwels der Antike.

Aber wenn auch ihre Geheimnisse mit ihnen verschwanden, so ist doch die Weisheit, welche sie in ihren besten Tagen den Menschen übermittelten, bezeugt durch die Liste berühmter Namen von Männern, welche die erhabene Erfahrung dieser Einweihung suchten und fanden oder auserwählt und angenommen wurden.

Manch ein Papyrustext und manche Wandinschrift bezeugen, wie intensiv die frühen Ägypter den Osirisritus verehrten, und beweist mit welcher Ehrfurcht die Massen jene betrachteten, die zu den verborgenen Altären, den gottgeweihten Krypten zugelassen waren, wo die heiligsten und innersten Phasen des Ritus sich vollzogen.

Denn es gab einen höchsten und letzten Grad der Einweihung, in dem die Seelen der Menschen nicht nur zeitweise von ihren Körpern in einem Zustand anscheinenden Todes befreit wurden, um die Wahrheit des Weiterlebens nach der großen Verwandlung zu beweisen, sondern zu den höchsten Sphären des Seins, zum Reich des Schöpfers selbst, emporgehoben wurden. In dieser wundervollen Offenbarung wurde die sterbliche Seele des Menschen mit dem unsterblichen Geist seiner erhabenen Gottheit in Kontakt gebracht. Er ward fähig, für eine kurze Weile zu einer schweigenden magischen Vereinigung mit dem Vater des Alls zu gelangen, und dieser flüchtige Kontakt in unvergleichlicher Ekstase genügte, sein ganzes Verhalten dem Leben gegenüber zu ändern. Er hatte an der heiligsten Speise teilgehabt, die es im Leben gibt. Er hatte den unaussprechlichen Strahlenglanz der Gottheit empfunden, der sein eigentliches, innerstes Selbst war, und von dem der Seelenleib, der den Tod überlebt, nur die unberührbare Umkleidung war. Er war wahrhaftig und tatsächlich im höchsten Sinn wiedergeboren. Wer so eingeweiht worden war, wurde ein vollkommener Adept, und die hieroglyphischen Texte sprechen von ihm als von einem, dem die Gnade der Götter im Leben und das Paradies nach dem Tode gewiß sei.

Solches Erleben geschah in einer Trance, die, obwohl äußerlich

ähnlich, innerlich vollständig verschieden von der hypnotischen Trance der früheren Grade der Einweihung war. Keine hypnotische Kraft konnte sie herbeiführen, keine magische Zeremonie sie beschwören. Nur die obersten Hierophanten, die selbst eins mit ihren Gottheiten waren, konnten, ihren Willen mit dem seinen vereinend, durch ihre erstaunlichen göttlichen Kräfte den Kandidaten zur Erkenntnis seiner höheren Natur erwecken. Dies war die vornehmste und eindruckvollste Offenbarung, die damals dem ägyptischen Menschen möglich war, und die heute noch, wenn auch auf anderen Wegen, dem modernen Menschen möglich ist.

Das Erlebnis der Einweihung war ein kleines Abbild jener Erfahrung, die von der ganzen Menschheit durch den Prozeß der Evolution erlebt werden sollte — mit dem einzigen Unterschied, daß jenes ein erzwungenes eiliges Wachstum war, durch einen künstlichen Vorgang wie die Trance bewirkt, wogegen bei diesem die psychische und geistige Entwicklung natürlich vor sich geht.

So spiegelte diese Erfahrung innerhalb der Seele das ganze Drama der menschlichen Entwicklung, das unabwendbare Schicksal des Menschen.

Das Prinzip, welches dem zugrunde lag, war, daß eines Menschen irdische Natur zeitweise durch einen tiefen lethargischen Schlaf gelähmt und seine sonst verborgene psychische oder geistige Natur durch Prozesse, die nur der Hierophant kannte, erweckt werden konnte. Ein Mensch, der künstlich in solchen Schlaf versetzt wurde, mußte einem Beobachter als wirklich physisch tot erscheinen; tatsächlich sagte man von ihm in der symbolischen Sprache der Mysterien, er sei »in das Grab hinabgestiegen« oder »in dem Grab beerdigt«. Seiner körperlichen Lebenskraft beraubt, war die Stärke seiner persönlichen Leidenschaften und Wünsche zeitweise eingeschlüpfert, während sein Bewußtsein, seine Seele, sich vorübergehend vom Fleisch löste. Nur in



*Im Tempel
von Abu Simbel*



*Gemeißelte und beschriftete Säulen
in Kom-Ombo*



Ein Tempelbesucher

*Eine Tempelfigur,
mit magischen Texten
bedeckt*



Ein Tempel der geheimen Riten



Der Gott Horus sitzt in einer symbolischen Szene auf seinem Thron



solchem Zustand war es für einen Menschen möglich, die geistige Welt zu erblicken, so wie die Geister selbst sie erblickten, Visionen von Göttern und Engeln zu haben, durch unendlichen Raum geführt zu werden, sein innerstes Selbst zu erleben und zuletzt den *wahren* Gott zu erkennen.

Solch ein Mensch konnte mit Recht sagen, er sei tot gewesen und auferstanden, er sei symbolisch und wirklich im Grab gelegen, und habe das Wunder der Auferstehung erlebt, er sei erwacht zu einem neuen Verstehen der Bedeutung des Todes, und trage ein heiligeres Leben in der Brust.

Er trug das Zeichen seines Hierophanten, der all das bewirkt hatte, und für immer würden beide unsichtbar durch das festeste und stärkste Band verbunden bleiben. Das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele war nun mehr als ein Dogma; es war eine bewiesene Tatsache, die ihm vollständig klar gemacht worden war. Wenn er zum Tageslicht erwachte, konnte der Eingeweihte in Wahrheit von sich sagen, daß er völlig verwandelt und geistig neu geboren zurückgekehrt sei. Er war durch Himmel und Hölle gegangen und kannte einen Teil ihrer Geheimnisse. Wenn er sich dafür verbürgt hatte, jene Geheimnisse unverletzt zu bewahren, so verbürgte er sich gleichzeitig dafür, sein Leben und sein Betragen dem Wissen von der wirklichen Existenz jener Welten anzupassen. Er bewegte sich unter den Menschen mit der absoluten Gewißheit der Unsterblichkeit, und obwohl er die Herkunft jener Gewißheit für sich behielt, vermittelte er doch, wenn auch unbewußt, seinen Mitmenschen einigen Glauben an diese Gewißheit. Er erneuerte ihr Hoffen und bestärkte sie in ihrem Glauben durch die geheimnisvolle unterbewußte Telepathie, die immer zwischen Menschen besteht. Er glaubte nicht mehr an den Tod; er glaubte nur noch an das Leben — ein ewiges, selbstseiendes, bewußtes Leben. Er glaubte, was sein Hierophant ihm in der behüteten Verborgenheit des Tempels entschleiert hatte — daß es eine Seele gab und daß sie ein Strahl der zentralen Sonne — Gott — für ihn sei. Die Geschichte des Osiris hatte einen persönlichen Sinn erhalten. Indem er sich selbst

als wiedergeboren empfand, fand er Osiris, der in ihm als sein eigenes unsterbliches Ich lebte.

Das war die wahre Lehre von Ägyptens ältestem heiligem Text, dem »Totenbuch«, das indessen in seiner jetzt bekannten Fassung eine Mischung von Papyri ist, die sich auf den Tod ebenso wie auf den scheinbaren Tod — der Eingeweihten — bezieht, und dadurch etwas verwirrend ist. Daß es in seiner frühesten, ursprünglichen und reinen Form zu den Mysterien gehörte, geht teilweise aus folgendem Absatz hervor: »Dieses Buch ist höchster Geheimnisse voll. Lasse nicht das Auge irgend eines (profanen) Menschen es erblicken — das wäre ein Greuel; verbirg es; das ‚Buch vom Meister des verborgenen Tempels‘ ist sein Name.«

Daher setzt im »Totenbuch« die verstorbene Person (in Wirklichkeit der Eingeweihte) vor seinen eigenen Namen den des Osiris. In den ältesten Versionen des alten Textes sagt der Verstorbene von sich selbst: »Ich bin Osiris. Ich bin auferstanden wie du, ich lebe wie die Götter«, womit unsere Deutung unterstützt wird, daß der Tod des Osiris in Wirklichkeit der Scheintod des in Trance befindlichen Eingeweihten ist.

So ruft der triumphierende Eingeweihte in dem malerisch vignettierten Papyrus von Nu weiter aus:

»Ich, ja, ich bin Osiris. Ich bin zur Herrlichkeit gekommen. Ich bin in der Geburtskammer des Osiris gesessen und ward mit ihm geboren und erneuerte meine Jugend mit ihm zusammen. Ich habe den Mund der Götter aufgetan. Ich sitze dort, wo er sitzt.«

Und in einem anderen Papyrus dieses alten Buches:

»Ich erhebe mich zum angebeteten Gott, dem Meister des großen Hauses.«

Das war die Lehre, die man durch die Mysterien empfing, einer im Altertum so berühmten Einrichtung, die so mißachtet wird in der Gegenwart.

§

Wir werden daher den eigentlichen Sinn der alten Religionen verstehen, wenn wir verstehen, daß ihre Helden gleichzeitig die menschliche Seele darstellen, und ihre Abenteuer die Erfahrungen dieser Seele in ihrem Suchen nach dem himmlischen Reich bedeuten.

Osiris wird auf diese Weise eine Gestaltung des göttlichen Elementes im Menschen und eine symbolische Geschichte dieses Elementes — sein Abstieg in materielle Welten, und sein Wiederaufstieg zu geistigem Bewußtsein.

Seine gefabelte Zerstückelung in vierzehn oder zweiundvierzig Teile symbolisierte die gegenwärtige geistige Zerstückelung des menschlichen Wesens in ein Geschöpf, dessen einstige Harmonie zerstört wurde. Seine Vernunft wurde von seinen Gefühlen abgetrennt, sein Fleisch vom Geist und Verwirrung und Gegensätzlichkeiten treiben ihn hierhin und dorthin. So symbolisierte auch die Geschichte der Isis, welche die Stücke von des Osiris Körper sammelte und ins Leben zurückrief, die Wiederbelebung — erst in den Mysterien, später durch Evolution — der schwankenden menschlichen Natur zu vollständiger Harmonie, jener Harmonie, in der Geist und Körper zusammenwirken, und die Vernunft mit den Gefühlen eins ist. Es war die Rückkehr zur Ureinheit.

Die höchste Lehre der Ägypter, die die theoretische Grundlage der obersten Einweihungsgrade bildete, war, daß die Seele des Menschen schließlich zu dem heiligen Wesen zurückkehren muß, von dem sie zuerst ausgestrahlt wurde, und diese Rückkehr nannte man »Osiris werden«. Selbst hier auf Erden hielten sie den Menschen für einen potentiellen Osiris. In ihrem geheimen Handbuch der Einweihung, dem »Totenbuch«, wird der befreiten Seele anbefohlen, sich selbst zu beschützen auf ihrer langen und gefährlichen Reise durch die Unterwelt, und zwar nicht nur mit Hilfe von Amuletten, sondern durch den kühnen Ausruf: »Ich bin Osiris!«

»O blinde Seele! Bewaffne dich mit der Fackel der Mysterien,

und in der irdischen Nacht wirst du deine leuchtende Doppelgestalt, dein himmlisches Selbst, entdecken. Folge diesem göttlichen Führer, und er wird dein Genius sein. Denn er besitzt den Schlüssel deines Daseins in Vergangenheit und Zukunft«, sagt die gleiche heilige Schrift.

Daher bedeutete die Einweihung den Eintritt in eine neue Betrachtung des Lebens, eine geistige Betrachtung, wie sie das Menschengeschlecht in der fernen Vergangenheit verlor, als es vom »Paradies« herab in die Materie sank. Die Mysterien waren ein Mittel zu innerem Wiederaufstieg, der Grad um Grad zum vollendeten Zustand der Erleuchtung führte. Sie entschleierten zuerst jene geheimnisvollen Welten, die jenseits der Schwelle der Stofflichkeit liegen, und dann entschleierten sie das größte Mysterium von allen — des Menschen eigene Göttlichkeit. Sie zeigten dem Kandidaten höllische Welten, um seinen Charakter und seine Entschlußkraft zu prüfen, sowie um ihn zu belehren, und später enthüllten sie ihm himmlische Welten, um ihn zu ermutigen und ihn zu segnen. Und wenn sie den Prozeß der Trance anwandten, so bedeutet das nicht, daß es keinen anderen Weg gegeben hätte oder gäbe. Es war *ibr* Weg, aber das Reich kann auf anderen Wegen gefunden werden, und sogar ohne den Gebrauch der Trance.

Wer von uns kann die edlen Worte des römischen Philosophen-Eingeweihten bestätigen, der sagte: »Wo wir sind, ist kein Tod. Wo der Tod ist, sind wir nicht; er ist die letzte, beste Gabe der Natur, denn er befreit den Menschen von aller Not. Er ist schlimmstenfalls das Ende eines Festmahls, das wir genossen haben.«

Unsere Haltung dem Tode gegenüber enthält zugleich einen bedeutsamen Wink für unsere Auffassung des Lebens. Die Mysterien veränderten des Menschen Einstellung zum Tode und infolgedessen auch seine Lebensführung. Sie bewiesen, daß der Tod nur die Rückseite der Münze des Lebens ist.

Wissenschaftliche, psychische und psychologische Forschungen ändern die Haltung der westlichen Welt Belangen gegenüber, die früher als phantastischer Unsinn abgetan wurden. Diese Forschung

erhebt die Gedankenwelt der Alten aus der unverdienten Verachtung, in der sie lag, während jüngere Begriffe kräftig heranreiften. Wir fangen an, Sinn in dem scheinbaren Wahnsinn der Alten zu entdecken. Wir fangen an, zu verstehen, daß ihre Kenntnis der Kräfte und Eigenschaften des menschlichen Geistes in mancher Beziehung der unsrigen überlegen war. Die Erscheinung immaterieller Kräfte hat unser agnostisches Zeitalter aufgeschreckt. Unsere besten Wissenschaftler und bedeutendsten Denker gehen zu jenen über, die an eine psychische Lebensgrundlage glauben. Was sie heute denken, werden morgen die Massen glauben. Wir haben — und vielleicht mit Recht — als völlige Skeptiker angefangen; wir werden als völlig Gläubige enden. Das ist meine positive Voraussage. Wir werden den Glauben an die Seele aus der kalten Luft modernen Zweifels retten. Die erste große Botschaft der alten Mysterien — »Es gibt keinen Tod« — ist, obwohl dafür nur wenige — auf Grund persönlicher Erfahrung — empfänglich sind, dazu bestimmt, sich über die ganze Welt zu verbreiten.

Der Gedanke des Überlebens bedeutet nun nicht notwendigerweise, daß wir alle an irgend einem unbestimmten künftigen Datum aus unseren Särgen kriechen werden. Uns selbst mit den fleischlichen Wohnungen, in denen wir hausen, zu identifizieren, ist für unsere Intelligenz nicht tragbar. Das Wort Auferstehung hat so oft zu einer falschen, rein materiellen Auslegung geführt, sowohl im mittelalterlichen Europa, wie im nichteingeweihten Ägypten, daß wir aufs neue die Gesetze entdecken müssen, denen die geheime Beschaffenheit des Menschen untersteht. Die besten Köpfe bei den Alten — die Eingeweihten der Mysterien — waren in diesen Gesetzen wohl beschlagen, aber während ihre Lippen versiegelt waren und ihre Wahrheiten im Dunkel der Tempelkrypten aufbewahrt wurden, ist uns keine derartige Beschränkung auferlegt.

So waren die Mysterien, die glorreichsten der verschwundenen Gebräuche des Altertums. Denn es kam ein Tag, während dem Niedergang und dem Fall Ägyptens — ebenso wie im Niedergang und dem

Fall all der anderen antiken Nationen —, an dem die Voraussage ihres eigenen frühen Propheten Hermes wörtlich wahr wurde:

»O Ägypten, Ägypten! Das Land, welches der Sitz der Götter war, wird ihrer Gegenwart beraubt. Es wird von deiner Religion nicht mehr übrig bleiben als Märchen, als Worte, die, in Stein gegraben, von deiner verlorenen Frömmigkeit berichten. Wehe, es wird ein Tag kommen, an dem die geheiligten Hieroglyphen nur noch Götzenbilder sein werden. Die Welt wird die Symbole der Weisheit für Götter halten und dem großen Ägypten vorwerfen, höllische Ungeheuer angebetet zu haben.«

Es kam ein Tag, an dem die Überwachung der Mysterien anfang in falsche Hände zu geraten, in die Hände übler, selbstsüchtiger Männer, die ehrgeizig den Einfluß dieser mächtigen Institution — vor der selbst stolze Pharaonen sich bisweilen beugten — für ihre eigenen egoistischen Zwecke mißbrauchten. Viele Priester wurden zum Mittelpunkt vergiftender Übel, indem sie die furchterregenden Riten und dunklen Beschwörungen der schwarzen Magie ausübten, während sogar einige Hohepriester — die doch Mittler zwischen Gott und Mensch sein sollten — zu Teufeln in Menschengestalt wurden, welche die schlimmsten Erscheinungen aus der Unterwelt zu schlimmsten Zwecken beschworen. Zauberei ersetzte die geistigen Kräfte in den hohen Tempeln. Inmitten des geistigen Dunkels und des Chaos, welche das Land überfielen, verloren die Mysterien bald ihren wahren Charakter und ihre hohen Ziele. Würdige Kandidaten wurden schwer zu finden — es wurden weniger und weniger im Lauf der Zeit. Es kam eine Stunde, in der die befähigten Hierophanten, wie durch eine seltsame Nemesis — rasch wegstarben, und ihre Körperschaft sich auflöste. Sie gingen dahin, ohne eine genügende Zahl von Nachfolgern darauf vorbereitet zu haben, ihre Tradition fortzusetzen. Un-

würdige traten an ihre Stelle. Unfähig, die ihnen in der Welt zukommende Stellung auszufüllen, ertrugen die wenigen Verbleibenden ihr vorbestimmtes Schicksal. Auf das Ende vorbereitet, schlossen sie trauernd ihre geheimen Bücher, verließen ihre unterirdischen Krypten und Tempelkammern, warfen einen letzten schmerzlichen Blick auf ihre Heimat und gingen.

Sie gingen still, schrieb ich. Denn am fernen Horizont von Ägyptens Schicksal hatten sie die unvermeidliche Vorbereitung der Natur auf eine Reaktion vorausgeahnt. Sie hatten einen Schimmer des Lichts gesehen, das dazu bestimmt war, den Himmel ihres Landes zu durchdringen und sich eine Zeitlang weit auszubreiten. Sie hatten den Stern Christi gesehen — Christi, der die grundlegende Wahrheit der Mysterien offen aller Welt predigen würde, ohne Vorbehalt und Ausschluß.

»Das Geheimnis, das vor Zeiten und Geschlechtern verborgen gehalten ward«, erklärte einer der Apostel Christi, wurde nun den bevorzugten Massen und dem einfachen Volk enthüllt. Was die antiken Institutionen den wenigen Auserwählten durch schwierige Vorgänge klar machten, wurde dem ganzen Volk nur durch die einfache Macht des Glaubens übermittelt. Jesus hatte zuviel Liebe im Herzen, um nur für wenige zu sorgen; er wollte die Vielen erlösen. Er zeigte ihnen einen Weg, auf dem nichts weiter verlangt wurde als an sein Wort zu glauben; er bot ihnen keinen mysteriösen okkulten Einweihungsprozeß. Aber es war ein Weg, der denen, die ihn gingen, ebensoviel Gewißheit der Unsterblichkeit gab, wie die Mysterien es vermochten.

Denn der offene Weg Jesu lehrte Demut und rief die Hilfe einer höheren Macht an, einer Macht, die fähig war, völlige Gewißheit allein dadurch zu geben, daß sie ihre Allgegenwart jenen Herzen offenbarte, die sie einzulassen bereit waren. Vertrauen in seine Lehre zusammen mit ausreichender Demut, um der Übermacht des Intellekts zu begegnen, war alles was Jesus verlangte. Er verkündete dafür die höchste der Belohnungen — die bewußte Gegenwart des Vaters. In dieser Gegenwart würden alle Zweifel dahinschmelzen, wie er wußte,

und der Mensch selbst würde die Wahrheit der Unsterblichkeit erfassen, ohne sich dem Experiment der Trance unterziehen zu müssen. Der Mensch würde dies wissen, weil des Vaters Geist über dem seinen ausgegossen werden würde, und durch diese unaussprechliche Ausgießung würde einfacher Glaube in heilige Erkenntnis verwandelt.

So wurden die schweren Tore der ägyptischen Mysterien zum letztenmal geschlossen, und nie wieder würden die Füße hoffnungsvoller Kandidaten die heilige Stufe zu des Tempels Eingang betreten oder den steilen Tunnel zur Krypta des Tempels hinabsteigen. Aber die Geschichte bewegt sich in Kreisen; was gewesen ist, wird wieder sein. Wiederum sind Dunkelheit und Chaos um uns her, während das angeborene Verlangen des Menschen, die Verbindung mit der höheren Welt wieder herzustellen, ihn aufs neue beunruhigt. Es ist des Autors Hoffnung, daß die Bedingungen gefunden würden, die Umstände günstig seien und die richtigen Menschen auftreten möchten, um eine moderne Fassung jener Mysterien, die unserem veränderten Zeitalter angepaßt wäre, wieder für alle fünf Kontinente dieser Welt ins Leben zu rufen.

XIII. Kapitel

IM TEMPEL VON DENDERAH

Ehe ich die kleine Mysteriumskapelle verließ, die auf dem Dach des Tempels von Denderah steht, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf einen bemerkenswerten astronomischen Zodiakus, der in die Decke eingemeißelt worden war. Ich wußte, daß es nur eine Kopie war, und daß das Original herausgebrochen und vor mehr als einem Jahrhundert nach Paris gebracht worden war, aber es war eine ganz genaue Kopie.

Der große Kreis war dicht bedeckt mit Abbildungen tierischer, menschlicher, göttlicher Gestalten — die in einen Globus gesetzt und von den zwölf wohlbekanntesten Zeichen des Tierkreises umrahmt waren. Und, um diesen wunderlichen Symbolismus zu vollenden, waren die Gestalten von zwölf verschiedenen Göttern und Göttinnen, die mit erhobenen Armen und flachen Händen ununterbrochen die Drehung unterstützten, rings um den Globus verteilt. So wurde das ganze Universum mit seiner unendlichen Bewegung getreulich, wenn auch sinnbildlich durch diese Skulptur dargestellt, ein Denkmal der runden Welten, die sich so rhythmisch durch unseren Himmel bewegen. Sie müssen den skeptischsten der empfänglichen Geister mit dem Gefühl des Staunens über die erhabene Intelligenz erfüllen, welche dieses Universum schuf.

Wenn der Zodiakus von Denderah genau erklärt werden soll, muß man ihn als eine Beschreibung des Himmels während einer bestimmten Epoche der Vergangenheit lesen; welche Epoche das war, ist eine andere Frage. Hier ist nicht der Platz, um auf schwer verständliche astronomische Erklärungen einzugehen. Es genügt, daß die Anord-

nung der abgebildeten Konstellationen nicht mit der übereinstimmt, die wir heute am Himmel sehen.

Die angegebene Stellung des Frühlingsäquinoktiums auf dem Zodiakus des Tempels von Denderah weicht von dessen heutiger Stellung am Himmel ab, was den Eintritt der Sonne in ein Sternbild anderen Namens zur Folge hat. Woher kommt dieser große Unterschied? Die Antwort lautet, daß infolge der Bewegung der Erde die Achse unseres Erdballs nacheinander auf verschiedene Polarsterne gerichtet ist, was in Wirklichkeit bedeutet, daß unsere eigene Sonne um eine andere Sonne kreist. Diese fast unbemerkbare Rückwärtsbewegung des Äquinoktiums — die so groß wird mit der Zahl der Jahre, so gering die tatsächliche Bewegung auch ist — verändert auch die Stellung des Aufgangs und Untergangs gewisser Sterne, in Beziehung zu bestimmten Konstellationen. Wir wissen auf Grund der ausgemessenen Durchschnittsbewegung dieser Sterne, wieviele Zehntausende von Jahren seit ihrer ersten Stellung vergangen sind. Dieser Zeitabschnitt heißt »die große Präzession« oder auch »die Präzession der Äquinoktien«. Denn die Überschneidung des Äquators mit der Ekliptik, welche das Frühjahrsäquinoktium bezeichnet, verändert langsam ihre Stellung am Himmel infolge dieser Präzession. Auf andere Art ausgedrückt, bedeutet es, daß die Sterne sich jedes Jahr um eine kleine Strecke in der den zwölf Tierkreiszeichen entgegengesetzten Richtung bewegen. Diese große Bewegung in den Himmeln, diese langsame Verschiebung unseres Universums bildet eine kosmische Uhr mit dem ganzen Himmel als Zifferblatt, von dem man nach rückwärts und vorwärts ablesen und den Lauf der Gestirne durch Jahrtausende verfolgen kann.

Wenn er eine alte Himmelskarte überprüft, kann ein Astronom daraus entnehmen, wann die Karte gefertigt wurde. Diejenigen, welche die ferne Vergangenheit studieren, können durch solch eine Karte oft Aufschlüsse von enormer Bedeutung erlangen. Als die Gelehrten, die Napoleon mit sich nach Ägypten brachte, den Zodiakus von Denderah entdeckten, waren sie begeistert, weil sie glaubten, er

würde für sie der Schlüssel zum Alter der ägyptischen Zivilisation sein. Denn der Zodiakus von Denderah setzte das Frühlingsäquinoktium weit entfernt von seiner heutigen Stellung ein. Als — viel später — entdeckt wurde, daß der Tempel erst in griechisch-römischer Zeit erbaut und daß der Zodiakus mit einem griechischen vermischt worden war, wurde die ganze Sache abgetan, und man kümmerte sich nicht mehr darum.

Die Annahme, dieser Zodiakus sei ganz griechisch, ist irrig. Ist es denkbar, daß die Ägypter keinen eigenen besessen hätten? Konnte die Priesterschaft Astronomie und Astrologie durch zahllose Jahre studiert haben, ohne einen Zodiakus zu besitzen, ehe das erste griechische Boot die lange Linie von Ägyptens flacher sandiger Küste berührte mit einer Karte der zwölf Himmelskonstellationen als Führer? Wie sollte diese Priesterschaft, die die Astrologie so hoch schätzte, daß sie dieselbe zu einem Teil ihrer Religion machte, ihre Systeme ohne Zodiakus ausarbeiten? Nein; wenn es einen Wissenszweig gab, auf den diese Priester stolz waren, war es der astronomische.

Die Erklärung besteht darin, daß die Ägypter Teile ihres Zodiakus von einem anderen kopierten, der früher in Denderah existiert hatte, dessen Tempel mehr als zweimal erbaut und neu aufgebaut worden war. Eine so einzigartige astronomische Urkunde mußte sicherlich kopiert und wieder kopiert worden sein, um ihre Erhaltung zu sichern. Das geschah auch mit anderen antiken Urkunden, die erst langsam vergessen wurden, und später mit dem Verschwinden ihrer Bewahrer d. i. der alten Priesterschaft, auch verschwanden.

Archäologen, die in Mesopotamien arbeiteten, gruben alte chaldäische Ziegelsteine aus, auf welchen die Astronomen von Chaldäa vermerkt hatten, der Frühling beginne, wenn die Sonne in das Sternbild des Stieres eintrete. Da, wenigstens seit der christlichen Zeit, der Frühling beginnt, wenn die Sonne in das Sternbild des Widders eintritt, d. i. um den 21. März, schließt man aus diesem enormen Klimaunterschied, daß die chaldäische Zivilisation uralt sein mußte, wie die Chaldäer selbst behaupten. So ähnlich, durch die Feststellung der Lage

des Äquinoktiums, weist der Zodiakus von Denderah auf eine Zeit hin, die nicht um Hunderte von Jahren, sondern um Hunderte von Jahrhunderten zurückliegt, und er deutet so das Alter der ägyptischen Zivilisation an. Denn die Position zeigt, daß mehr als dreieinhalb »große Jahre« über das kosmische Zifferblatt gegangen sind, daß die Sonne um ihre Sonne nicht weniger als dreiundeinhalbes »großes Jahr« sich gedreht hat.

Da sorgfältige Beobachtung durch astronomische Statistiker festgestellt hat, daß die durchschnittliche Präzession der Äquinoktien 50,2 Sekunden im Jahr beträgt, können wir nach rückwärts rechnen und uns unseren Weg durch den ganzen Himmelskreis bahnen, bis wir den Punkt erreichen, den der Zodiakus von Denderah angibt. Es sind 360 Grade im großen Kreis des Zodiakus, und der Bewegung der Präzession entsprechend, würden 25 800 Sonnenjahre ein »großes Jahr« ausmachen. Jede vollständige Umdrehung beträgt daher nicht weniger als 25 800 Jahre, und eine kurze Berechnung ergibt, daß mindestens 90 000 Jahre vergangen sind seit dem Datum, das der Zodiakus vom Denderahempel angibt.

90 000 Jahre! Ist solch eine Ziffer nicht unglaublich, unmöglich? Die ägyptischen Priester-Astronomen dachten nicht so; denn Herodot, der griechische Geschichtsschreiber, sagt uns, daß sie ihm mitteilten, ihr Volk betrachte sich als das älteste der Menschheit, und daß es in ihren heiligen Akademien und Tempeln seine eigenen Urkunden aufbewahrte, die sich über 12 000 Jahre von der Zeit seines Besuches an, zurück erstreckten. Herodot war, wie wir wissen, vorsichtig mit seinen Angaben, und erhielt mit Recht den Titel »Vater der Geschichtsschreibung«. Sie hatten ihm weiterhin gesagt, daß die Sonne zweimal da aufgegangen war, wo sie heute untergeht, und zweimal da untergegangen war, wo sie heute aufgeht. Die Folgerung aus dieser außerordentlichen Feststellung ist, daß die Pole der Erde vollständig ihre frühere Stellung verändert haben, enorme Umwälzungen von Land und Wasser verursachend. Solche Umwälzungen haben, wie wir aus geologischen Forschungen wissen, tatsächlich stattgefunden, aber ihre Daten führen

uns in unendlich ferne Perioden zurück. Ein Resultat dieser Veränderungen mußte darin bestehen, daß das Klima an den Polen früher tropisch anstatt arktisch war.

Niemand bestreitet übrigens heute, daß das ganze Nordeuropa, die Britischen Inseln inbegriffen, einst mit einem riesigen, viele hundert Fuß dicken Eismeer bedeckt war, das alle Täler ausfüllte und nur die Gipfel der Berge und die höchsten Hügel freiließ. Ein derartiger Zustand des Planeten konnte nur durch gigantische astronomische Veränderungen bewirkt worden sein. Die Feststellung der ägyptischen Priester ist daher als richtig anzusehen.

Nur besaßen sie keine geologischen Kenntnisse wie wir heutzutage; sie besaßen nur ihre alten Urkunden, in Steinobelisken gemeißelt, auf Lehmtafeln geschrieben, in Metallplatten geritzt oder auf Papyri mit Schilfrohr geschrieben. Es gab auch eine überkommene Geheimlehre, und eine Geschichte, die nur in den Mysterien mündlich verkündet wurde und auf diese Weise durch ungezählte Jahrhunderte von Mund zu Ohr ging.

Wie hätten die Priester, die keine Geologie kannten, von so konvulsivischen planetarischen Veränderungen Kenntnis haben können, ohne diese Urkunden, die sie besaßen? Diese Kenntnis rechtfertigt ihre Behauptung, solche Urkunden zu besitzen; sie läßt gleichfalls die Existenz von alten Original-Tierkreisdarstellungen vermuten, deren teilweise Kopie die von Denderah darstellen würde.

90 000 Jahre können im Licht dieser Tatsachen nicht als eine unmögliche Zahl betrachtet werden. Sie bedeutet nicht, daß die ägyptische Kultur sich notwendigerweise damals auf ägyptischem Boden befand: das Volk mit seiner Kultur mag auf irgend einem anderen Kontinent gelebt haben und erst später nach Afrika ausgewandert sein — das ist ein Punkt, der außerhalb des Bereichs meiner gegenwärtigen Ausführungen liegt — aber warum sollten wir davor zurückschrecken, die Tatsache zuzugeben, daß sie existierten?

Unsere Geschichte Ägyptens beginnt mit der ersten Dynastie, aber wir müssen bedenken, daß das Land lange vor den ersten Urkunden,

die wir besitzen, bevölkert war. Die Geschichte dieser frühesten ägyptischen Rasse, die Namen ihrer Könige, sind den Ägyptologen unbekannt. Die frühe Geschichte Ägyptens ist an die verlorene Geschichte von Atlantis gebunden. Die ägyptischen Priester, die gleichzeitig Astronomen waren, bekamen ihren Zodiakus von Atlantis; darum kann der Zodiakus von Denderah den Durchgang größerer Revolutionen der Sterne aufweisen, als die Tierkreise unserer geschichtlichen Ära nachzuweisen vermögen.

Wir begrüßen jede neu entdeckte Spur dieser alten Zivilisation mit Ausrufen des Erstaunens. Zu einer Zeit, in der wir — den heutigen Begriffen von »Fortschritt« entsprechend — vernunftgemäß erwarten, daß diese Leute roh, primitiv, barbarisch gewesen sein müßten — entdecken wir stattdessen, daß sie kultiviert, verfeinert und religiös waren.

Wir halten es gewöhnlich für gewiß, daß wir, je weiter wir in unserer Erforschung der Vergangenheit des Menschengeschlechts zurückgehen, desto mehr uns einem Zustand der Wildheit nähern. Die Wahrheit ist, daß selbst in den entferntesten prähistorischen Perioden wir wilden und kultivierten Menschen zugleich auf diesem Planeten begegnen. Die Wissenschaft, die nunmehr ein Alter der Welt ausgerechnet hat, das die beschränkte menschliche Vorstellungskraft verblüfft, konnte bis jetzt noch nicht genügende Daten sammeln, um ein genaues Bild der prähistorischen Zeitalter und des menschlichen Lebens jener Zeiten aufzuzeichnen. Aber sie schreitet fort, und eines Tages wird sie dieses Bild besitzen. Laßt uns deshalb nicht zu eilig die 90 000 Jahre der Tempeldokumente der ägyptischen Priester ablehnen, und ihnen höchstens fünf- oder sechstausend Jahre zugestehen, wie viele es tun; denn das Alter unseres Planeten ist ein ständiger stiller Vorwurf für die Menschen, die so gering über unsere Vorwelt denken, während das Alter des Universums sie in ihrer Ablehnung eher beschämen als bestärken sollte. Denn draußen in den unermesslichen Tiefen des Himmels gibt es seltsame Friedhöfe des Alls, wo tote Sterne und erkaltete Weltkugeln, die einst allen Glanz und alles

Gepränge vergangener Zivilisation trugen, nun der harten Stunde ihrer endgültigen Auflösung entgegengehen.

§

Ich ging noch einmal auf das Dach hinaus und stand hinter dem niedrigen Parapett, das die Mauern krönte. Ein einheitliches Panorama kultivierter Felder umgab den Tempel und verlor sich dann in den schimmernden gewellten Sandhügeln der Wüste. Bauern beugten sich über ihre kleinen Ackerstreifen und verrichteten ihr uraltes Werk mit den gleichen Werkzeugen und in der gleichen Weise wie ihre Vorfäter der biblischen Zeiten. Ihre Ochsen drehten mühsam und geduldig das gleiche knarrende Wasserrad, das die Ochsen ihrer Ahnen gedreht hatten. Ihre Kamele trugen widerstrebend dieselben großen Lasten, wie sie auf den Rücken der Tragtiere in Pharaonenzeiten gelegen hatten. Sie hatten den reichen Boden dieses schmalen Stückes Land, das seit undenkbaren Zeiten Ägypten heißt, aufgewühlt und umgebrochen, ohne jemals seine erstaunliche Fruchtbarkeit zu erschöpfen. Die Ernten wuchsen und wurden in diesen friedlichen smaragdnen Ebenen, diesen üppigen flachen Feldern aus Nilschlamm mit einer Mühelosigkeit eingebracht, die es in keinem anderen Land der Welt gibt. Unfehlbar kam jedes Jahr der willkommene Segen, das Steigen des Nils, wenn die vielgereisten Gewässer wie durch Zauber sich von Blau in Braun verwandelten, und gleichmäßig ansteigend, die kostbare Gabe frischen lebenspendenden Schlammes über das ausgedörrte Land ergossen. Ja, der alte Nil war eine Mutter für die glücklichen Kinder, die an seinen Ufern lebten, und die in rührender Weise darauf vertrauten, daß ihre uralte Mutter sie mit ihrer Milch ernähre.

Ich sah nach dem Fluß hinüber. Der Nil! Welcher Zauber liegt in diesem Namen? Zweimal täglich mußten die ägyptischen Priester in seinem Wasser baden, um ihre Reinheit zu erhalten, und zweimal jede Nacht. In Indien tun die Brahmanen noch heute das Gleiche im glei-

chen Sinn; nur daß sie das Wasser des Ganges oder Godiwari über sich gießen und sich nachts nicht stören lassen. Beide, Ägypter und Inder, hatten die gleiche Theorie — daß die Menschen einen unsichtbaren persönlichen Magnetismus durch den Verkehr und die Berührung auf einander übertragen, und daß häufige Waschungen notwendig seien, um sich von diesen Einflüssen zu befreien, die oft unerwünscht und noch Schlimmeres sind.

Aber der Nil ist mehr als ein großes Wasserband, mehr als ein Strom, der sich durch einen halben Kontinent erstreckt. Er ist ein lebendes Wesen, ein verständiges Geschöpf, das die Last auf sich genommen hat, Millionen von Menschen zu ernähren, Frauen und Kinder, Tiere und Vögel gleichermaßen. Während unzählbarer Jahrhunderte hat er Streifen um Streifen Schlamm auf die Felder gebracht und Ägypten zum Wunder unseres Planeten gemacht. Es ist das einzige so fruchtbare Land das ich kenne, und das einzige, in dem ich je so wenig Regen gesehen habe. Das ist die magische Tat dieses freundlichen Stromes, daß er einen Streifen Wüste, der zwischen zwei parallelen Linien lohfarbener Hügel liegt, in wertvollen, fruchtbaren Boden verwandelt hat. Hier in diesen Feldern unterhalb des Tempeldaches, leiteten die Bauern das schlammige Wasser in schmale Gräben, die ihre Felder hin und her durchkreuzten. Das Wasser wurde durch eine Anzahl von Wasseraufzügen gehoben und vom Ufer aus in Hunderte von Kanälen geführt. Ich hörte einem bis zum Gürtel entblößten Mann zu, der über seinen Wasseraufzug gebeugt stand, wie des Pharaos halbentblößte Bauern sich über die gleichen Apparate gebeugt hatten. Er sang im Rhythmus mit jeder Bewegung der knarrenden hölzernen Maschine, die monoton Wasser in einem Eimer hochzog und ausgoß. Sie bestand aus nichts als einer langen, biegsamen Stange auf einer horizontalen Stütze befestigt; am tieferen Ende war ein schweres schwingendes Gewicht angebracht. Der Eimer wurde mit einem Strick an das andere Ende gehängt. Wenn man den Strick nach unten zog, sank der Eimer ins Wasser, wenn man losließ, stieg er gefüllt herauf und schüttete das Wasser in einen Graben. Diese alte Erfindung hat sich für

*Hieroglyphische
Reliefs*



*Der Tempel
von Denderah*



*Der Tierkreis
von Denderah*



den Bauern vor fünftausend Jahren als wertvoll erwiesen; heute erweist sie es für den Bauern des zwanzigsten Jahrhunderts. Ich ging nach der anderen Seite der Terrasse, und sah einen anderen Teil dieser Landschaft, welche die Augen verschwundener Priester und toter Pharaonen erblickt hatten.

Die Lybischen Hügel erhoben sich plötzlich im Westen — rosa Festungswälle hinter dem Tempel — gleichsam als Schutz und Schirm für ihn. Da und dort war der Sand eingedrungen und türmte sich zu Haufen, überall wo die Hügel niedriger waren oder ihren langen Kamm senkten. Die roten Höhen sahen wie lebendige Flammen aus, die ungeheure Zungen aus der Erde streckten, und dann durch Zauberkraft zu Stein geworden waren. Vielleicht brannten sie auch noch, denn eine schwere Hitze schlug mir von ihnen her ins Gesicht, als die starke Sonne des zunehmenden Tages sie traf.

Diese langen Hügelketten dehnen sich durch Ägypten bis ins ferne Nubien aus, gleichlaufend mit dem großen Strom, den die Natur ihnen auf diese mysteriöse Weise zu hüten anbefohlen hatte. Nur wenige Meilen von seinen Ufern gelegen, hindern sie ihn, in die weite traurige Einsamkeit der afrikanischen Wüste abzufließen und dort im Sande zu verrinnen. Ob es mit vorbestimmter Absicht geschah, überlegte ich. Ohne diese erstaunliche Anordnung von Fluß, Hügel und Ursprung hätte es kein Ägypten geben können, kein Land, dessen Geschichte so weit in die schlummernden Schatten des Altertums hineinreichte. Und ich nahm die Antwort an, die meine Gedanken aus den tieferen Quellen des Seins schöpften — daß die Götter, deren Instrument und nichts anderes die Natur war, sicher diese Einrichtung getroffen hatten, als sie den Weg für die mächtige Zivilisation bahnten, die sich in Erfüllung ihrer hohen Absichten erheben sollte.

Jede große menschliche Struktur, so wie dieser weiße Tempel von Denderah auf dessen Dach ich stand, wurde in Erfüllung eines Planes geschaffen, der im Geist seiner Architekten entstand. Ebenso war das Zusammenschließen einer größeren Anzahl von Individuen zu einer Nation von den Göttern vorbedacht, von jenen heiligen Archi-



Säulen in der großen
Halle des Tempels
von Amen

Königin Hatschepsut

Der Obelisk
der Königin
Hatschepsut



Obelisk der Königin Hatschepsut



tekten, unter deren Obhut und Fürsorge die ganze Menschheit existierte und noch existiert.

Ich ging die alte Treppe hinunter und kehrte zum Eingang zurück, um das Innere des Haupttempels zu studieren, den ich rasch durchschritten hatte, um die Mysterienkapelle zu sehen, die mein Interesse am meisten anzog. In der weiten offenen Vorhalle trugen vierundzwanzig riesige weiße Säulen, deren viereckige Kapitelle das gemeißelte, aber verstümmelte Antlitz der Göttin Hathor zeigten, und deren Seiten mit Hieroglyphen bedeckt waren, das schwere Gesimse des majestätischen Portals. Ihr Antlitz erschien auf jeder der vier Seiten des Kapitells, und eine kleine Säule war unter der Deckplatte als ein Teil ihres Kopfputzes eingefügt. Wie traurig schien der Gedanke, daß dieser Tempel, der Ägyptens Göttin der Schönheit und Liebe geweiht war, der gehörnten Hathor selbst, so wenig durch die Natur zerstört worden war (es ist vielleicht der besterhaltene von all den alten Tempeln, die es heute noch gibt, und einer der wenigen, die so vollständig geblieben sind) und so sehr durch Menschenhand. Fast all die riesigen Frauengesichter sind durch fanatische Wut zerschlagen worden, obwohl ihre langen Ohren und massiven Kopfputze noch vorhanden sind. Denn Denderah war einer der prachtvollsten Tempel in ganz Ägypten, einer von denen, die noch in der Zeit benützt wurden, als das Edikt des Theodosius i. J. 379 a. D. den alten Kult abschaffte, und damit der ohnehin sterbenden Religion den Todesstoß versetzte.

Sein Gesandter Cynegius führte seine Befehle gründlich aus. Er schloß alle Tempel und Einweihungsräume und verbot jede Feier von Mysterien und alten Riten. Das Christentum, oder vielmehr die Kirche, hatte schließlich triumphiert. Nun überflutete der unduldsame Pöbel Denderah, trieb die Priester aus und zertrampelte das Zubehör ihrer Ritualien. Sie warfen Hathors Statuen um, plünderten ihre goldenen Altäre und verstümmelten die Hauptteile ihrer gemeißelten Züge, wo sie nur irgend erreichbar waren.

An anderen Orten trieben sie es noch schlimmer, denn sie zerstörten die Mauern, zerbrachen die Säulen, zerschmetterten die Riesen-

statuen, und machten das Werk von tausend Jahren zunichte. So ist das wechselnde Glück der Bekenntnisse, deren Gläubige damit anfangen, die Schrecken des Märtyrertums und der Verfolgungen zu erleiden, und damit enden, sie ihrerseits anderen anzutun. Sie müssen die Kunst ihrer Vorgänger vernichten, um eine eigene zu schaffen.

Stolze gekrönte Ptolemäer fuhren einst in goldenen Wagen vor einer Bevölkerung zum Tempel hinauf, die in Ehrfurcht schwieg; so dachte ich, als ich im Begriff war, einzutreten. Und Massen versammelten sich in dem verlassenem Tempelhof.

Ich blieb an einer Stelle zwischen den riesigen dicken Säulen des Portikus stehen, wo ich aufschauend die schöne blaue Decke sehen konnte, die mit vielen Sternen gesprenkelt war und den Zodiakus als Schmuck trug. Und nun in die zweite Halle, wo das strahlende afrikanische Blau die sechs kolossalen Säulen, die darin standen, nicht mehr beleuchtete, wie es ihre zahlreicheren Brüder im Vorraum beleuchtet hatte. Ich ging weiter in den großen dämmrigen Tempel, mit meiner Taschenlampe da und dorthin leuchtend. Nun fiel das Licht auf mit Mitren gekrönte Gestalten, die tief in die Seiten der Säulen eingemeißelt waren, viereckig gerahmt oder von vielen hieroglyphischen Zeichen umgeben und durch breite horizontale Bänder von einander getrennt. Dann zeigten sich Gestalten von Pharaonen und ihrer Gottheiten auf den Wänden, manche auf ihren Thronen sitzend, manche in einer Prozession schreitend. In einer tief eingehauenen Darstellung nähert sich Ptolemäus der Isis und dem jungen Horus, mit Opfergaben in beiden Händen; eine schön gezeichnete Ornamentik krönte die Szene. Überall waren die Gesichter zerkratzt, teilweise ausgebrochen oder verstümmelt. Und überall kehrte Hathor wieder; die massiven Schäfte der Steinsäulen zeigten ihren Kopf und die Wände die ganze Gestalt.

Ich wanderte langsam durch die ganze Länge der Haupthalle — viel mehr als zweihundert Fuß — in einer Atmosphäre, die einigermaßen ungeeignet für Studium und Nachdenken war. Denn die durch Jahrhunderte eingesperrte Luft war schwer von Staub, und übler Ge-

ruch drang in die Nase. Hoch oben in dem geschwärzten Dach und zwischen den Säulenköpfen schwirrte und quiekte eine Legion häßlicher geflügelter Biester, die wütend über mein unerwartetes Erscheinen in einer Jahreszeit waren, in der Touristen niemals in ihr Reich eindringen. Fledermäuse waren es, »Eindringling« pfiffen sie im Chor. »Eindringling! das ist keine Zeit, um in Ägypten zu reisen. Tu dein aufdringliches Licht fort, mit seinem starken, erschreckenden Glanz, und geh selbst fort; laß uns unsere ehrwürdigen Sitzplätze und ererbten Versammlungsräume zwischen den düsteren Hathorköpfen und schwarz überzogenen Karniesen. Fort mit dir!« Aber ich hielt stand und ließ mir Zeit für meine Aufgabe, indem ich die künstlerischen Malereien großer Skarabäen und geflügelter Sonnen genau betrachtete. Sie waren kaum zu erkennen unter dem Schmutz, der den umfangreichen Plafond bedeckte. Die Fledermäuse benahmen sich wie Kreaturen, die plötzlich verrückt geworden sind. Sie flatterten hin und her, als ob sie in Bedlam wären, und äußerten fauchend ihren Ärger über mich. Als ich mich schließlich seitwärts wandte und durch einen engen Korridor in die Räume unter dem Gebäude hinabstieg, hörte ich, wie sie allmählich nachließen und zu ruhigerem Tun und vernünftigerem Benehmen übergingen.

Wenn die große Halle ein melancholischer, aber interessanter Raum war, schienen die unterirdischen Krypten, in die ich nun gelangte, noch melancholischer. Diese dunklen Kammern waren in die ungeheuer dicken Wände der Fundamente eingebaut, und auch sie waren reichlich mit gemeißelten Halbreiefs geschmückt, welche die Riten schilderten, die innerhalb dieser Wände einst vollzogen wurden.

Ich verließ diese grabähnlichen Kammern und kehrte zu dem herrlichen Portikus zurück. Schwere Türen, mit glitzerndem Gold verkleidet, verschlossen ihn ehemals. Ich wanderte nun um die Außenseite des Tempels.

Man vermochte es kaum zu glauben, daß der größte Teil dieses Baues, als Abbas Pascha ihn um die Mitte des letzten Jahrhunderts wieder entdeckte, unter einem Hügel von Sand und Trümmern lag,

wie in einem Grab; seine Schönheit wartete auf Hilfe durch die Spitzhacke und den Spaten des Exkavators. Wieviele Bauern mögen darüber hinweggegangen sein, wenig davon wissend und sich wenig darum kümmernd, daß unter ihren Füßen die Vergangenheit lag. Ich blieb stehen, um an der äußeren Rückwand das berühmte Reliefbildnis der Kleopatra zu studieren, die freigebig Geld spendete, um den Tempel zu restaurieren, als Teile davon während ihrer Lebenszeit zu verfallen begannen. Sie wurde dadurch belohnt, daß man ihr zu Ehren das Wandrelief schuf. Ihr kleiner Sohn Cäsarion stand auf dem Bild neben ihr; sein Gesicht ähnelte merkwürdig dem seines großen Vaters, Julius Cäsar. Das Gesicht seiner Mutter schien mir kein wirkliches Portrait; die alten ägyptischen Münzen wirken ähnlicher. Sie war die letzte der langen Reihe ägyptischer Königinnen, diese berühmte Ptolemäertochter, und als Julius Cäsar seine eindringenden Legionen über das Mittelmeer brachte, lebte sie als seine Mätresse, fast von dem Tag seiner Ankunft ab, mit ihm. Wie merkwürdig, überlegte ich, daß diese Frau Ägypten durch Julius Cäsar mit einer fernen kleinen Insel verband, die mehr als achtzehnhundert Jahre später eine so mächtige Rolle in Ägyptens eigener Geschichte spielen sollte. Wie merkwürdig auch, daß diese römischen Soldaten mit ihren eigenen Kulturen die ägyptische Serapisanbetung nach Britannien brachten und auf diese Weise vor so langer Zeit einen weiteren, wenn auch indirekten Kontakt zwischen beiden Ländern schufen.

Auf dieser gemeißelten Wand erschien sie mit der gehörnten Scheibe der Hathor als gutsitzendem Kopfschmuck, unter dem eine Menge geflochtenen Haares sich ausbreitete. Das Antlitz war fett und plump und das einer herrischen Frau, die gewöhnt ist, starken Willen zu zeigen und, mit guten oder schlechten Mitteln, ihre Absichten durchzusetzen. Es war ihr Einfluß, der Julius Cäsar veranlaßt hatte, mit dem Traum zu spielen, aus Alexandria die Hauptstadt seines Reichs und das Zentrum der Welt zu machen.

Hier war sie, ausgesprochen semitisch aussehend, ein Typus, wie er in jedem jüdischen, arabischen oder assyrischen Stamm zu finden

ist, aber kaum griechisch-ägyptisch. Mit ihr ging die einheimische Herrschaft zu Ende, überlegte ich, als ich auf einem splitterigen Steinbalken saß, ebenso wie eine der anerkannten Schönheiten der alten Welt, und eine Frau, die eine bemerkenswerte Rolle in der Geschichte gespielt hatte. Es war ein bestürzender Gedanke, daß eines großen Mannes Schicksal — und das einer ganzen Nation — mitunter vom Lächeln einer Frau abhängt.

Die Fronten der Tempelwände waren bis zu den Gesimsen mit Halbreliefs geschmückt, und reichlich mit hieroglyphischen Inschriften bedeckt, die in die Oberfläche eingeritzt waren. Die ausgeglichenen schönen Linien der gemischten alphabetischen und Bildzeichen waren an und für sich schon dekorativ. Sie wiesen auf die Tatsache hin, daß im alten Ägypten, ebenso wie im alten China und Babylon, jeder, der schreiben lernen wollte, auch zeichnen lernen mußte, so daß ein gelehrter Schreibkundiger und Priester in diesen Ländern bis zu einem gewissen Grad auch Künstler war. Einen Gedanken über irgend einen Gegenstand durch eine bildliche Darstellung auszudrücken, war die erste natürliche Grundlage der ersten Schreibversuche der primitiven Menschen. Aber die Ägypter begannen nicht wie primitive Wilde, um nach und nach ihren Weg zu einer elementaren Kultur zu finden — die Legende schreibt die Erfindung der ganzen hieroglyphischen Schrift dem Gotte Thoth zu und bewahrt so in populärer Form eine geschichtliche Wahrheit auf. Denn es war ein Gottmensch, ein Adept namens Thoth (genau Tehuti), der dieses Schreibsystem als eine vollständige Offenbarung den Atlantis entstammenden Auswanderern an den Nilufeln schenkte, ehe die letzte Flut die letzte atlantische Insel hinwegspülte. Thoth war der Verfasser des Totenbuches. Er ist teilweise durch sein eigenes System, unter der Hieroglyphe des Ibis, abgebildet — jenes seltsamen Vogels mit stelzenartigen Beinen und langem Schnabel.

Die Studien der vergleichenden Philologie beweisen in zunehmendem Maß, daß die verschiedenen Sprachen sich aus gewissen Grundsprachen entwickelten, und daß diese wiederum aus einer gemein-

samen, universalen Ursprache entstanden. Wenn diese Sprachen eines Tages auf ihre Ursprünge zurückgeführt sein werden, wage ich zu behaupten, daß die letzte Quelle in atlantischen Tagen zu suchen sein wird.

Bei den Alten hieß es, daß die Hieroglyphen »sprechen, bedeuten und verbergen«. Das heißt, daß sie eine dreifache Bedeutung hatten. Die erste von ihnen war ihr einfacher, gewöhnlicher, phonetischer Wert, der nötig war, um die Sprache zu sprechen; darüber hinauszugehen war für den gewöhnlichen Menschen unmöglich. Zweitens gab es die weitere Bedeutung, welche die Hieroglyphen dem Schreiber vermittelten, nämlich der geschriebene Sinn oder der symbolische Ausdruck des vom Ungelehrten gesprochenen Wortes in grammatikalischer Form auf Papyrus und Stein. Endlich ist noch der esoterische Sinn zu erwähnen, der nur den eingeweihten Priestern bekannt war, und von ihnen geheim gehalten wurde.

»Die Worte Gottes« — das war die Beschreibung oder der Name, den die Ägypter dem System der Hieroglyphen gaben — nicht nur, weil sie glaubten, das System sei ihnen von einem ihrer Götter offenbart worden, sondern auch, weil der verborgene Sinn dieser seltsamen Schriftzeichen vor der Masse geheim gehalten wurde. Diese Bedeutung wurde nur jenen offenbart, die Eingeweihte der Mysterien waren. Und kein Ägyptologe von heute hat mehr tun können, als den populären Sinn der Hieroglyphen zu übersetzen, was ohnehin eine vorzügliche Leistung war; das andere geht über sein Vermögen. Denn »die Worte Gottes« beanspruchen eine geistige und ehrerbietige Betrachtung, ehe sie ihr innerstes Geheimnis preisgeben — die gleiche Behandlung, wie sie die Geheimnisse verlangen, welche in der Einweihungskammer der ägyptischen Mysterien offenbart wurden.

Plotinus, ein Eingeweihter, der im alten Alexandria lebte, spielte auf die symbolische Bedeutung der Hieroglyphen an, als er schrieb:

»In der strengen Forderung nach Wahrheit oder in der Auslegung, die sie ihren Schülern freiwillig gaben, gebrauchten die ägyptischen Weisen in ihren Tempeln keine geschriebenen Zeichen (die nur Nachahmung von Stimme und Sprache sind), aber sie zeichneten

Figuren und offenbarten den in ihnen enthaltenen Gedanken durch die Gestaltung jener Bilder auf eine Weise, daß jedes Bild ein Stück Wissen und Weisheit enthielt. Sie sind die Kristallisierung der Wahrheit. Danach nahmen Meister oder Schüler den Inhalt der Bilder, zerlegten ihn in Worte, und fanden den Grund, warum es so und nicht anders sein mußte.«

Tatsache ist, daß die Ägypter, wie auch andere Nationen der ältesten östlichen Länder, niemals daran dachten, Religion und weltliches Leben in wasserdichten Abteilungen von einander zu trennen, und daher nie auch nur im Traum beabsichtigten, Sprache, Schrift und Rede als reine Verkehrsmittel zu gebrauchen. Genau wie sie glaubten, daß Namen magische Bedeutung besäßen, symbolisierten sie in ihrem hieroglyphischen Alphabet die Grundsätze jenes geheimen Wissens, das hinter den verschlossenen Türen der Mysterien mitgeteilt wurde.

Nur derjenige, der vor den heiligen Osiris geführt worden war, den »Besieger des Todes«, der Männer und Frauen »neu geboren« werden ließ (was das Totenbuch als das Ziel der höchsten Einweihungsgrade bezeichnete), konnte die letzte Bedeutung der Hieroglyphen erklären und auslegen. Sie waren das vollkommenste System der Buchstabensymbolik, das die Welt besaß.

Auch Herodot, der selbst ein Eingeweihter war, bestätigt, glaube ich, irgendwo, daß die Hieroglyphen in ihrer verborgenen Bedeutung für durchaus heilig und symbolisch galten, und daß letztere nur den höchsten Graden der Priesterschaft bekannt war. Und Jamblichus, ein anderer alter Eingeweihter, schrieb, daß die geheime hieroglyphische Sprache von den Göttern selbst benützt würde.

Ich will in Form einer Frage einen Hinweis auf das Prinzip geben, das den geheimen Sinn der Hieroglyphen erklären kann.

In den Hieroglyphen ist die sitzende Person als den Göttern zugehörig gedacht, deshalb ist sie gewöhnlich als ein Teil des geschriebenen Namens der ägyptischen Gottheiten dargestellt, und wird mit den Hieroglyphen über ihren skizzierten Portraits gezeigt. Nun, warum nahmen die Ägypter eine sitzende Figur und nicht eine stehende?

Lieber aber, als den Zorn der akademischen Professoren der Ägyptologie herauszufordern, die vollständig berechtigt wären, eine Laieneinmischung in ihre geheiligten Bezirke zu verachten, überlasse ich es dem Leser, über diesen Wink hinaus seine Antwort selbst zu suchen.

Die Arbeit der großen Ägyptologen innerhalb ihres eigenen Arbeitsfeldes verdient jedes Lob. Denn ohne sie — und das Schicksal — würden die geschriebenen Schätze auf den Tempelwänden und Papyrustexten niemals entziffert worden sein.

Die Rolle, welche das Schicksal in diesen Entdeckungen spielte, ist augenfällig. Wenn Napoleon nicht Ägypten überfallen hätte, wären diese Wände und Texte vielleicht unentziffert geblieben. Napoleon war in außerordentlicher Weise selbst ein Mann des Schicksals und wirkte auf die Geschicke jedes Königreiches, jedes Menschen und jedes Gegenstandes ein, mit dem er in Berührung kam. Er war in Wahrheit ein Werkzeug der Vorsehung, aber auch eines der Nemesis. Seine Invasion eröffnete den Weg zum Verständnis von Leben und Gedankenwelt des alten Ägypten. Es war oft schon das unbewußte Werk des Soldaten, den Weg für das Werk des Gelehrten vorzubereiten, für die Botschaft des geistigen Lehrers oder die Waren des Händlers — oder auch manchmal sie alle zu zerstören — wie die Geschichte unzweifelhaft beweist.

Im Beginn der griechischen Herrschaft über Ägypten fing man an, die alte Sprache abzulegen. Die neuen Herrscher versuchten naturgemäß, griechisches Wissen und griechische Sprache unter den gebildeten Klassen vorherrschend zu machen. Die wichtigsten Regierungsposten wurden zum Beispiel nur jenen Ägyptern gegeben, die das Griechische beherrschten. Die alte heilige Schule von Heliopolis, wo eine große Zahl von Priestern ausgebildet und wo die ägyptische Sprache aufrecht erhalten worden war, wurde unterdrückt und geschlossen. Von einzelnen Priestern abgesehen, die eigensinnig und heimlich an der überkommenen Sprache festhielten, wurde das griechische Alphabet praktisch zum nationalen Alphabet Ägyptens.

Am Ende des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung

konnte man in ganz Ägypten niemand mehr finden, der fähig gewesen wäre, den einfachen alltäglichen Sinn hieroglyphischer Inschriften zu deuten, geschweige denn, neue aufzuzeichnen.

Fünfzehnhundert Jahre gingen dahin. Die Kunst des Lesens der Hieroglyphen war gänzlich verloren. Und dann stahl sich Napoleons sturmgeschüttelte Fregatte unter der Nase von Admiral Nelson nach Alexandria.

Seine Armee warf eifrig Befestigungen auf und grub sich ein. Eine der ersten Stellungen, in der sie sich festsetzte, war die wichtige strategische Position an der Nilmündung, nahe dem Hafen von Rosetta. Hier machte ein junger Artillerieoffizier, Leutnant Boussard, die sehr wichtige Entdeckung, die schließlich einen Schlüssel zur Auslegung der Hieroglyphen lieferte. Denn die Spaten seiner Leute, welche die Fundamente für das Fort St. Julien aushoben, lockerten den Boden um eine zerbrochene Platte von schwarzem Basalt, die er ans Licht brachte. Er bemerkte sofort die Wichtigkeit dieses nun berühmten »Rosettasteins«, denn er trug eine dreisprachige Inschrift, ein Dekret der Priester von Memphis mit Ehrenverleihungen an Ptolemäus V. Es waren auf seiner Oberfläche vierundfünfzig Zeilen griechisch eingraviert, mit gleichlautenden Übersetzungen in zwei andere Schriften: die hieroglyphische und die demotische.

Der Stein wurde nach Europa geschickt, wo Gelehrte darüber arbeiteten, bis sie schließlich die Übereinstimmung zwischen dem griechischen und dem hieroglyphischen Alphabet herausfanden. Mit diesem Schlüssel in Händen waren sie in der Lage, den Sinn der Papyri und anderer Inschriften zu entziffern, welche der Welt durch viele Jahrhunderte Rätsel aufgegeben hatten.

XIV. Kapitel

TAGE IN KARNAK

Endlich befand ich mich im wirklichen Ägypten, dem alten faszinierenden Ägypten, der Landschaft, wo Nil, Tempel und Felder, Dörfer und Himmel gemeinsam einen lebendigen und verführerischen Eindruck des Landes erwecken, das Pharaonen mit Glanz regierten und wo die Pflastersteine täglich vom Echo der Priestergesänge widerhallten. Hier in Luksor, 450 Meilen stromaufwärts von Kairo, glitt man in die Vergangenheit ohne Mühe hinein und sah auf eine Landschaft, die an so manche der alten Szenen erinnerte. Es ist der Süden, oder Oberägypten, wie die Geographen es seit uralten Zeiten nennen, der am meisten von dieser Szenerie für den heutigen Beobachter bewahrt hat.

Seine berühmte klassische Hauptstadt: Theben, Homers »hunderttorige Stadt« ist verschwunden, aber es hat Karnak hinterlassen, einst das Hauptquartier der ägyptischen Priesterschaft.

Heute ist Karnak die Perle dieser Region. Der Ruhm seiner ausgedehnten Menge von zwar nun zerfallenen, aber immer noch stattlichen Tempeln hat sich über die ganze Welt verbreitet. Es besitzt den größten Tempel, der noch in Ägypten zu sehen ist, die große Halle des Amen-Ra, dem in alten Zeiten alle anderen Tempel Ägyptens tributpflichtig waren. So machte ich denn Karnak zum Ziel meiner Pilgerschaft und wanderte zwischen seinen modrigen Ruinen und zerbrochenen Säulen im hellen Licht der Sonne und beim schwächeren Licht des Mondes umher.

Karnak, das im Norden von einem Wald grüner Palmen begrenzt ist, liegt zwei oder drei Meilen flußabwärts von Luksor, und etwas mehr landeinwärts. Man erreichte es auf einer staubigen Straße, die

durch eine weite Ebene unter blaßblauem Himmel führte, vorbei an dem weißen Kuppelgrab eines Scheichs und einem Tamariskenhain — bis ein großes Sandsteintor plötzlich ins Blickfeld geriet. Wiedehopfe waren überall in den Feldern und pickten eifrig Nahrung von dem Stoppelboden. An den Wegseiten sah man, da und dort aus der Erde ragend, sonderbare, kopflose, halbzerschlagene oder verdrehte Glieder einer doppelten Reihe kleiner, widderköpfiger Sphinxen. Sie standen einst den ganzen Weg entlang von Luksor bis Karnak, aber nun sind die meisten in den angrenzenden Feldern begraben. Hunderte mußten ursprünglich zu beiden Seiten der drei Meilen langen Straße errichtet worden sein.

Dieses wundervolle, zwanzig Meter lange Eingangstor bot einen fesselnden Anblick.

Die Form des Tores, mit seinen großen schrägen Seiten und gewölbten, überhängenden Architraven bildet einen schönen, mächtigen Ausdruck architektonischer Kunst. An der Front befand sich das gemeißelte Relief des Ptolemäers, der es erbaut hatte; es stellte ihn dar, während er den Göttern Thebens Opfer darbringt. Vier vertikale ausgehöhlte Rinnen, welche die ganze Höhe des mächtigen Portals entlangliefen, zeigten, daß hölzerne Flaggenstangen dort früher angebracht worden waren, um buntes Fahmentuch an Tempelfesten flattern zu lassen und üble Einflüsse fernzuhalten.

Als ich durchgegangen war, befand ich mich in dem offenen Hof des Tempels des falkenköpfigen Khonsu, dieses Gottes, der nach volkstümlicher, uneingeweihter Anschauung der Sohn des Amen war. In der Mitte befanden sich die abgebrochenen Stümpfe einer doppelten Säulenreihe. Auf den Wänden war eine heilige Prozession von Booten abgebildet, die den Nil hinauf nach Luksor fuhren, und das Bild des Amen-Ra mit sich führten. Ich drang in das ruinenhafte Heiligtum ein, wo einst das heilige Tempelboot des Khonsu aufbewahrt worden war. All der Mummenschanz, der zwischen diesen Wänden sich abspielte, bedeutete dem Volke viel, auch den Priestern, welche Macht haben wollten, und den Königen selbst. Aber er be-

deutete der geringen Zahl der Eingeweihten wenig, die Riten und Zeremonien rein symbolisch auffaßten und nicht als Manifestationen einer Wirklichkeit.

Und weiter entdeckte ich eine Reihe von interessanten Basreliefs, jedes in einer besonderen Einfassung, an der östlichen Wand einer inneren Kammer, die neben dem Heiligtum lag. Worauf mein Blick zuallererst fiel, war eine Skulptur meines Freundes aus jener langen Winternacht-Meditation — des Sphinx!

Ich merkte sofort, daß ich auf etwas wichtiges gestoßen war, denn man könnte tagelang suchen, ohne den Sphinx auf einem Wand- oder Säulenrelief zu finden.

Die erste Tafel zeigte den Pharaon Ramses IV. vor der Göttin Ament, der er eine Statuette darbot. Die letztere hatte eine flache Basis und trug zwei Figuren.

Vorne kauerte ein Kind, kein anderes als Horus, der Sohn des Osiris. An der einen Seite seines Kopfes war eine große Haarlocke. Er war mit den Symbolen der Sonne und der Schlange gekrönt. Seine linke Hand ruhte auf einem Knie, die Rechte war zum Gesicht erhoben, den Zeigefinger auf den geschlossenen Lippen — Schweigen gebietend.

Die Gestalt hinter ihm war der Sphinx.

Ament hatte ihre rechte Hand zu Ramses erhoben; sie hielt ein Henkelkreuz in den Fingern und wies mit dem Ende direkt zwischen die Augenbrauen des Königs.

Was war die Bedeutung dieser Szene?

Der Ägyptologe würde zweifellos eine völlig zusammenhängende und einleuchtende Erklärung geben, und eine, die von seinem eigenen Standpunkt aus durchaus korrekt wäre. Er würde uns sagen, daß der König einfach im Begriff war, den Göttern zu opfern — mehr nicht. Sehr oft sind diese Wandszenen nur abgebildete Geschichten oder Darstellungen von Kriegstriumphen. Zweifellos war diese Szene nichts derartiges, sondern wies auf einen besonders heiligen Ritus hin, umso mehr, als sie sich auf einer anderen Wand dicht beim Heiligtum be-

fand, dem Allerheiligsten dieses Tempels. Und genau wie das System der ägyptischen Hieroglyphen verwendet wurde, um einen esoterischen Sinn zu verdecken, den nur die eingeweihten Priester kannten, obwohl die gleichen symbolischen Schriftzeichen benützt wurden, so hatten auch die Gestalten, unter denen die Götter dargestellt wurden, einen zweiten tieferen Sinn für die Eingeweihten der alten Zeiten. Die innere Lehre dieses Bildes kann daher auch nur von jemandem entdeckt werden, der mit den Methoden und Lehren der Mysterien vertraut ist.

Die Bedeutung dieser Tafel lag speziell in der Handlung der Göttin Ament. Das Henkelkreuz oder Kreuz mit einem Kreis auf der Spitze, mit dem sie in die Mitte zwischen Ramses' Augenbrauen zeigte, wurde durch die eingeweihten Priester »der Schlüssel der Mysterien« genannt, und bedeutete die Zulassung zu den Mysterien selbst. Für Ägyptologen bedeutet es indessen nur das Leben. Als Schlüssel symbolisierte es das Öffnen des behüteten Tores dieser erhabenen Institution, aber als geometrisches Muster versinnbildlichte es den ewigen Geist des Eingeweihten, der sich triumphierend aus seinem »gekreuzigten« irdischen Körper erhebt. Der Kreis, von dem weder Anfang noch Ende zu sehen ist, bedeutete die Unsterblichkeit des gottähnlichen Geistes, während das Kreuz den todähnlichen Zustand der Trance symbolisierte, in die der Eingeweihte versenkt wurde, und somit seinen Tod, seine Kreuzigung. In gewissen Tempeln wurde er tatsächlich an ein hölzernes Lager gefesselt, das die Form eines Kreuzes hatte. Der Punkt zwischen den Augenbrauen ist die ungefähre Lage einer Drüse im Gehirn — der Zirbeldrüse —, deren komplizierte Funktion die Ärzte immer noch beschäftigt. In den ersten Graden der Einweihung wurde diese Drüse durch den Hierophanten zu einer gewissen Aktivität gebracht, die den Kandidaten zeitweise befähigte, psychische Visionen von Geistern zu sehen, die sich in seiner Nähe versammelten. Die Methode die angewandt wurde, war zum Teil mesmerisch, hing aber zum Teil auch von gewissem starkem Räucherwerk ab.

Wenn also Ament ihr Kreuz zwischen die Augen des Pharao hielt,

teilte sie ihm auf diese Weise mit, daß er zu den Mysterien zugelassen und daß er zeitweise hellseherische Visionen haben werde. Aber es war ihm verboten, anderen zu enthüllen, was er während seiner Einweihung sehen und erfahren würde. Das wurde durch die erste Figur, die Statuette des Kindes Horus — »Horus vom Horizont«, in Wirklichkeit der Gott Hormaku, der von jeher mit dem Sphinx zusammen genannt wurde — angedeutet, dessen Finger, auf die geschlossenen Lippen zeigend, strenges Schweigen befahl. Ähnliche Bilder standen in der Nähe der Heiligtümer und Mysterienkammern aller Tempel, jede mit dem Finger auf den Lippen, symbolisch Stillschweigen über die heiligen Mysterien anbefehlend.

Ament selbst war der weibliche Amen, »die Verborgene«. Die Handlung des Königs, der die Statuette als Opfer darzubringen schien, sollte versichern, daß er bereit war, das Opfer ewigen Stillschweigens zu bringen.

Auf der flachen Basis der Statuette und hinter der Gestalt des Hormaku ruhte die gemeißelte Figur des Sphinx. Warum?

Der Sphinx, ebenso wie der in Trance befindliche Eingeweihte, der während der Einweihung die Sprache völlig verlor, schweigt immer. Sein ganzes Leben lang hat er niemals ein hörbares Wort zu einem Menschen gesprochen. Der Sphinx wußte immer seine Geheimnisse zu hüten. Was waren diese alten Geheimnisse?

Es waren die Geheimnisse der Einweihung.

Der Sphinx hütete den mächtigsten Einweihungstempel der Welt — die große Pyramide.

Denn der feierliche Zugang zu der letzteren war immer vom Nilufer aus — und jeder, der vom Strom kam, um hineinzugehen, mußte am Sphinx vorbeikommen.

Der Sphinx symbolisierte mit seinem eigenen Schweigen beides, das Schweigen und die Geheimhaltung der Einweihung.

So war dem Pharao verkündet worden, daß er die größte mystische Enthüllung zu erwarten habe, die es für Menschen gab.

Drei weitere Tafeln vervollständigen diese interessante Serie von

Mysterienbildern, zu denen jeder beliebige Tourist heute Zutritt hat, aber denen sich zu nähern in alter Zeit, außer für einige wenige Bevorzugte, verboten war. Sie beschrieben die Ergebnisse von des Königs Annäherung an die Mysterien.

Die zweite Tafel zeigte ihn zwischen dem erwachsenen falkenhäuptigen Horus und dem Thoth mit dem Ibishaupt. Jeder Gott hielt ein Gefäß über Ramses' Kopf, aber anstatt eines Wassergusses schütete jeder einen Strom von Henkelkreuzen über ihn und um ihn herum aus.

Nun war Thoth der Gott der Weisheit und der Geheimwissenschaft. Hier verlieh er, mittels der Einweihung, jenes geheime vereinigte Wissen um psychische Kräfte und geistige Erfahrung, für das Ägypten einst so berühmt war. Er war auch der Herr des Mondes. Alle magischen und religiösen Zeremonien und speziell alle Einweihungen in die Mysterien wurden daher des Nachts vollzogen und zwar zur Zeit jener Mondphasen, die den größten Einfluß hatten: Neumond und Vollmond.

Der erwachsene falkenhäuptige Horus war der Sonnengott. Seine Rolle in dieser Szene versinnbildlichte, daß die Einweihung, obwohl des Nachts begonnen, am Tage, bei Anbruch der Dämmerung, endete. Wenn die Strahlen der Morgensonne auf das Haupt des Kandidaten fielen, sprach der Hierophant über ihm bestimmte mächtige Worte, und er erwachte.

Die dritte Tafel zeigte Ramses, nun der weise Eingeweihte, wie er von zwei anderen Göttern vorwärts geführt wurde, die seine Hände zum Willkommensgruß ergriffen hatten, und ihm das bekannte Kreuz vorhielten, womit sie andeuteten, daß sie ihn, der das Ziel erreicht hatte, in ihre Gemeinschaft aufnahmen. In der letzten Szene war der König abgebildet, wie er dem Gotte Amen-Ra eine Statuette darbietet; diese Statuette war ein sitzender Gott, der eine Feder auf dem Kopf trug — der Gott der Wahrheit. Der Pharao hatte nun Weisheit erlangt und würde in Zukunft mit »wahrer Stimme« sprechen und sein Leben am Altar der Wahrheit aufopfern. Das bedeutete, daß er in Gedanken

Tempelvor in Karnak



König Seti I., ein Relief

Eingangstor des Einweihungstempels des Osiris in Karnak



*Scheich Abu Schrupp (vorne links)
mit anderen Würdenträgern*



und Handlungen sich gehorsam den geistigen Gesetzen anpassen würde, die das menschliche Leben regieren, und die ihm eben durch die Einweihung entschleiert worden waren.

So vermittelten mir diese gemeißelten Bilder einen Einblick in das geheime innere Leben eines gelehrten Pharaos, und etwas von dem Sinn der berühmten, aber exklusiven ägyptischen Mysterien.

Und dann zog es mich westwärts zu einem schönen kleinen Tempel, in dem einige dieser wenigen Eingeweihten ihre Weisheit erlernt hatten. Es war ein Altar der osirischen Mysterien, und für mich, so klein er war, eine der wichtigsten Stellen in ganz Karnak. Hier an den Türpfosten sah ich Skulpturen, welche den Ptolemäer, der ihn errichtet hatte, darstellten, wie er vor Osiris selbst geführt wurde. Jenseits der Schwelle befand ich mich in einer länglichen Säulenhalle, deren farbige und vielbeschriftete Decke von zwei schönen, mit Schilfrohr und Blumen ornamentierten Säulen getragen wurde, jede von ihnen mit Hathors starrendem Gesicht gekrönt. In der östlichen Wand waren zwei kleine Fenster mit Steingittern, aber das geringe Licht, das durch sie eindrang, war nicht mehr nötig, denn drei große Blöcke waren von dem Steindach verschwunden und durch diese Öffnung kam Licht in Fülle.

Jenseits davon war ein schmaler Vorraum, dessen Wände mit kühnen Basreliefs und senkrechten Reihen von Hieroglyphen bedeckt waren. Und — ein seltener Anblick in Anbetracht des ruinösen Zustandes der meisten noch stehenden anderen Tempel — drei vollkommen erhaltene Torbögen, die aus den End- und Seitenwänden dieses kleinen Vorraums führten. Jede Oberschwelle war mit einem Architrav gekrönt, der durch eine Reihe von mehr als zwanzig prachtvollen Kobras gebildet wurde. Die Schlangen waren keine Halbreiefs mehr, die in die Oberfläche der Wände gemeißelt wurden, sondern richtige Skulpturen. Ihre Köpfe waren erhoben und die Hauben aufgebläht. Das vertraute Emblem der geflügelten Sonne ruhte auf einem Gesims über jeder Reihe; das ganze bildete ein massives Ornament, das fast meterhoch war.

*Kurna, das Dorf des
Scheichs*



Das Dorf Karnak



Diese königlichen Kobras bedeuteten meiner Ansicht nach, daß die drei Kammern, in welche die Eingänge führten, im Tempelplan von erheblicher Wichtigkeit waren. Ich ging durch den Ausgang am anderen Ende (die Türen selbst sind nicht mehr vorhanden, aber die oberen und unteren Gelenkpfannen, in welche sie eingelassen waren, sind deutlich sichtbar), und erreichte einen kleinen Altar, dessen Seitenteile mit dem anbetenden König geschmückt waren, sowie mit dem Standbild der Göttin Hathor. Darunter gähnte eine große Öffnung im Steinboden, die sich beim Licht der Taschenlampe als der zertrümmerte Eingang zu einer unterirdischen Krypta herausstellte. Ich prüfte nochmals die beiden Seitenkammern und fand Löcher in den Ecken, die zu der gleichen Krypta hinunterführten sowie zu einer unterirdischen Passage. Tatsächlich war der ganze Unterbau wie eine Honigwabe mit Gewölben und Korridoren durchsetzt; rechts vom Portikus entdeckte ich zwei andere Bodenöffnungen, die sich über engen Gängen auftaten, deren Staub völlig unbetreten war.

Die Untersuchung ergab, daß einer dieser Gänge unterirdisch bis zum Tempel von Khonsu selbst weiterführte.

Der ganze Boden des Tempels war so dick mit Staub bedeckt, daß man folgern muß, er habe sich seit Jahrhunderten angehäuft. Ich suchte den alten Steinboden nach menschlichen Spuren ab, aber von dem Abdruck nackter Füße abgesehen, zweifellos denen des arabischen Wächters vom nahen Khonsutempel, konnte ich kein Anzeichen beschuhter Füße entdecken. Über den ganzen Boden lag der Staub dick angehäuft, und die einzigen Unterbrechungen seiner Oberfläche waren die zahlreichen zierlichen Muster, die eine oder zwei kleine Schlangen von einem Loch zum andern gezogen hatten, deren Spur klar zu verfolgen war. Ich grübelte darüber, wie lange es wohl her war, seit Touristen oder Reisende das einsame Schweigen dieses Altars gestört hatten. Ich wußte, daß ein Reiseführer diesen Tempel mit dem Kommentar abtat, er sei kaum einen Besuch wert. Ich wußte auch, daß Besucher weder willkommen noch erwartet waren, denn die Abteilung für Antiquitäten der Regierung hatte ein geschlossenes Holz-

gitter vor dem Eingang anbringen lassen. Ich hätte nicht hineingehen können, wenn ich nicht den arabischen Führer des Haupttempels dazu gebracht hätte, einen Schlüssel von seinem Bund zu nehmen, mich zu diesem kleinen Osirisheiligtum zu führen und das Gitter aufzuschließen. Warum? War es wegen dieser gefährlichen Löcher im Boden?

Welche Bedeutung hatten diese geheimnisvollen Krypten und melancholischen Korridore? Ich erinnerte mich an die seltsame, grabenumgebene Krypta, die aus vierzig Fuß hohen Trümmerhaufen ausgegraben worden war, und die ich in Abydos angestaunt hatte.

§

Als ich über diese Sache nachdachte, schien der grabartige Raum vor meinen Augen hell zu werden, und ich sah von neuem die Feier des alten Ritus, der Tod und Auferstehung des Osiris dramatisierte. Es war dieser Ritus, den ich, in Stein gemeißelt, an den Wänden des kleinen Mysterientempels gesehen hatte, der auf der Dachterrasse von Denderah stand — der Ritus, den ich als Vision und persönliches Erlebnis aus der Nacht kannte, die ich in der düsteren Königskammer der Großen Pyramide verbrachte — der Ritus, den der atlantische Osiris als ein Vermächtnis den Hohepriestern des alten Ägypten hinterlassen hatte.

Warum wurden so traurige und dunkle Räume für diese geheimen Einweihungen bevorzugt?

Die Antwort ist dreifach: vollständige Sicherheit und Geheimhaltung für dieses privilegierte und schließlich auch gefährliche Experiment zu haben; die leichtere Herbeiführung des Trancezustandes beim Kandidaten dadurch zu erreichen, daß man ihm den Anblick seiner Umgebung entzog und ihn so hinderte, seine Aufmerksamkeit von dem inneren Zustand abzulenken, in den er geraten sollte; und endlich einen völligen Symbolismus zu schaffen, der den Herzen der Alten so teuer war. Nach dem Zustand geistiger Dunkelheit und Unwissenheit, in dem der Hierophant ihn zu Anfang der Einweihung

fand, wurde er beim Erwachen von den Strahlen der Sonne an einem anderen Ort getroffen, wohin er am Schluß des Erlebnisses der geistigen Erleuchtung gebracht worden war. Nach einer langwierigen Einweihung, die abends angefangen hatte und mit der Morgendämmerung endete, war der neugeschaffene Eingeweihte aus der materialistischen Unwissenheit (Dunkelheit) erlöst, und in die geistige Wahrnehmung (Licht) aufgestiegen.

Die geheimen Riten der Mysterien wurden in unterirdischen Krypten durchgeführt oder auch in vorbehaltenen Kammern nahe dem heiligen Altar, oder in kleinen Dachtempeln, nie an anderen Orten. All diese Räume waren für die Öffentlichkeit verboten, die sich ihnen nicht nähern durfte, ohne furchtbar bestraft zu werden. Die Hierophanten, welche es unternommen hatten, einen Kandidaten einzuweihen, hatten eine schwere Verantwortung. Sein Leben und sein Tod waren in ihren Händen. Denn ein unerwarteter Eindringling, der den heiligen Ritus der Einweihung unterbrach, bedeutete den Tod des Kandidaten, nicht minder als die Unterbrechung einer heiklen chirurgischen Operation unserer Zeit den Tod des unglücklichen Patienten bedeuten kann. Und was war schließlich die Einweihung anderes als eine Art psychischer Operation, eine Abtrennung des seelischen vom physischen Teil des Menschen? Daher wurden alle Einweihungsräume außer Reichweite angeordnet und gut bewacht. Denjenigen, die nahe dem Altar der großen Tempel lagen, konnte man sich nur in völliger Dunkelheit nähern, denn wenn man den Eingang durchschritt, ließ das Licht nach, um vollständig zu erlöschen, wenn die Schwelle des heiligen Schreines überschritten wurde. Wenn der Kandidat erst in völligem Trancezustand war, ließ man seinen Körper in dieser beschützenden Dunkelheit, bis die Einweihung vorbei war und er hinaus ans Licht gebracht wurde.

Jene Kammern, die unterirdische Gewölbe waren, wurden in der gleichen Weise benützt, und jedes Licht wurde während des Trancezustandes ausgelöscht, so daß die Krypten symbolisch und tatsächlich zu Gräbern wurden.

§

Ich ließ mich in eines der Löcher fallen und untersuchte ein dunkles Gewölbe, in dem die Priester einst ihre allerheiligsten Riten zelebriert hatten, und trat dann erleichtert in die freundliche Sonne und die frische Luft hinaus.

Ich ging durch die riesigen Portale des schönen Tempels des Amen-Ra auf meiner weiteren Wanderung durch den verdunkelten Glanz von Karnak. Diese Portale schienen als Durchgang für Riesen geschaffen, eher als für winzige Menschen. Sie türmten sich wie Gebirge über meinem Kopf. Die ägyptische Neigung zu übertriebener Größe erhob sich manchmal zu verblüffenden Dimensionen, wie im Falle der großen Pyramide in Kairo und der Säulenwände, in deren Schatten ich stand. Sie waren etwa fünfzig Fuß dick, dicker als jede Festungsmauer sein müßte. Gut war tatsächlich die Außenwelt daran verhindert, die heiligen Bezirke dieses Tempels zu entweihen, den die Alten stolz den »Thron der Welt« nannten. Ach, es war heute nur noch ein zerbrochener Thron, und als ich in den weiten Vorhof kam, fand ich eine große Menge zerstörten Mauerwerks, dessen Armseligkeit nur durch einige noch stehende Säulen gemildert wurde. Ich durchschritt langsam dieses Viereck, nackte Erde und Unkraut unter den Füßen, wo einst ein wundervoller Mosaikboden gewesen war, der sich über Hunderte von Fuß in der Länge erstreckte.

Nachdem der Raum durchschritten war, kam ich zu einem hohen Tor, das mit farbigen Halbreliefs bedeckt war und zwischen den zertrümmerten Resten eines anderen Tores stand, das nur noch eine verworrene Masse von heißen, zerfallenen Steinen war, jeder äußeren Form beraubt. Dieses Tor mußte sich einst hundert Fuß hoch über dem Boden erhoben haben. Verschwunden waren die sieben Stufen, welche die Erbauer vor dem Eingang erstellt hatten — sieben symbolische Grade von des Menschen Fortschritt aus der niedrigen Welt der täglichen Existenz zu der höchsten Sphäre geistiger Vollendung. Denn die Ägypter — wie viele der Alten — verstanden sich wohl auf die

geheimnisvollen Zahlen, die dem ganzen Aufbau des Alls zu Grunde liegen. Sie wußten, daß der siebente Tag oder Grad Ruhe brachte, die höchste Ruhe für den Menschen, nicht weniger als für andere geschaffene Wesen und Dinge. Ich hatte diese Siebenzahl in allen Tempeln durch das ganze Land hindurch gefunden und in erstaunlicher Klarheit innerhalb der Großen Galerie der Großen Pyramide. Deshalb hatten sie auch jene Stufen, die durch Menschenhand und Zeit fast ganz aus dem Boden gerissen waren, passend an den Eingang zum Vorraum von Karnaks größter und eindrucksvollster Gestaltung gesetzt, der großen Hypostilos-Halle des Amen-Ra.

Ich trat ein, und ein verwirrender Ausblick auf sechzehn enge Reihen von Säulen eröffnete sich vor mir. Die Sonnenstrahlen fielen auf eine Szenerie, die in meiner Erinnerung nicht ihresgleichen hat. Fast jede dieser hundertunddreißig aufrechten Säulen warf einen starken horizontalen Schatten auf den ungepflasterten Boden. Die weißen Steinschäfte standen aufrecht wie eine Armee riesiger Soldaten. Auch ihr Umfang war unglaublich, er betrug durchschnittlich dreißig Fuß. Er war monströs, dieser großartige architektonische Maßstab, dieser dreihundert Fuß breite Wald kolossaler steinerner Bäume — er war eben ägyptisch.

Und der Pharaos, der den größten Teil dieser Halle erbaut hatte, war Seti, der auch den Tempel von Abydos einst schuf, wo mich so unaussprechlicher Frieden umgeben hatte. Hier konnte man sich nicht des Eindruckes von Stärke und Macht erwehren, der aus der verschwundenen Zeit der Erbauer dieses Tempels herüberwehte. Seti lebte nicht lange genug, konnte nicht lange genug leben, um diese Riesenschöpfung zu vollenden; daher übernahm der große Ramses die unfertige Aufgabe, indem er die Felsen von Assuan in riesige, behauene Säulen verwandelte, und ihnen dreißig Tonnen geschmückter Architrave aufsetzte, ohne Zement oder Metallbindungen zu verwenden. Der Eindruck von all dem war, die Seelen zu einem weiteren Blick zu bringen, sie aus dem kleinlichen, kläglich mageren Betätigungskreis herauszuheben, großen Ehrgeiz und höhere Strebungen zu wecken und

Sehnsucht nach größerer Betätigung der eigenen Energien. Man wollte schließlich wie Ramses selbst sein, mächtige Tempel von wunderbarer Höhe planen und bauen und um sie her große, mustergültige Städte, wo die Menschen im Licht edlerer Gedanken und Ideale leben konnten.

Einst hatte diese Halle der vielen Gebete Dach und Pflasterboden; nun stand sie der Bläue des Himmels offen, während der Boden aus einer Mischung von Erde, Sand, Unkraut und Steinen bestand. Als das mächtige Dach sie noch bedeckte, mußte das Innere der Halle wohl recht dunkel gewesen sein, denn das einzige Licht wäre widerwillig durch steinvergitterte Oberlichtfenster über dem mittleren Eingang hereingelassen worden. Aber das mächtige Dach war in hundert Stücke zerfallen, von denen wenig übrig war.

Man mag jene alten Architekten nicht kritisieren, aber die Tatsache liegt klar zu Tage, daß diese starken, ausladenden Säulen viel zu eng aneinandergedrängt standen. Eine bessere Einteilung würde weitere, weniger unterbrochene Ausblicke gewährt haben. Vielleicht lag den Alten aber mehr an ihrem Symbolismus und weniger an den Ausblicken.

Jede Säule war verschwenderisch ornamentiert und trug schwere Knospen, oder glockenförmig gemeißelte kelchartige Oberteile, die schön gerundeten Oberflächen der Schäfte waren mit farbigen Bildern und geschriebenen Hieroglyphen bedeckt; die gleichen gemeißelten Verzierungen befanden sich auf den Wänden und den Architraven. Sie waren aus der Geschichte der ägyptischen Götter und Könige entnommen; einige waren in unverändert gebliebenen Farben gemalt. Ich erkannte die gemalten Figuren in länglichen Rahmen — König Seti, wie er in Gegenwart des Gottes Thoth unter dem heiligen Baum von Heliopolis anbetete — wie er die Hettiter vor seinem siegreichen Wagen hertrieb, wie er große Zedern vom fernen Libanon als Flaggenmaste für seine Tempel heranschaffte und wie er triumphierend in sein eigenes geliebtes Land zurückkehrte. Es waren noch viele andere Figuren da, die einen halb nackt, die anderen vollständig bekleidet,

aber alle mit jenen seltsam gespannten, in die Ferne gerichteten Zügen, die für dieses Volk charakteristisch waren. Auf der südlichen Wand waren Hieroglyphen in eine Stele eingegraben, die in die Mauer eingelassen war, welche den ersten offiziellen Vertrag der Geschichte bekundeten. Es war der zwischen Ramses dem Großen, »dem Tapferen, dem Sohn von Seti I., dem großen Herrscher Ägyptens«, und dem Hettiterkönig Khetesar, »dem Sohn des Meresar, dem großen Herrn von Kheta« wie der Text ihn nannte. Er schloß mit den hübschen Worten:

»Der gute Vertrag des Friedens und der Verbrüderung, der für immer Frieden zwischen ihnen schließt.«

Ich ging weiter zu einem engen, ungedeckten Hof, wo ein einzelner massiver Obelisk mit einem pyramidalen Finger zum Himmel wies, und einen purpurnen Schatten auf den Boden warf. Er trug das königliche Zeichen Thothmes' I., der ihn errichtet hatte, und sein Schaft war mit drei vertikalen Reihen von Inschriften bedeckt. »Dem Horus, dem Geliebten der Wahrheit, der König von Ober- und Unterägypten, Amen. Er schuf dies als ein Monument für seinen Vater, Amen-Ra, den Führer der Beiden Länder, indem er zwei Obelisk für ihn errichten ließ, sogar besonders große, mit doppelter Fassade«, sagt ein Teil der Inschriften. Immer diese große Anbetung der Götter.

Weiterhin, zwischen den zerbrochenen Überbleibseln einer Kolonnade erhob sich ein anderer Obelisk, noch größer und eindrucksvoller, wie eine flammende Schlangenzunge aus dem Boden. Nahezu hundert Fuß hoch ragte er in den Himmel — der zweithöchste Obelisk, der noch auf der Welt existiert. Dieser aufgerichtete Monolith aus schimmerndem rosa Granit trug an der Basis die stolze prahlerische Inschrift, die Spitze sei in eine Legierung von Gold und Silber gefaßt, so daß man sie aus sehr weiter Entfernung sehen könne, und daß das ganze Unternehmen, den Granit auszubrechen und von Syene her zu transportieren, für ihn und den zweiten Obelisk, der heute verschwunden ist, nur sieben Monate gebraucht habe. Er wurde von einer Frau errichtet, die in gewisser Weise die Königin Elisabeth, und mehr

noch, von Ägypten war — der energischen Königin Hatschepsu. Sie kleidete sich manchmal wie ein Mann und regierte mit strenger Männlichkeit, diese langnasige Dame mit den starken Kiefern, die hohe Obelisk und massive Tempel errichtete, Forscherexpeditionen aussandte und das Szepter der Pharaonen wegen ihres Geschlechts nicht weniger mächtig schwang; den Schleier hatte sie abgelegt, mit allem, wofür er gedacht war, nach dem Tode ihres Gatten.

Man lese die hochmütige Widmung dieses Obelisk, die in die vier Seiten des Unterbaues in hieroglyphischen Buchstaben eingemeißelt ist:

»Ich saß in meinem Palast und dachte an meinen Schöpfer, als mein Herz mir befahl, zwei Obelisk, deren Spitzen den Himmel erreichten, für ihn zu errichten in der edlen Säulenhalle, die zwischen den beiden großen Toren Thothmes' I. steht. Wenn sie in späteren Jahren mein Monument sehen, laßt sie ausrufen: Das ist es, was ich geschaffen habe! Unter meinem Befehl wurde dieser Berg aus Gold geformt. Ich herrsche über dieses Land wie der Sohn der Isis; ich bin so mächtig wie der Sohn des Nu, wenn die Sonne im Morgenschiff ruht und im Abendschiff verweilt. Es wird ewig verbleiben, so wie der Nordstern. Dies sind in Wahrheit zwei große Obelisk, durch meine Majestät mit Gold umglänzt, um meines Vaters Amen willen, und aus Liebe, um seinen Namen zu verewigen. Sie mögen für immer im Gehege des Tempels aufrecht stehen. Sie sind aus einem massiven Granitblock, ohne jede Fuge oder Teilung.«

§

Ich ging zu dem großen Tor, das einst zum Tempel des Mut führte, den der zweite der Ptolemäer erbaute. Aber heute führt es auf palmenumgrenzte Felder. Die lieblichen Linien und schönen Flächen hielten meinen Blick immer wieder fest. Über der Oberschwelle spielte die Skulptur der geflügelten Sonne, der antiken Anschauung nach, die

Rolle einer Hüterin, um den Eingang vor üblen Einflüssen zu bewahren.

Ich ruhte mich in einem roten, rechtwinkligen Raum aus, auf dessen Wand der Name Philipps von Mazedonien eingraviert war; eine Münze von ihm, in der gütigen Erde wohl erhalten, hatte ich erst kürzlich etwa zehn Meilen von hier gefunden. So suchte ich meinen Weg durch die ruinösen Höfe und zerfallenen Heiligtümer von Karnak, zwischen grauen, dachlosen Wänden, die mit gemeißelten Reliefs bedeckt und mit rosa Granitaltaren geschmückt waren, deren Statuen von Göttern und Göttinnen geraubt worden waren, und um Haufen von zerstörtem Mauerwerk herum. Ich ging nachdenklich auf einem kahlen, geschlängelten Pfad zu einem Platz, wo ein Gebäude bis auf den Grund zerstört und abgetragen worden war, und kam zu einer Anhäufung von verstümmelten Sphinxen und Idolen mit Löwinnenhäuptern. Ich ging vorsichtig durch die dornigen grünen Brombeerranken, die in der zerstörten Halle Thothmes' III. wucherten, und stand dann nachdenklich unter dem niedrigen Architrav des halb verschwundenen Altars am anderen Ende. Welche Könige waren wohl oft stolz diesen Weg entlang gegangen und hatten ihre Siege auf Säulen und Wänden verewigt — und wo waren sie jetzt? Thothmes, Amenhotep, Seti, Ramses, Tut-anch-Amon, Ptolemäus — die bärtigen Gesichter jener Männer, die Ägypten beherrscht und sein Schicksal vor Tausenden von Jahren gelenkt hatten, zogen als Prozession an mir vorüber und entschwanden dann in die Luft. Hatte Stolz irgendwelchen Wert, fragte ich mich, wenn jede Tat und jedes Vollbringen nur dazu bestimmt war, wie Staub fortgeblasen zu werden? War es nicht besser, in dieser Welt ruhig und demütig seines Weges zu gehen und sich daran zu erinnern, daß uns alle Dinge nur durch höhere Gnade geschenkt sind?

Der Tag war fast zu Ende, und hatte angefangen, sich der Dämmerung zu überlassen, wie eine Schlange ihrem Beschwörer, als ich meine Wanderung durch diese Ruinentempelstadt beendet hatte.

Es war einst ein König der zweiundzwanzigsten Dynastie, der eine

Mauer aus Ziegelsteinen baute, um alle Tempel Karnaks zu umgürten, und als sie fertig war, betrug der Umkreis nicht weniger als eineinhalb Meilen. Karnak war eine Sage aus Stein, ein Epos von majestätischer Kraft und unvermeidlichem Untergang, eine zerstörte, aber unsterbliche Herrlichkeit!

Ich zauderte während des wunderbaren aber schnellen Sonnenuntergangs. Wie ein glänzender Engel war er, dessen schimmernder Heiligenschein in jeder Schattierung von Gold zu Rot über den Horizont schwebte und seinen Besuch beendete. Das gewaltige Bild von Ruinen, Feldern und Wüste, übergossen mit so vielen Farben, überwältigte und versenkte mich in hingerissene Begeisterung.

Wieder und wieder kehrte ich nach Karnak zurück und ließ die Tage nichtstehend oder forschend vergehen und trug neuen Vorrat an unvergeßlichen Erinnerungen und ungewöhnlichen Tatsachen zusammen.

Karnaks Eigenart umfing einen, wie aufsteigender Flußnebel, beinahe unmerkbar, bis der Augenblick des Erwachens kam und man sich ganz umspinnen fand. Menschen ohne eine subtile Intelligenz und ohne Feingefühl können in diesen halbzerfallenen Tempeln nichts weiter sehen, als einen Haufen Ziegel, Steine, Staub und Mörtel. Man bemitleide sie! Wir wollen uns von diesen majestätischen Ruinen mit beeindruckten und ehrfurchtsvollen Seelen erheben, im Bewußtsein ihrer Schönheit und Würde, die ihnen selbst in dem gegenwärtigen Zustand traurigen Verfalls geblieben sind.

Ich hatte das Glück, die ganze Gegend für mich allein zu haben, so daß ich mich unbelästigt und ungestört durch andere bewegen konnte. Es herrschte ein heiliges und vollständiges Schweigen, nur hin und wieder unterbrochen durch das einschläfernde Summen von Bienen oder das fröhliche Gezwitscher von Sperlingen. Denn es war Mittsommer, und die ganze Masse der schwitzenden Touristen hatte Luksor verlassen und war längst von der nahenden Woge der furchtbaren Hitze und dem Schwarme von neuentstandenen Insekten und dem anderen tierischen Leben entflohen, das in Südagypen zu dieser

Jahreszeit gehört. Fliegen, Moskitos, Skorpione, Schlangen, um keine anderen Lebensformen zu nennen, kehren in einer Temperatur wieder, welche die Menschen erschlaft, aber abscheuliche Kreaturen und Insekten neu zu beleben scheint.

Aber die Kompensation der Einsamkeit für das Studium war groß genug, um diese Dinge in Kauf zu nehmen, während die Hitze selbst niemals die Schärfe meiner geistigen Interessen abzustumpfen schien. In der Tat, ich fand, daß man sich mit der Sonne befreunden konnte; es war teilweise eine Angelegenheit der geistigen Haltung. Im Augenblick, wo du dachtest, die Sonne werde dir weh tun oder dich schwächen, öffneten sich Türen, um solche Schäden zuzulassen. Aktiver Glaube an innere Hilfsquellen rief sie immer zu fühlbarem Dasein auf.

Für mich war der Vorteil meiner einsamen Inbesitznahme von Karnak riesengroß. Ich konnte mich seiner Stille mit immer neuem Gewinn hingeben.

Die Begabung zur Einsamkeit wird durch diese Jazzepoche nicht ermutigt, der Sinn für Wissenschaft nicht gepflegt in dieser Maschinenzeit. Aber ich glaube an die Notwendigkeit einer kurzen täglichen Zurückgezogenheit, einer kleinen Periode stillen, einsamen Nachdenkens. Dadurch kann man das müde Herz erneuern, und den ermatteten Geist beleben. Das heutige Leben gleicht einem brodelnden Hexenkessel, und die Menschen werden hineingezogen.

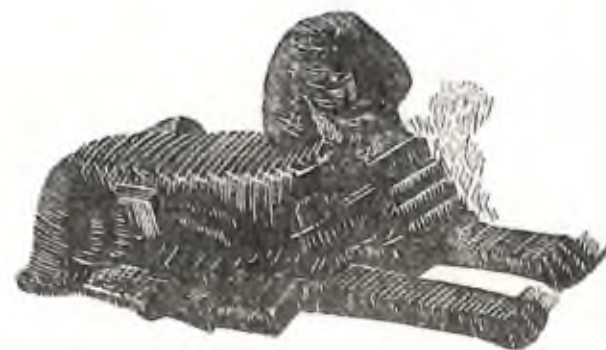
Mit jedem Tag der vorübergeht, werden sie sich selbst fremder und vertrauter mit dem Hexenkessel.

Regelmäßige Meditation zeitigt reichliche Früchte deutlicher geistiger Vertiefung. Sie bewirkt Festigkeit in der Stunde der Entscheidung, Mut, sein eigenes Leben zu führen, unabhängig von der Meinung der Massen, und Bewahrung des Gleichgewichts inmitten des hektischen Tempos von heute.

Das schlimmste im modernen Leben ist, daß es die Fähigkeit tiefen Denkens schwächt. In der ungesunden Hast einer Stadt wie New-York kann der Mensch sich nicht hinsetzen und bedenken, daß

das innere Leben gelähmt wird; er kann nur daran denken, daß er in Eile ist. Der Natur aber eilt es nicht — sie brauchte viele Millionen Jahre, um diese winzige Gestalt zu schaffen, die den Broadway entlang hastet, und sie kann leicht die Zeit erwarten, bis er, ruhiger lebend und friedlicher schaffend, sich aus seinem selbstverschuldeten Unglück und seiner Seelenangst erhebt, um in die tiefe Quelle der göttlichen Gedanken zu schauen, die unter der lärmenden Oberfläche seiner selbst und seiner Umgebung verschüttet war.

Unsere leiblichen Sinne besitzen uns; es ist an der Zeit, daß wir anfangen unsere Sinne zu besitzen. In dem heiligen Schiff der Seele fahren wir in Gewässer, in die die körperlichen Sinne uns nicht zu folgen wagen. Wir können oft die Lehren der Seher verstehen und die Wahrheiten ihrer Bücher und Aussprüche begreifen, indem wir die letzteren auf das Leben der Meditation beziehen, nicht nur auf das tätige Leben der alltäglichen Welt.



NÄCHTE IN KARNAK

Meine Mitternachtsbesuche, und vor allem die unter dem Vollmond, waren besonders faszinierend. Die Nächte Ägyptens ließen seine alten Tempel in einem geheimnisvollen Glanz erscheinen, der enthüllte, was enthüllt werden sollte, und das übrige mit einem Dunkel umfing, das gut zu diesen Tempeln paßte.

Ich hatte verschiedene Methoden versucht, um mich nachts Karnak zu nähern, und sie waren alle gleich bezaubernd. Ich war in einem Boot mit großem Segel unter scharfer Brise rasch den Nil hinunter gefahren; ich war langsam im Sattel auf einem müden Tier geritten, und ich war die alte Straße in einem mehr oder weniger bequemen Pferdewägelchen hinaufgefahren. Aber in dieser Vollmondnacht konnte ich nichts besseres tun, als die paar Meilen zu Fuß zu gehen, so wie die alten Priester selbst in den Tagen des Glanzes und Gepräuges des einstigen Ägyptens. Der Silberschein glitzerte über dem weißen Staub, der dicht auf dem Weg lag, an dessen Rand ich ging. Hin und wieder tauchten Fledermäuse durch die Luft herab und schossen quiekend wieder davon. Im übrigen aber lag das Land in einer tiefen Stille, bis ich das Dorf Karnak selbst erreichte, wo schattenhaft gekleidete Gestalten durch die Nacht an mir vorüberkamen — manchmal mit tanzenden Laternen in den Händen — und wo gelbes Lampenlicht durch unverglaste Fenster schien. Meine Füße schritten lautlos durch den weichen, sandigen Staub, der den Weg bedeckte, aber diese feinhörigen Bauern schienen wie durch einen sechsten Sinn zu wissen, daß ein Fremder des Nachts durch ihr Dorf ging, denn sie kamen einzeln oder zu zweit an ihre Türen, um mich zu sehen, oder lugten

neugierig aus ihren Fenstern. Die Sache war unerklärlich, und in der unwirklichen Welt, die der volle Mond schuf, außerordentlich unheimlich. Ihre Bewegungen veranlaßten ein oder zwei Hunde, ein wenig zu bellen, aber ich beruhigte sie und mich selbst durch einen gemurmelten Gruß, obwohl ich nicht stehen blieb. Ich verstand sie gut, diese einfachen, netten Leute, welche die geringen Ärgernisse des Lebens mit einem leichttherzigen philosophischen »Maleesch« (»schadet nichts!«) abtaten, das etwas Bezwingendes hatte.

Und nun stand das riesige, silbrige Tor des Ptolemäus am Ende meines Weges, wie eine geisterhafte Schildwache des großen Tempels; sein eckiger Aufbau ragte in den indigoblauen Himmel.

Es war aber nicht bereit, mich zu empfangen, denn ein verschlossenes Gitter hinderte den Eintritt. Ich weckte den schlafenden Wächter, der erschreckt aus seiner engen Hütte sprang, und dann seine schläfrigen Augen im hellen Licht meiner elektrischen Lampe rieb. Nachdem er das kleine neuzeitliche Gitter geöffnet hatte, belohnte ich ihn reichlich für die Störung seiner Ruhe, und er ließ mich allein hineingehen. Ich durchschritt den Vorhof und setzte mich für einige Minuten zwischen die Haufen von Sandsteinblöcken, die einst das hohe Tor bildeten, welches den Vorhof von der großen Hypostylos-Halle trennte, und meditierte über die zerfallene Größe dieses Monuments des Amen-Ra. Bald ging ich zwischen den stattlichen Säulen und majestätischen Ruinen der großen Halle selbst umher. Das Mondlicht sprenkelte die Schäfte, die neben mir aufragten, und warf ihre tiefblauen Schatten auf den Boden, so daß die gemeißelten Hieroglyphen einmal als glänzende Reliefs erschienen und im nächsten Augenblick in die Nacht untertauchten. Ich knipste mein Licht aus, außer dort, wo ich des Weges nicht sicher war, damit es nicht mit dem mildereren Licht des Mondes rivalisierte, das den ganzen Tempel in einen Raum verwandelte, wie man ihn nur in Träumen sieht. Plötzlich stand der Obelisk der Königin Hatschepsu vor mir: er sah aus, wie eine herrliche Silbernadel.

Und als ich langsam durch die kaum erleuchtete Dunkelheit in die

bedachten Heiligtümer trat, die jenseits der eindrucksvollen Kolonnaden der Tempelhalle lagen, kam ein leises Gefühl über mich, als ob meine Einsamkeit nicht länger Einsamkeit sei. Indessen, diese erstaunlichen Hallen und die kleineren Kapellen waren seit fünfzehnhundert Jahren nicht mehr von Betern erfüllt. Die verstümmelten Steingötter hatten schweigend ihre Verlassenheit während ebensolanger Zeit ertragen, und ich kannte keinen im modernen Ägypten, dem man vorwerfen konnte, er sei zum alten Glauben zurückgekehrt. Wieso *fühlte* ich dann die Anwesenheit Lebender um mich her, in diesen von der Zeit zerstörten Räumen, die so still waren, wie das Grab selbst?

Ich ließ den Strahl meiner Lampe um mich her fallen; er beleuchtete nur abwechselnd Steinruinen und zerstörte Böden, oder verlieh gemeißelten Bildern und hieroglyphischen Inschriften flüchtiges Leben, enthüllte aber kein Zeichen einer menschlichen Nähe.

Ich kam von diesem bedrückenden Gefühl nicht los, als ich weiterging, ein einsamer Besucher in tiefer Nacht. Die Nacht bringt immer ihre besonderen Schrecknisse mit sich und verschärft die geringste Angst, aber ich hatte gelernt, diese weichen ägyptischen Nächte zu lieben und mich ihnen gerne hinzugeben, von deren überirdischer Lieblichkeit ich nicht loskam. Aber diese vermoderten Tempel von Karnak nahmen unheimliche Linien in dem seltsamen, bleichen Licht an, und ich spürte eine unbehagliche Reaktion gegen die Stunde sowohl wie gegen die Umgebung. Warum war ich so erregt?

Ich ging den alten gepflasterten Weg entlang, der zu den nördlichen Ruinen und direkt zu dem exquisiten kleinen Tempel des Ptah führt. Ich durchschritt den kleinen Säulenhof, und nachdem ich durch ein anderes Tor gegangen war, überschritt ich die Schwelle des Heiligtumes selbst.

Ein heller Mondstrahl beleuchtete eine der seltsamsten Statuen dieses Raumes, die der Göttin Sekhmet. Sie wohnte allein in der düsteren Kammer, die verlassene Gestalt einer Frau mit dem Haupt einer Löwin. Dieses grimmige, finstere Haupt paßte gut zu der Rolle, die ihr die ägyptische Mythologie zuwies, die einer strafenden Zerstörerin

der Menschheit. Welches Entsetzen muß sie ihren Opfern eingeflößt haben, die keine Gnade von ihr zu erwarten hatten!

Ich setzte mich auf eine Granitplatte und beobachtete, wie die Mondstrahlen über die zerfallenen Wände tanzten. Irgendwo, weit weg, erhob sich das schwache Geheul eines streifenden Schakals. Als ich still und passiv dasaß, kroch mir wieder das geisterhafte Gefühl unsichtbarer Gesellschaft übers Herz, der Furchtschauer, den Ungewißheit immer mit sich bringt.

Ob die Geister dieser stolz aussehenden Priester und ihre Scharen frommer Beter immer noch diese alte Stätte besuchten und ihre Gebete zu Ptah murmelten, zu dem, der das symbolische Szepter der Macht und der Festigkeit in Händen hielt? Schwebten die Geister entschwendener Priester und gewesener Könige hin und her in ihren alten Heimen, wie lebende Schatten ohne Substanz?

Ich erinnerte mich unwillkürlich an die seltsame Geschichte, die mir ein Freund in Kairo, ein englischer Beamter in ägyptischen Diensten, erzählte. Er hatte einen jungen Mann getroffen, der mit der Aristokratie nah verwandt war, und als gewöhnlicher Tourist für einige Wochen aus England nach Ägypten gekommen war. Er war ein vergnügter, zufriedener Junge und hatte nur Interesse für materielle Dinge. Als er nach Luksor ging, kam er für einen Nachmittag nach Karnak, wo er die große Halle im Tempel des Amen-Ra abknipste. Als das Negativ entwickelt und abgezogen war, war er sehr erstaunt, auf dem Bild die Gestalt eines großen ägyptischen Priesters zu sehen, der mit dem Rücken an einer der Säulen, die Hände über der Brust gefaltet, stand. Dieser Zwischenfall machte einen so mächtigen Eindruck auf den jungen Mann, daß sein ganzer Charakter sich änderte, und er ein eifriger Erforscher psychischer und geistiger Dinge wurde.

Ich konnte mich nicht entschließen, von dem Steinsitz aufzustehen, aber ich blieb in staunendem Nachdenken und unbehaglichem Sinnieren in der schweigenden Gesellschaft dieser Steingottheiten sitzen.

So verging eine halbe Stunde, und dann mußte ich in eine Art von Träumerei versunken sein.

Eine Hülle schien vor meinen Augen zu fallen, meine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf einen Punkt zwischen meinen Augenbrauen, worauf mich ein unirdisches Licht umgab.

In diesem Licht sah ich eine braunhäutige, männliche Gestalt mit hohen Schultern seitlich neben mir stehen. Als ich ihn ansah, wandte er sich um und stand vor mich hin.

Ich zitterte unter dem Schock des Erkennens.

Denn diese Gestalt war ich selbst!

Sie hatte genau das gleiche Gesicht wie ich heute, aber die Kleidung war die eines alten Ägypters. Er war weder ein Fürst noch ein Bürger, aber ein Priester von einigem Rang. Ich erkannte das sofort an dem Kopfschmuck und dem Gewand.

Das Licht um ihn wurde rasch heller, bis es eine lebendige Szene rund um einen Altar beleuchtete. Nun bewegte sich die Gestalt meiner Vision und ging langsam auf den Altar zu, und als er ihn erreicht hatte, betete er ... und betete ... und betete ...

Und während er ging, ging ich mit ihm, und während er betete, betete ich mit ihm, nicht als Begleiter, sondern als *er selbst*. Ich war gleichzeitig Zuschauer und Handelnder in dieser paradoxen Vision. Ich sah, daß er tief betrübt war, traurig über den Zustand seines Landes, erschüttert von dem Niedergang, in dem sich seine alte Heimat befand. Vor allem war er unglücklich über die schlechten Hände, in welche die Führung seiner Religion gefallen war. Wieder und wieder bat er in seinen Gebeten, die Wahrheit für sein Volk zu retten. Aber am Ende seiner Gebete war sein Herz schwer wie Blei. Denn es kam keine Antwort, und er wußte, daß Ägyptens Schicksal unabänderlich war. Er wandte sich mit niedergeschlagenen Augen ab — traurig, traurig, traurig.

Das Licht sank in die Finsternis zurück; die priesterliche Gestalt verschwand und der Altar mit ihr. Ich fand mich wieder meditierend beim Tempel des Ptah. Auch mein eigenes Herz war traurig, traurig, traurig.

War das nur ein Traum, den die Umgebung mir eingeflüßt hatte? War es nur die schwärmerische Halluzination eines meditativen

Geistes? Oder war es der Ausfluß einer verborgenen Vorstellung, die meinem Interesse für die Vergangenheit entsprang?

Konnte es die hellseherische Vision eines Priestergeistes sein, der tatsächlich dagewesen war?

Oder eine Erinnerung aus der Ahnenreihe einer früheren Existenz meiner selbst?

Für mich, der ich meine eigenen, in Aufruhr geratenen Gefühle während und nach dieser Vision kannte, gab es nur eine mögliche Antwort.

Ein weiser Mann wird seine Schlüsse nicht leichthin ziehen, denn die Wahrheit ist eine listige Frau, die, wie man sagt, auf dem Grunde eines sehr tiefen Brunnens ruht.

Aber ich mußte eine bejahende Antwort auf die letzte Frage annehmen und nahm sie an.

Einstein hat die einst herrschenden Anschauungen über die Zeit umgestürzt. Er hat mathematisch bewiesen, daß jemand, der fähig ist, einen vierdimensionalen Blick auf die Dinge zu werfen, ein ganz anderes Gefühl für Vergangenheit und Gegenwart haben wird, als das, welches den Menschen gewöhnlich eignet. Dies mag zu verstehen helfen, daß die Natur eine vollständige Erinnerung der Vergangenheit bewahrt, in der die Bilder früherer Jahrhunderte verewigt sind. Ich konnte es gut verstehen, daß in jenen sensitiven Augenblicken der Meditation ein Mensch unwillkürlich und auf mysteriöse Weise an diese Erinnerungen zu rühren vermag.

§

In einer anderen Nacht fuhr ich um elf Uhr abends zu einem Rendez-vous in das kleine Dorf Naga Tahtani, etwas weiter wie Karnak. Luksor und Karnak lagen hinter mir, als ich eine zeitlang den Weg am Nilufer entlang nahm, und dann für etwa zwanzig Minuten in scharfem rechtem Winkel abbog.

Auf einem offenen Platz, der das Zentrum des Dorfes bildete —

er entsprach etwa dem englischen grünen Dorfplatz, doch war es hier nur ein ungepflastertes sandiges Viereck — traf ich mehr als zweihundert Männer, die im Staube hockten. Keine einzige Frau war dabei. Sie trugen lange, arabische Gewänder und weiße Turbane und schienen einfache, primitive Leute.

Auf einer Veranda aus weißgekalkter Erde saßen vier Notabeln, ehrwürdige Männer von höherem Rang und Bildung. Es waren Scheichs, nach ihren Gesichtern und ihrer Kleidung zu schließen; sie sahen mit ihren fließenden Seidengewändern sehr malerisch aus. Alle waren alte, grauhaarige Männer. Den abgenützten Helden läppischer Romane, den schönen jungen Wüstenscheich, der schöne englische Mädchen raubt, mag es vielleicht in England geben, aber ganz gewiß nirgends hier in Ägypten.

Scheich Abu Schrupp, der einzige Mensch in der ganzen Versammlung, den ich kannte, war unter ihnen. Er bewillkommte mich herzlich und stellte mich dem Oberhaupt von Karnak vor, sowie einem anderen Scheich. Beide berührten Stirne und Brust als höfliche Begrüßung; dann stellten sie mich dem Distrikts-Chef vor, Scheich Mekki Gahba; an seinem Haus war die Veranda errichtet worden. Er beeilte sich, den unvermeidlichen Kaffee anzubieten, den ich glücklicherweise gegen schwarzen Tee eintauschen konnte.

Ich setzte mich auf eines der Kissen, das auf der Plattform neben meinem Freund, Scheich Abu Schrupp, lag, der in dem Dorf Kurna auf der anderen Seite des Nils wohnte. Er war der berühmteste und geachtetste heilige Mann in der Gegend von Luksor, zwanzig Meilen in der Runde.

Er war ein frommer Gläubiger des Propheten — trotz seines Rufes Geister zu beherrschen und mächtige Talismane anzufertigen — außerdem verherrlichte ihn die Tatsache, daß er nach Mekka gepilgert war. Er trug einen flachen weißen Turban um den Kopf. Sein starker Schnurrbart, sowie der Backen- und der kurze Kinnbart waren weiß. Sein dunkelhäutiges Gesicht war geistvoll aber ernst, freundlich aber würdevoll. Seine Augen waren bemerkenswert groß und hatten in der

Ruhe einen tiefen Ausdruck. Ein langes, lose sitzendes braunes Gewand aus dickem Stoff reichte bis zu den Knöcheln. Am vierten Finger seiner rechten Hand trug er einen riesigen Silberring, in den arabische Worte eingraviert waren.

Der Omdeh (Bürgermeister) von Luksor hatte mir die Einladung zu dieser Versammlung gebracht und darauf bestanden, daß ich sie annehme. Wir waren einander an einem schwülen Nachmittag begegnet, und er hatte mich auf arabisch begrüßt: »Möge dein Tag glücklich sein«, als gerade Scheich Abu Schrupp von seinem prachtvoll gesattelten Esel stieg, um mir den versprochenen Besuch zu machen und mit mir Tee zu trinken. Wenige Tage später hatte der Bürgermeister mich besucht und mir eine gemeinsame Einladung von ihm selbst und dem Scheich gebracht, einer Mitternachtsversammlung der Derwische des Karnak-Luksor-Distriktes beizuwohnen.

So kam ich denn zu diesem seltsamen Treffen und versuchte, als einziger Europäer unter ihnen, die auffallende Façon meines in London gemachten Anzuges zu vergessen.

Er erklärte mir, daß diese Versammlung die erste war, die seit vielen Jahren in der Region abgehalten wurde, während Scheich Abu Schrupp mir sagte, daß solche Derwisch-Zusammenkünfte immer an gewissen Mondphasen festgelegt würden. Sie fanden stets in einer Neumond- oder Vollmondnacht statt, da diese Nächte als besonders heilig angesehen wurden.

»Dies wird keine lärmende, schreiende Versammlung«, fügte der Scheich bei. »Wir sind ruhige Menschen, die aus Liebe zu Allah zusammenkamen.«

Ich sah mich rings um. Ein großer Flaggenmast war in der Mitte des offenen Platzes aufgepflanzt worden, und von seiner Spitze flatterte ein rosenroter Wimpel, der mit goldenen arabischen Buchstaben bestickt war. Reihe um Reihe hockender Beduinen und Dorfbewohner hatten sich um den Mast in genauem Kreis gruppiert. In einem benachbarten Feld war ich an einer abwechslungsreichen Herde von angebundenen Tieren vorbeigekommen, die den reicheren dieser Leute

gehörten. Manche von ihnen waren, wie mir gesagt wurde, bis zu zwanzig Meilen weit geritten. Niemand durfte teilnehmen, der nicht eine Einladung erhalten hatte.

Die Szene unter dem sternbedeckten blauen afrikanischen Himmel war reizvoll. Über zweihundert weiß beturbante Köpfe bildeten einen großen Kreis auf dem Boden und bewegten sich unter mir hin und her. Manche Köpfe waren die von alten, weißhaarigen Männern, andere die von jungen Burschen. Palmen mit schweren Wedeln, deren Blätter im Nachtwind raschelten und deren schwarze Schatten sich im Hof abzeichneten, faßten zwei Seiten des offenen Platzes ein, während einige viereckige Gebäude die anderen Seiten umgaben.

Viele tropische Pflanzen umgaben die Häuser. Jenseits lagen Dunkelheit, Felder, Hügel, der Nil und die Wüste. Das Licht des Mondes und der Sterne wurde durch eine einzige starke Lampe unterstützt, die über unseren Köpfen in der Veranda hing.

Als es Mitternacht war, stand einer der Derwische auf und sang einen Vers aus dem heiligen Koran mit klarer melodischer Stimme. Kaum hatte er das letzte Wort gesungen, erscholl aus zweihundert Kehlen ein langgezogener Gesang: »Es ist kein Gott außer Allah.«

Ein Knabe, der nicht älter als sechs Jahre zu sein schien, was freilich im Osten viel mehr Reife bedeutet als in Europa, drang bis zur Mitte des Menschenhaufens vor, stellte sich neben den Flaggenmast und sang aus dem Gedächtnis mit hoher, silbriger Stimme weitere Verse aus dem Koran. Dann kam ein bärtiger alter Mann, der langsam durch die ganzen Reihen der Sitzenden ging, während er ein Kupferbecken mit glühender Kohle trug, auf die einige Handvoll Weihrauch geschüttet worden waren. Die duftenden Rauchwolken schwebten über den offenen Hof zu unserer Veranda herauf.

Dann stellten sich drei Männer um die Flaggenstange, die Gesichter einander zugekehrt, und stimmten einen langen religiösen Gesang an, der fünfzehn bis zwanzig Minuten dauerte. Man fühlte, wie die intensive, fromme Inbrunst ihrer Herzen sich in den feierlichen Tönen ausdrückte. Dann ließen sie sich auf den Boden fallen, und ein vierter

Mann erhob sich und nahm den Gesang auf. Er wählte einen bei den Derwischen besonders beliebten Gesang, der mit fast melancholischer Leidenschaft von seinen Lippen kam. Die poetischen arabischen Verszeilen drückten die brennende Sehnsucht nach Allah aus, welche der wahre Derwisch fühlen soll. Als er endete, waren die Worte wie klagende Schreie geworden, die sich aus seinem Herzen rangen, Sehnsuchtschreie nach der bewußten Gegenwart Allahs, seines Schöpfers.

»O so ferne scheinst Du mir«, sang er;
 »Werd' ich Dich je, Geliebter, schau'n?
 Wärest Du mir nah, ich seufzte nicht
 Und hemmte meiner Tränen Lauf.

Zerbrochen von betrübten Nächten,
 Weil er so fern, hoff' ich nicht mehr;
 Wie Perlen fallen meine Tränen
 Und in Flammen steht mein Herz.
 Wer muß leiden so wie ich?
 Kein Mittel weiß ich, mich zu heilen.
 Wärest Du mir nah, ich seufzte nicht,
 Und hemmte meiner Tränen Lauf.

O Einziger, o Ewiger Du!
 Dein Sklave Ahmed El Bakree
 Kennt keinen Herrn als Dich allein,
 O neig in Gnaden Dich zu mir.
 Bei der Größe des Propheten
 Meiner Bitte gib Gehör!
 Wärest Du mir nah, ich seufzte nicht
 Und hemmte meiner Tränen Lauf.«

Als er sich gesetzt hatte, sah ich, daß die meisten der anderen äußerlich berührt von dem brennenden Verlangen waren, das den In-

halt des Gesanges bildete, aber der ernste Scheich an meiner Seite blieb unerschüttert und empfindungslos.

Und nun erhob sich die ganze Versammlung, und die ersten drei Sänger mit dem Knaben zusammen bewegten sich ganz langsam innerhalb des zusammengedrängten Kreises. Bei jedem langsamen Schritt rollten sie gleichzeitig ihre Köpfe einmal abwärts, einmal rechts, dann nach links, indem sie das langgezogene »Allah — Allah — ah — ah« so oft wiederholten, daß ich es nicht zählen konnte. Sie verwandelten dieses einzige Wort in eine süße, traurige Melodie. Die Körper schwangen sich von einer Seite zur anderen in monotonem, genauem Rhythmus. Die zweihundert Männer standen ganz still, beobachteten und hörten zu, mehr als eine halbe Stunde lang, während die Derwische zwischen ihnen sich in vollendetem Rhythmus bewegten, der nicht einmal versagte. Als die Sänger endlich ausruhten, sank ihre geduldige Zuhörerschaft wieder in den Staub zurück. Daß sie die Szene genossen hatte, war zweifellos.

Nun kam eine Pause, in der winzige Kaffeetäßchen allen Anwesenden angeboten wurden, während der Bürgermeister rücksichtsvoll kleine Gläser parfümierten Kerkadi für mich bestellte, ein heißes Getränk aus den Blüten einer Pflanze, die im Sudan wächst. Es wird angebrüht wie Tee, schmeckt aber etwas säuerlich.

Scheich Abu Schrupp machte keinen Versuch, mir die Geschehnisse der Nacht zu erklären. Wir sahen uns nur von Zeit zu Zeit an; er wußte, daß er auf meine Sympathie rechnen konnte, während ich wußte, welches Glück er bei der nächtlichen Anrufung Allahs empfand. Mir kam der Gedanke, daß irgendwo in Europa und Amerika, in den Vergnügungstätten der großen Metropolen, Tausende von anderen Versammelten den Gesängen, der Musik und dem Jazz lauschten. Aber sie lauschten Gesängen, die ohne Gott waren; sie unterhielten sich, es ist wahr, und versuchten, »etwas vom Leben zu haben«, und doch...

Ich teilte dem alten Scheich meine Gedanken mit, er antwortete mir einfach, indem er einen Vers aus dem Koran zitierte:

»In eurem eigenen Selbst gibt es Anzeichen festen Glaubens —

wollt ihr sie nicht beachten? Denke innerhalb deiner selbst an Gott, mit Demut, Ehrfurcht und Schweigen, abends und morgens, und gehöre nicht zu den Unachtsamen. Er wird nur denen antworten, die hören wollen.«

Hier saßen wir, in diesem See gelben Lichtes, umgeben von einem dunklen Kreis, und versuchten, unsere Herzen anbetend zur Höchsten Macht emporzuheben. Wir nannten den Namenlosen Allah, aber wer, der in diese liebende Anbetung versank, konnte ihn ehrlicherweise mit irgend einem Namen umschreiben?

Ich sah auf und schwieg. Dort waren die funkelnden Planeten, die in den Fernen dieses klaren Himmels schwebten, und den Blick aufwärts lenkten. Jeder von ihnen besaß die zarte, unberührbare Schönheit einer großen Dichtung; jeder erweckte die trübe Erinnerung, daß ich nur ein flüchtiger Wanderer auf der Oberfläche unseres Planeten war, selbst in Dunkel gehüllt, wie die Nacht.

Ich sah wieder hinunter. Hunger nach Gott drückte sich in jedem dieser ernsten Gesichter unter mir aus.

Wieder begannen die Derwische ihren langsamen Gesang: »Es ist kein Gott außer Allah!« indem sie Kopf und Körper bei jeder Wiederholung der Worte zweimal neigten. Sie sangen erst leise, bis, nach einer Viertelstunde, der Rhythmus des Gesanges und der Bewegungen schneller wurde, während der Ton der Stimmen sich vertiefte. Was erst ein gemäßigter Gesang gewesen war, endete schließlich als eine Reihe scharfer, gewaltsamer Ausrufe. Im Lauf der Zeit wurden sie immer aufgeregter, und ihre Worte glichen heiseren Schreien, während sie die Köpfe im Takt mit den Stimmen hin- und herwarfen, die Hände über der Brust kreuzten und die Körper schwangen. Aber zu keiner Zeit und auf keine Weise verdienten sie die Bezeichnung »heulende Derwische«. Dieser hohe Grad ekstatischer Inbrunst, den sie erreicht hatten, war niemals verletzend, und hörte plötzlich auf, nachdem er sich in dieses verzückte Crescendo hinaufgesteigert hatte.

Es herrschte totes, heiliges Schweigen, das eindrucksvoll durch den Kontrast mit der Stärke des Lärms von vorher wirkte.

Es wurde wieder Kaffee und Tee serviert, und während der übrigen Nacht setzte sich die Versammlung in milderer Weise fort. Die Derwische sangen mit leiser Stimme, manchmal durch die Zuhörer verstärkt, deren zweihundert Kehlen den Namen Allah in gewissen Augenblicken wiederholten, einen melodösen, bebenden Opfergesang gen Himmel schickend.

Als schließlich die ersten Strahlen der erlösenden Dämmerung in unseren Kreis eindringen, wurden die Derwische schweigsam. Es kam eine Schlußmeditation — »Über und in Allah« nannten sie dieselbe — an der die ganze Versammlung teilnahm, ehe sie sich unter dem rosigen Dämmerlicht, das in dünnen Streifen über den Himmel ging, auflöste.

Einige Tage später kam Scheich Abu Schrump als mein Gast zu mir zum Tee. Er brachte ein kleines, viereckiges Stück Papier, das vielfach zusammengelegt worden war und so ein Päckchen bildete. Er sagte mir, es sei ein Talisman, der mit Versen aus dem Koran und mit gewissen magischen Symbolen und Zauberformeln beschrieben sei. Er sagte weiter, das Papier sei bei der Derwischversammlung jener Nacht, gleichzeitig mit einigen anderen Blättern, niedergeschrieben worden, und habe dadurch die Prägung oder den magnetischen Einfluß jener Kräfte aufgenommen, die dort angerufen wurden. Es war auch mit meinem Namen gezeichnet (in arabisch). Das »magische Papier« wie der alte Scheich es bezeichnete, solle ich bei jeder Gelegenheit in der Tasche tragen, wenn ich irgend ein besonderes Unternehmen erfolgreich wünschte, oder immer, wenn irgendwie feindliche Einflüsse zu befürchten wären.

Er warnte mich außerdem, sehr offenherzig, wenn auch etwas naiv, davor, den Talisman zu tragen, wenn ich in intime Beziehungen zu einer Frau treten würde. Er verlöre dadurch für einige Zeit etwas von seiner Kraft. Obwohl ich dieses seltsame Geschenk nie erbeten hatte, nahm ich es natürlich und hoffte das beste.

Abu Schrump lebte in dem Dorf Kurna; es ist das dem traurigen, einsamen Tal der Königsgräber zunächst liegende Dorf; und er hatte,

بسي مزال	سبي مزال	
له ال في	ب	هنا صفنا
وي نسي	سبي مزال	عالمنا
مالله	سبي مزال	الفرقا للقر
ال في	ه ال في	والجاه فا
سبي مزال	لاسي مزال	له ال في
ال في وي	ب اهي ا	س اهي ا
ب اهي ا	س اهي ا	
س اهي ا	س اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا
ب اهي ا	ب اهي ا	ب اهي ا

Scheich Abu Schrumps arabischer Talisman

als die vornehmste Persönlichkeit im Ort, viele Besuche von Mr. Howard Carter erhalten, während der vielen Jahre, in welchen der letztere Ausgrabungen in der Nachbarschaft leitete; beide waren sehr gute Freunde geworden.

Um die Wirksamkeit der zweiten Kraft des »magischen Papiers« zu beleuchten, sagte mir der Scheich, die ausgegrabenen Grabstätten seien oft von furchtbaren Geistern besonders übler Art bewohnt gewesen, die ganze Zeitalter hindurch in jenen Gräbern eingeschlossen gewesen waren. Er, Abu Schrupp, hatte zur Vorsicht seine beschützende Macht auf seinen Freund, Howard Carter, angewandt, um ihn vor den feindlichen Geistern zu bewahren. Die Tatsache, daß solch eine lange Reihe von Todes- oder Unglücksfällen die anderen Mitglieder der archäologischen Expedition, die mit der Öffnung von König Tut-anch-Amons Grab zu tun hatten, verfolgte, während Mr. Carter verschont blieb, sollte mich beeindrucken.

Zu den anderen Betätigungen Scheich Abu Schrupps gehörte die Heilpraxis. Eines Tages beobachtete ich eine derartige Handlung. Ein Mann kam zu ihm, mit einem rheumatischen Schmerz im linken Oberschenkel. Er strich sanft eine Minute lang darüber, rezitierte eine oder zwei weitere Minuten lang Gebete aus dem Koran und sagte dann dem Patienten, der Schmerz werde bald vorüber sein. Ich machte mir die Mühe, der Sache nachzugehen, und fand, daß der Schmerz entschieden nachgelassen hatte, allerdings war es schwer, sich zu vergewissern, ob die Erleichterung von Dauer oder nur vorübergehend war.

Der Scheich sagte mir, er habe die Geheimnisse — wie sie waren — von seinem Großvater als Derwischkunst gelernt, und diese Geheimnisse seien durch traditionelle Weitergabe aus der Lebenszeit Mohammeds selbst überkommen. »Gesegnet sei sein Name«, fügte der alte Mann ehrerbietig bei.

XVI. Kapitel

MIT ÄGYPTENS BERÜHMTESTEM SCHLANGENBÄNDIGER

»Ex Oriente Lux« (»Aus dem Osten kommt das Licht«) lautet der alte Spruch. Die eifrigen Forschungen begabter Wissenschaftler und die faszinierenden Entdeckungen neugieriger Reisender kamen zusammen, um die Wahrheit dieser Worte zu bestätigen. Wir Leute aus dem Westen sind mit Recht stolz auf unsere Fortschritte in der Enthüllung unserer eigenen Welt, aber es verwirrt uns manchmal ein wenig, wenn wir von einem halb nackten Fakir hören, der etwas vollbringt, das wir weder nachmachen noch verstehen können. Die Sache kommt oft genug vor, um uns daran zu erinnern, daß es eben alte Geheimnisse und eisgraues Wissen in den Ländern gibt, die östlich und westlich von Suez liegen, und daß die Bewohner dieser farbigen Länder nicht alle so dumme und umnachtete Heiden sind, wie manche von uns glauben.

Mich treibt es zu solchen Betrachtungen, wenn ich an Scheich Moussa denke, an den Mann, der im Reich der Schlangen als König herrschte. Ich hatte Schlangenbeschwörer in Mengen in verschiedenen Gegenden des Ostens getroffen, wie jedermann ihnen auch noch heute begegnen kann, aber ich war durch gewisse Mitglieder ihrer Bruderschaft in die geschickten Tricks und die jede Illusion raubenden Geheimnisse ihrer Kunst eingeweiht worden, und hatte daraufhin den Respekt vor ihnen allen, von einigen wenigen abgesehen, verloren.

Nachdem ich wußte, wie sie ihren Effekt mit harmlosen Reptilien ohne Giftzähne erreichten, verlor ich das Vergnügen daran, das Staunen ihrer gaffenden eingebornen oder europäischen Zuschauer zu teilen.

Aber Scheich Moussa gehörte nicht zu ihrer Gilde. Er war stolz

darauf, ein wirklicher Magier zu sein, im alten Sinn dieses mißbrauchten Wortes. Er bändigte, im Namen des Propheten, alle Arten von Schlangen, durch nichts als eine ehrliche Anwendung sehr alter magischer Kräfte. Dieser Stolz war durchaus gerechtfertigt.

Welcher Mensch des Westens könnte wohl in die Wüste gehen, zwischen Steinen und Sand nach einer Schlange herumstochern, und sie dann mit der Hand ergreifen, wie man einen Spazierstock ergreift? Welcher Mensch des Westens würde sich von einer neugefangenen Kobra beißen lassen, und dann mit einem Lächeln zusehen, wie das Blut den verwundeten Arm entlangläuft? Welcher Mensch des Westens wäre fähig, in irgend ein Haus zu gehen und unweigerlich jedes Reptil aufzuspüren, das bisher unauffindbar war, mag es in einem Loch, einem Winkel oder einem Möbel verborgen sein?

Ich habe den Scheich beobachtet, wie er all dies tat, und mehr noch, und wie er auf diese Weise eine sanfte Herrschaft über die scheuesten der Tiere ausübte. Mit all unseren riesigen Fortschritten in wissenschaftlicher Beziehung würden wir weder fähig sein, noch es wagen, solche Dinge zu tun, wie sie dieser Orientale sorglos und ungestraft vollbringen konnte.

Ich hatte in Indien einen Schlangenbändiger gesehen, der mit zwei kleinen Säcken auf der Schulter in ein Dorf ging. Er zeigte den Dorfbewohnern, daß der eine einige Ratten enthielt, der andere Schlangen mit Giftzähnen. Er griff mit der Hand in den letzteren Sack und holte zwei Schlangen heraus; mehrmals ließ er sich von ihnen in den Arm und in den Hals beißen. Dann holte er eine Ratte heraus und setzte sie auf den Boden. Einen Augenblick verwirrt, sah sie sich um, und in diesem Moment schnellten die Schlangen auf sie zu und bissen sie in den Kopf. Einen Augenblick später lag die Ratte tot, durch das Gift der Schlangenkiefer getötet.

Der Name des Scheichs war das arabische Wort für Moses, und es war ein seltsames Zusammentreffen, daß er den gleichen Namen wie der große Patriarch trug, der einst den Pharao und seinen Hof dadurch verblüffte, daß er eine Schlange beim Schwanz ergriff und sie in

einen Stab verwandelte — soweit die Erzählung im Buch Exodus wörtlich genommen werden kann.

Moussa lebte in der kleinen Stadt Luksor, wo ich ihn mit kaum größerer Anstrengung ausfindig machte, als er seine Kobras und Vipern aufspürte. Denn er ist nicht nur der beste Schlangenbeschwörer in der ganzen Region, sondern, da Luksor ein beliebter Aufenthalt für Touristen ist, sozusagen der bekannteste der Welt, denn diese Touristen kehren heim und verbreiten seinen Ruf bis in ferne Teile der Erde.

Er war nicht die Sorte von Schlangenbeschwörern, die eine kleine Menschenmenge auf einer staubigen Straße um sich versammelt und dann eine Kobra ohne Giftzähne nach den Tönen einer Schilfrohrflöte tanzen läßt. Deshalb haben Hunderte von Touristen Luksor besucht, ohne von seiner Existenz zu wissen, aber verschiedene der alten Habitués, die in jeder Saison kommen und den Ort sowie seine Bewohner kennen, stoßen früher oder später auf ihn.

Moussas Beruf war tatsächlich der eines inoffiziellen Schlangenfängers für die Bevölkerung der Stadt, geradeso wie man in Europa Männer finden kann, die für irgend eine Behörde den Beruf eines amtlichen Rattenfängers ausüben. Wann immer in irgend einem Haus in Luksor die Vermutung bestand, es sei eine Schlange anwesend, oder wenn man beobachten konnte, daß eine flüchtig durch Zimmer oder Garten huschte, eilte der erschreckte Hausherr sofort zu Scheich Moussa; dieser entdeckte unfehlbar das Versteck des Reptils — sei es, daß es ein Riß in der Wand oder in den Dachbalken war, oder auch ein Loch im Garten — und befahl ihm, hervorzukommen. In der Regel gehorchte es, aber wenn es nicht wollte, griff er mit der Hand in den vermuteten Schlupfwinkel und faßte das Tier um den Hals. Hernach tat er die Schlange in seinen runden Korb und trug sie fort. Wenn ein Landwirt zu häufig Schlangen auf dem Feld sah, wo sein Vieh weidete, schickte er nach Moussa und befreite sich so von der Gefahr. Ebenso schickten, bevor die wenigen Hotels ihre geschlossenen Türen im November und Dezember wieder den Touristen öffneten, die

Manager zu Moussa und ließen ihn die ganzen Lokalitäten inspizieren, eine Inspektion, die manchmal zu einer aufregenden Schlangenjagd wurde, denn Schlangen lieben es, in leere Gebäude zu schlüpfen und sich dort niederzulassen. Wenn Moussa die Hotels verließ, konnte man einen Eid darauf schwören, daß nicht eine einzige Schlange zurückgeblieben war — so groß war die Wirksamkeit seines Tuns.

Als wir uns zuerst von Angesicht zu Angesicht gegenüber saßen, Scheich Moussa el Hawi und ich, hatten sich draußen über vierzig Leute versammelt, während er Tee und Früchte nahm, die ich ihm anbot. Sie hatten ihn beobachtet, wie er langsam die Straße entlang ging mit seinem Korb und seinem Stock, den Werkzeugen seines Berufes, und sie hatten richtig vermutet, daß er im Begriff war, in Tätigkeit zu treten. Da die furchtbare Hitze der Sommermitte über der Stadt lag, hatte die Menge der Nichtstuer und Herumlungerer, die entweder nicht arbeiten konnten oder wollten, eine Aufregung, eine Abwechslung in ihrem monotonen, halb lethargischen Leben gewittert, daher folgten sie ihm über die staubigen Wege, die zu meiner Wohnung führten. Sie warteten geduldig draußen vor der Türe auf das Wiedererscheinen ihres Zeitvertreibers.

Während Moussa in dem knarrenden Rohrstuhl saß, studierte ich seine Erscheinung. Seine Gestalt war gedrungen. Er trug einen flachen Turban, der aus mehrfach gefalteter weißer Leinwand bestand. Auf der Brust sah man ein dreieckiges Stück weißen Kattuns, mit der Spitze nach unten, unter einem langen schweren, dunkelbraunen, grob gewebten Ziegenhaargewand von der Art, wie sie die Beduinenaraber über fließenden weißen Gewändern tragen.

Er konnte nicht über achtundvierzig Jahre alt sein, schätzte ich, obwohl Gesicht und Stirn Falten hatten. Etwa eine Woche alte borstige Stoppeln wuchsen um das Kinn, ferner stellte ich einen rauhen, ungepflegten Schnurrbart und eine knollige Nase fest. Seine Augen, die schwere Lider hatten und etwas wässrig schienen, machten mir keinen besonderen Eindruck. Der Ausdruck des Mundes war freundlich und gutmütig. Er wirkte entschieden wie ein einfacher, unintellektueller



Scheich Moussa findet und fängt eine Schlange

Mann, mit bescheidenen Gewohnheiten, wie gewandt er auch in seinem besonderen Beruf sein mochte.

Zwei große Silberringe schmückten seine rechte Hand und zwei weitere die linke. Ich wußte aus den Eingravierungen auf denselben, daß er drei davon trug, weil er ihnen eine mysteriöse beschützende Macht zuschrieb. Der vierte war ein Siegelring, in den sein Name eingraviert war und einige Worte des Glaubens an Allah. Ich wußte, daß Mohammed Gold nicht liebte; seine frommen Gläubigen zogen daher oft Silberringe vor, selbst wenn sie in der Lage waren, Gold zu tragen.

Nachdem der Tee vorüber war, gingen wir an die Arbeit; Moussa anbot sich, eine Schlange an irgend einem Ort zu fangen, den ich aussuchen würde, so daß man nicht behaupten könnte, er hätte sie vorher an einem hergerichteten Platz versteckt. Er fügte bei, daß es ihm ganz gleich sei, wohin ich ihn auf die Jagd führte.

Ich wählte einen großen Garten, der zu einem abseits liegenden alten Haus gehörte, das seit zwölf Jahren oder noch länger leer stand, wegen eines Zankes unter den Verwandten, von denen man nicht wußte, wer der Erbe dieses einst ersurebenswerten Besitzes war. Seit dem Tod des Besitzers war es nicht instand gehalten worden, während die zahlreichen Anwärter Anwälte bezahlten und zu Gerichten liefen in der Hoffnung, das zu bekommen, worauf sie vermutlich kein Recht hatten. Inzwischen hatten Diebe die ganze Einrichtung gestohlen, Dach und Fußböden waren verdorben, die gespaltenen und ruinösen Wände würden wahrscheinlich zerfallen, und wenn der Zank zu Ende war, würde vermutlich kein bewohnbares Haus mehr vorhanden sein. Auf jeden Fall wußte ich, daß es sich längst in ein freies, unmöbliertes Gasthaus für Schlangen, Skorpione, Ratten und andere Kreaturen verwandelt hatte, die weniger streitsüchtig waren als die Menschen. Der Garten erstreckte sich bis zum Nilufer und war verlassen wie eine Wildnis; er war in einem genügend verwilderten Zustand, um alle Schlangen Luksors anzulocken. Moussa schien sehr zufrieden mit meiner Wahl, und so brachen wir alle nach dem Schauplatz seiner

Moussa hält einen lebenden Skorpion



Ein Skorpion



Schwarz Moussa



kommenden Heldentaten auf. Die Menge von einigen vierzig zerlumpten Bummlern schien so aufgemuntert durch die Erwartung, daß sie, als sie sich ebenfalls in Bewegung setzte, ein oder zweimal trotz der entnervenden Hitze etwas wie ein arabisches »Hurra, Scheich Moussa«, rief.

§

Als wir den Garten erreicht hatten, bestand Moussa darauf — um jeden leisen Zweifel in mir zu beheben, obwohl ich ihn für vollkommen ehrlich hielt — sein braunes Gewand und das weiße Unterkleid abzulegen, so daß er nur mit einem Hemd und einem Paar Socken bekleidet dastand. Der Zweck dieser unerwarteten Vorführung war, zu beweisen, daß er keine Schlangen in den Falten seines Gewandes oder gar um die Beine gewickelt bei sich trug. Ich versicherte ihm sofort, die Probe sei völlig ausreichend, und er zog sich wieder an.

Moussa ging langsam zu einem mit Trümmern übersäten Teil des Gartens, indem er einen drei Fuß langen starken Palmstock in der rechten Hand trug. Dann blieb er plötzlich stehen und schlug ein paar-mal leicht auf die Steine.

Gleichzeitig machte er ein glucksendes Geräusch mit der Zunge und begann mit hoher Stimme ununterbrochen gewisse Verse aus dem Koran zu zitieren, vermischt mit magischen Gesängen und Beschwörungen an einen Skorpion, herauszukommen.

»Hier unter dem Stein ist ein Skorpion«, erklärte er, auf ein verwittertes Felsstück zeigend, »ich habe es gerochen.«

Kein Skorpion kam, also begann Moussa aufs neue mit seinen Beschwörungen und Zauberformeln, diesmal mit stärkerer Stimme, die nachdrücklich befehlend klang. Er hatte Erfolg, denn ein großer Skorpion gab seinen Beschwörungen nach, krabbelte sofort unter dem Stein heraus und blieb stehen. Moussa beugte sich nieder und hob ihn mit seinen ungeschützten Händen auf. Er brachte ihn in meine Nähe und hielt ihn hoch in die Luft, damit ich ihn genau betrachten konnte. Es war ein gelbgrünes Geschöpf, etwa drei Zoll lang. Der Stachel —

diese gefährliche, wenn auch winzige Waffe — war völlig unzerstört. In der kleinen gelben Blase, die an ihm hing, war vielleicht genug Gift, einen schmerzhaften Tod zu bewirken. Und obwohl der furchtbare Stachel drohend aufgerichtet war, stieß ihn der Skorpion niemals in Moussas Fleisch.

»Sind Sie zufrieden?« fragte der Beschwörer. »Sie sehen, er ist sehr groß, aber mich beißt er nicht. Kein Skorpion kann mich beißen, denn ich habe es ihm verboten.«

Er setzte ihn auf den Rücken seiner linken Hand. Das giftige Insekt bewegte den Stachel mehrmals, wie aus natürlichem Instinkt, um ihn anzugreifen, aber jedesmal hielt es plötzlich an, wenn die Spitze einen Viertel Zoll von der Haut seines Fängers entfernt war.

Dann, als weiteren Beweis seiner Macht über den Skorpion, setzte ihn Moussa auf die Erde. Er bewegte sich zwischen Geröll und Trümmern als ob er flüchten wolle, als der Scheich ihm plötzlich befahl, stehen zu bleiben. Und er blieb stehen!

Er hob ihn wieder auf und brachte ihn hinüber zu seinem Weidenkorb. Dieser war ein großes, sonderbar geformtes rundes Gefäß, das die Form einer großen Tintenflasche besaß. Er hob den gutsitzenden Deckel, tat den Skorpion hinein und schloß den Korb.

Nun gingen wir auf die Suche nach größerem Wild. Moussa versicherte mir, daß er den Aufenthaltsort einer Schlange nur durch seinen Geruchssinn ausfindig machen könne, eine Erklärung, die mich nicht ganz zu überzeugen vermochte. Indessen blieb er wieder in einem Teil des Gartens näher dem Nil stehen, stieß einen kurzen Kommandoruf aus und schlug mit seinem Stock auf die Wurzeln eines Baumes. Dann begann er mit derselben hohen, monotonen Stimme eine wohlklingende Reihe immer wiederkehrender Sprüche zu singen, in denen er die Schlange beschwor, aus ihrem Loch zu kommen; im Namen Allahs, des Propheten, und des Königs Salomo beschwor er sie, seinem Willen nicht zu widerstreben. Sein Gebaren war sehr vertieft und konzentriert. Gelegentlich schlug er auch wieder auf die Baumwurzeln.

Zwei Minuten gingen so vorbei, aber keine Schlange zeigte sich. Moussa schien etwas zornig und aufgeregt über den Ungehorsam gegen seinen Befehl zu werden. Der Schweiß strömte in großen Tropfen über sein Gesicht, und seine Lippen zitterten. Er drosch mit seinem Stock auf den Baum. »Beim Leben des Propheten! Ich schwöre, daß sie da ist!« sagte er zu mir. In sich hineinmurmelnd, beugte er sich für einen Augenblick über den Boden und rief dann: »Jedermann aus dem Weg! eine große Kobra kommt!«

Die Menge der Zuschauer war in einem Augenblick in sichere Entfernung auseinandergelaufen, während ich einen oder zwei Meter zurückging, jede Bewegung, die er machte, fest im Auge behaltend. Er krepelte den rechten Ärmel seines braunen Gewandes auf, blickte scharf auf den Boden, über den er gebückt stand, sprach mit verdoppelter Kraft seine Zauberworte und griff mit der Hand tapfer in die Tiefe eines engen Loches zwischen den Wurzeln. Ich konnte von dort aus, wo ich stand, die Schlange nicht sehen, offenbar hatte sie sich tiefer in ihren Schlupfwinkel zurückgezogen. Denn mit einem ärgerlichen Ausdruck im Gesicht zog Moussa den Arm heraus, rollte den Ärmel noch höher und tauchte mit dem Arm noch einmal in die dunkle Öffnung, diesmal beinahe bis zum Schulterblatt. In einem Augenblick war die Hand wieder da und hielt eine sich windende, zappelnde Schlange fest umfaßt. Er hatte sie mit Gewalt herausgeholt, als ob sie nicht mehr wäre als ein Stück Seil, anstatt ein lebendiges Werkzeug des kriechenden Todes.

Er warf sie flach auf den Boden, ließ sie sich einen Augenblick lang ausstrecken und ergriff sie dann sofort beim Schwanz. Die Schlange wand sich von einer Seite zur anderen und entwickelte eine erstaunliche Beweglichkeit, aber sie konnte sich seinem Griff nicht entwinden. Er nahm sie nun beim Hals direkt unter dem Kopf und hielt sie wieder hoch, indem er mich aufforderte, näher zu kommen und das Opfer seiner Kunst zu betrachten. Der Körper des Reptils schwang hin und her; es zischte laut und andauernd, wütend über die Gefangennahme. Die gespaltene Zunge schoß blitzartig heraus und hinein, aber

Moussas Griff war wie von Eisen. Als sie fand, daß kein Entfliehen möglich war, beruhigte sich die wütende Kobra etwas, anscheinend um ihre Zeit abzuwarten. In diesem Augenblick sprach Moussa eine starke Beschwörung und ließ die Schlange los. Sie glitt im Staub da- und dorthin, worauf Moussas Hand wieder den Schwanz als Vorsichtsmaßnahme berührte.

Sie hatte die bekannte Zeichnung ihrer Gattung, und das Grün und Gelbgrau sah hübsch bunt aus.

Ich näherte mich um einige Schritte und betrachtete sie mit Interesse. Ihre Haube, welche die seltsamen Merkmale trug, die wie eine Brille aussehen und die charakteristisch für ihre Gattung sind, blieb aufgebläht, und ein etwas ekelhafter Geruch entstieg dem schuppigen Körper. Die Kreatur war ungefähr fünf Fuß lang und zweieinhalb Zoll dick. Ihre drohenden kleinen Augen starrten den Scheich böse und unfreundlich an. Der letztere begann halb singend einen neuen Zauberspruch, in den er all seine Befehlskraft und Entschlossenheit legte. Indem er mit dem Zeigefinger auf die Schlange wies, befahl er ihr, den Kopf in seine Hand zu legen, und verbot ihr gleichzeitig, ihn zu beißen. Die Schlange zischte, wollte anscheinend widerstehen und streckte die gespaltene Zunge heraus. Aber langsam, ganz langsam, während sie fortwährend ihren Fänger mit ihren Perlenaugen anstarrte, bewegte sie sich vorwärts und fügte sich in das, was unvermeidlich schien. Die Kobra hörte zu zischen auf und legte ganz sanft ihren Kopf in die flache, umgekehrte Hand des Zauberers! Dort ruhte sie, wie ein Kind seinen müden Kopf in den Schoß der Mutter legt, matt und still.

Es war ein Anblick, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte, und sicherlich ein unheimlicher. Ich beobachtete mit angehaltenem Atem.

Ich wünschte die Echtheit von des Zauberers Kunststück zu prüfen und wollte wissen, ob die Schlangen wirklich giftig waren. Ich erhielt einen langen Eßlöffel und bat Moussa, ihn in das kleine rote Maul einzuführen, was er tat. Als die Kiefer sich über dem Löffel schlossen, wurde das Gift der Schlange aus den gebogenen Giftzähnen mehrmals

als amberfarbige Flüssigkeit ausgepreßt. Bald war der silberne Löffel zum Teil mit einer Giftmenge, von ähnlicher Konsistenz wie Glycerin und aussehend wie Sirup, gefüllt. Es war erschreckend, wenn man bedachte, daß ein oder zwei Tropfen genügen würden, einen Mann zu töten.

Als letzte Darbietung ergriff Moussa den Körper und warf ihn sich mit einer einzigen Bewegung um den Hals, wie den Pelz einer Dame. Sie schien nun völlig zahm und nahm die unwürdige Lage ohne sichtbaren Widerstand hin.

Der Mann hob den Deckel seines Korbes und hielt den Kopf der Schlange direkt über die Öffnung. Mit einem einzigen Wort befahl er der Schlange, hineinzukriechen. Ohne zu zögern glitt sie in die Tiefe des Weidengeflechts, bis der ganze lange, glatte, geringelte Körper verschwunden war. Dann geschah etwas — unzweifelhaft eine Begegnung mit dem großen Skorpion, der ja auf dem Boden des Gefäßes lag — denn die Kobra wand und zwang sich rückwärts heraus und versuchte, zu entfliehen. Ein scharfes Wort von Moussa, ein kurzes Zögern, und sie kehrte zurück in ihr rundes Gefängnis. Der Zauberer schloß den Deckel, der stark befestigt wurde.

Was würde innerhalb dieses Korbes geschehen? Ich stellte mir den giftigen Skorpion und die tödliche Schlange in einem Kampf auf Leben und Tod vor, und hätte wissen mögen, wer Sieger bleiben würde. Oder würden sie friedlich Seite an Seite ruhen?

Moussa wandte mir ein müdes aber triumphierendes Gesicht zu. Seine Vorführung war beendet. Wir waren nun von einer Riesengruppe von Zuschauern umringt, die nach und nach immer näher gerückt waren, als die Gefahr geringer wurde und ihr Mut wuchs. Die ursprüngliche Zuschauerzahl von vierzig war nun auf mehr als das Doppelte angewachsen, denn Nachrichten verbreiten sich im Osten mit einer Geschwindigkeit, die über alles Verstehen geht. Gemeinsam brachten sie — Männer aller Klassen, vom Bettler zum Effendi, Knaben und Mädchen, wie sie da lungerten, dem siegreichen Schlangenschwörer eine riesige Ovation dar.

»Gepriesen sei Scheich Moussa«, schrie der seltsame Chor dreimal.

§

Zwei Tage später, als ich von einem kurzen Ausflug nilaufwärts zurückkehrte, wo ich eine alte Dame besucht hatte, die als Einsiedlerfakir allein in ihrer Hütte auf einer Insel wohnte, fand ich den Scheich vor, der mit gekreuzten Beinen auf der Veranda saß und geduldig mein Kommen erwartete. Er begrüßte mich mit einem Lächeln, als ich meinen Tropenhelm abnahm und ihn einlud, hereinzukommen und Tee zu trinken. Er dankte mir, lehnte aber ab, indem er sagte, er käme nur zu einer Unterhaltung herein.

Das Resultat des Gespräches war, daß mich der Schlangenschwörer eine Stunde später als Schüler angenommen hatte. »Sie sind nicht nur mein erster europäischer Schüler — Sie sind überhaupt erst der zweite Schüler, den ich je gehabt habe.«

Ich verstand die Andeutung nur zu gut. Sein erster Schüler war sein jüngster Sohn gewesen, den er mehrere Monate lang trainiert hatte, damit er sein Nachfolger werden und nach seines Vaters Tod den gleichen Beruf ergreifen sollte. Eines Tages, nachdem der Junge das geheime Wissen gelernt hatte, sandte ihn Moussa allein in die Wüste — es war das erstemal, daß er ihn nicht begleitete — und sagte zu ihm:

»Deine Ausbildung ist nun beendet, geh' und fange deine erste Schlange allein.«

Der Junge kam nie zurück, und als sein Vater ihn suchen ging, fand er ihn tot.

Er lag zusammengekrümmt, Gesicht und Körper wiesen die heftigen Schmerzenskrämpfe auf, die den tödlichen Erfolg eines giftigen Schlangensbisses begleiten.

Seines Vaters Erklärung war, daß man einen Schlangenschwörer nicht erziehen könne, sondern er müsse dazu geboren sein, d. h. er

müsse eine angeborene Neigung zu der Betätigung haben. Der Junge hatte diese Neigung nicht, aber sein Vater hatte ihn aus Schicklichkeitsgründen gewählt.

Immerhin, sagte er, habe er noch drei andere Söhne, und wenn er zu alt würde, um weiterzuarbeiten, oder fühle, daß er sterben müsse, könne er immer noch einen von ihnen einführen, damit er an seine Stelle träte.

Moussa machte mir klar, daß ich kein berufsmäßiger Schüler sei, sondern nur ehrenhalber bei ihm lerne, und ich mußte versprechen, daß ich nie das Schlangenbeschwören um pekuniären Profit betreiben würde. Den Grund dafür machte er nicht ganz klar, aber ich fand heraus, daß er seine Ausbildung unter der Bedingung erhalten hatte, die ihm mitgeteilten Geheimnisse an niemand weiterzugeben, außer an ein Mitglied seiner eigenen Familie, das er zu seinem Nachfolger erziehen sollte. Anscheinend war damit beabsichtigt, das Wissen innerhalb der Familie zu erhalten und letzterer dadurch eine besondere, profitable und einflußreiche Stellung zu sichern. Moussa erklärte mir, daß sein eigener Lehrer daher auch sein Vater gewesen war, Scheich Mahmed, und daß letzterer wiederum von seinem Großvater gelernt hatte.

Von dem zuletzt genannten Herrn erzählte mir Moussa eine Anekdote, als Illustration für die Wichtigkeit der Selbstbeherrschung, wenn man mit Schlangen zu tun hat. Er war ersucht worden, am Ende der Sommersaison ein großes Gebäude von Schlangen zu säubern, und hatte sämtliche vorhandenen Reptilien gefangen — bis auf eins. Letzteres war eine kleine aber gefährliche Vipernart. Die Schlange hatte sich in einem Loch in der Küche einquartiert, aus dem herauszukommen sie sich eigensinnig weigerte. Immer wieder rief der Beschwörer sie heraus, ohne Erfolg. Zuletzt verlor er die Geduld, und, anstatt, der Not gehorchend, eine neue Beschwörung zu beginnen, rief er:

»Wenn ich dich nicht beschwören kann, herauszukommen, will ich dich sonstwie fangen!« Damit steckte Moussas Großvater die Hand in das Loch und versuchte, die Viper zu greifen. Es gelang ihm, er zog

sie heraus, aber er wurde dabei in den Daumen gebissen. Als die scharfen Giftzähne sich schlossen, gelangte das tödliche Gift in sein Fleisch. Sowie das Gift in Hand und Arm eindrang, schwoll dieser zu einem großen Klumpen auf und wurde ganz schwarz. Innerhalb weniger Stunden starb der Unglückliche. Nach einem ganzen Leben der Immunität während seiner Beschwörung hatte er sie plötzlich verloren. Das war das Risiko seines Berufes, sagte der Scheich, aber es war Allahs Wille.

Es war sicher, daß Schlangenbeschwörung in Ägypten kaum ein Beruf war, der zahlreiche Anfänger anlockte, denn ich hatte auch von anderen Unglücksfällen gehört. Doch in Indien hörte ich nur von wenigen Beschwörern, die getötet wurden. Dagegen waren unter der uneingeweihten Bevölkerung Indiens nicht weniger als sechsundzwanzigtausend im letzten Jahr dem Biß giftiger Schlangen zum Opfer gefallen — die meisten der Letztern waren Kobras.

Moussa schlug mir vor, er wolle mir die Kenntnis beibringen, wie man den Biß der giftigsten Schlangen vermeidet. Er entblößte seinen rechten Arm bis zum Ellbogen und zeigte mir ein Armband aus Schnüren, mit sieben kleinen ledernen Talismankapseln, jede ungefähr einviertel Zoll groß. Sie sahen lustig aus mit ihren verschiedenen Farben, ein Effekt, der noch dadurch verstärkt wurde, daß sie mit farbigen Wollsträhnen befestigt waren. Er erklärte, daß jedes dieser winzigen flachen Behältnisse ein Papier enthielte, das mit gewissen Versen aus dem Koran beschrieben sei, neben einigen magischen Zeichen.

»Ich trage das immer als besonderen Schutz gegen gefährliche Schlangen«, teilte er mir mit. »Diese Talismane sind auf Grund der magischen Lehren angefertigt. Es ist nötig, daß Sie auch einen bekommen, und ich werde ihn machen. Demnächst bringe ich Ihnen zuerst die beschriebenen Papiere, und zeige Ihnen ihre Macht.«

Ich stellte ein paar Fragen an ihn wegen seiner Kunststücke von neuem.

»Was wird aus den Schlangen, die Sie fangen, Scheich Moussa?«

»Ich behalte sie, bis sie sterben. Es ist mir verboten, sie zu töten, denn dann würde ich meine Macht über sie verlieren.«

»Aber da müssen Sie ja die Schlangenabteilung eines ganzen zoologischen Gartens in Ihrem Haus haben?« rief ich aus.

Er lachte.

»O nein! Ich fange drei Arten von Schlangen. Die kleinen kämpfen mit den Skorpionen in meinen Körben und werden gewöhnlich getötet. Da es der Skorpion ist, der sie tötet, trifft mich keine Schuld!«

Ich dachte, das sei eine besondere Art von Logik und hätte gern gewußt, ob sie wohl dem Racheengel des Schlangenreichs einleuchte.

Moussa erklärte, er könne die Mühe und Verantwortung nicht auf sich nehmen, die Schlangen wieder frei zu lassen, um so mehr, als die, welche man einmal losgelassen hat, nie mehr wieder kommen. Immerhin hätte es einige Fälle gegeben, daß er Schlangen in der Wüste freigelassen hätte.

»Innerhalb von drei oder vier Tagen drehen die bösen Schlangen, die zornig und ungebärdig werden, sich in ihrer Wut um, beißen sich selbst und begehen so Selbstmord. Die großen, sanften Schlangen lasse ich eines natürlichen Todes durch Verhungern sterben. So töte ich sie auch in diesen beiden Fällen nicht selbst.«

»Worin besteht die Macht, durch die Sie die Schlangen beschwören, aus ihren Löchern zu kommen? Ist es eine Art von Hypnotismus?«

»Nicht ganz. Bei der Ehre des Islam, ich kann nichts anderes sagen, als daß es eine Kraft ist, die durch Einweihung vom Lehrer auf den Schüler übergeht. Um die Schlangen zu besiegen, würden die Beschwörungen allein nicht genügen. Die Talismane, Gebete und Befehle sind notwendig und eine große Hilfe, ebenso die geheime Anrufung, die dem Schüler nur für stummen Gebrauch mitgeteilt wird, aber die Hauptmacht, um die Schlangen zu bändigen, kommt von jener Kraft, die dem Schüler vom Meister gegeben wird. Genau wie man von einem neuen Geistlichen der christlichen Kirche annimmt, daß er in einen gewissen Gnadenstand kommt, wenn der

Bischof ihm die Hand auf den Kopf legt bei der Zeremonie der Ordination, so erhält der Schüler die Macht über die Schlangen, die unsichtbar auf ihn übertragen wird. Und diese Macht ist es, die ihn wirklich dazu befähigt, die Schlangen zu beherrschen.«

Dann sagte mir der Scheich, daß er wirklich Mitglied eines Derwischordens sei, der sich speziell mit der Behandlung giftiger Schlangen befaßt, und daß dieser Orden der einzige sei, der aus Magiern bestehe, die wirklich mystische Kräfte zum Beherrschen der Schlangen anwenden. Diese Derwische waren noch vor etwa einem Jahrhundert zahlreich in Ägypten, waren aber aus dem modernen Ägypten nahezu verschwunden. Die gewöhnlichen Schlangenbändiger sind niemals in diesen Derwischorden eingeführt worden und sind infolgedessen genötigt, mit harmlosen Schlangen zu arbeiten oder gewisse Mittel zu gebrauchen, welche die Haut schützen, oder auch irgendeine andere minderwertige Methode.

Moussa erklärte, er schlug vor, einen gewissen Grad dieser mystischen Kraft auf mich zu übertragen, der genügen würde, mich immun gegen den Biß der tödlichsten Schlange zu machen, sowie gegen die gefährlichen Skorpione. Das, zusammen mit gewissen Beschwörungsformeln, sowohl öffentlichen wie geheimen, die er mir mitteilen werde, sowie der versprochene geschriebene Talisman, würden meine Einweihung in den Derwischorden bedeuten. Ich müßte aber jedenfalls die genauen Belehrungen befolgen, die er mir während des Trainings geben würde. Ich müßte auch fernerhin den Namen Allahs und seines Propheten Mohammed hochachten. Das zu tun verpflichtete ich mich.

Ein besonderes Erfordernis — aber eines, das bei allen Einweihungen durch Yogis und Fakire im Orient üblich ist — bestand für den Schüler darin, während sieben Tagen, ehe die Kraft übertragen wurde, sich abzuschließen und nur von wenig Brot und Wasser zu leben. Er sollte auch diese Woche dem Gebet und der Betrachtung weihen, und sich von allen weltlichen Interessen und Belangen für diese Zeit abwenden.

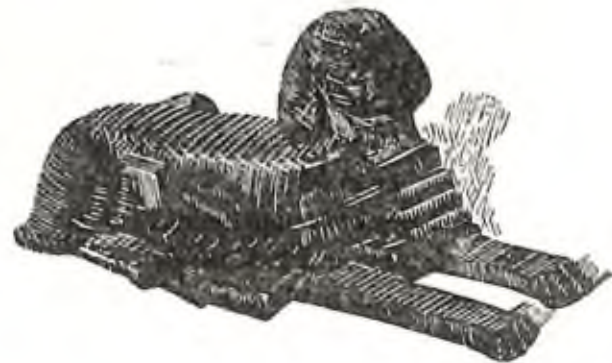
Der Scheich behauptete, daß diese geheime Macht, ebenso wie die geheime Beschwörung, seit den Zeiten des Königs Salomo, vor dem Moussa eine übertriebene Ehrfurcht zu haben schien, durch Tradition überkommen sei. Darin war er nicht der einzige, denn ich hatte herausgefunden, daß die meisten ägyptischen Fakire in Salomo den ersten und größten der Fakire erblickten, einen erhabenen Meister okkulten Wissenschaften und einen Magier von unbegrenzter Macht.

In kurzer Zeit waren die Vorbereitungen in Ordnung, der Scheich teilte mir ein arabisches »Machtwort« mit, das, wie er versicherte, die Schlangen beeinflussen würde, wenn es im Geist durch eine trainierte Person ausgesprochen werde; er brachte auch den versprochenen Talisman. Es war ein Bogen Papier, mit arabischer Schrift bedeckt, hauptsächlich magischen Zauberworten und Versen aus dem Koran. Ferner brachte er das Ledertäschchen, in dem er wünschte, daß ich das Papier verwahren sollte, nachdem ich es zwei Tage benutzt hatte. Er selbst würde es dann zunähen. Es war ein hübscher Gegenstand aus rotem Schafleder; die eine Seite trug kreuzweise eingebrannte Diagonallinien. Eine lange Strähne gedrehter scharlachroter, grüner und gelber Wollfäden war durch eine Ecke gezogen, um sie als Aufhänger zu benutzen, wenn man das Täschchen bei sich tragen wollte.

»Dieser Talisman kann nur nützen, wenn Sie selbst ihn tragen«, bemerkte Moussa, »denn ich habe Ihren Namen hineingeschrieben und er ist für jeden anderen wertlos. Nachdem ich ihn eingenäht habe, sollen Sie ihn ständig unter dem Hemd direkt auf der Haut tragen, und acht geben, daß Sie ihn nicht verlieren; Sie werden ihn sonst nie wieder finden. Inzwischen tragen Sie das Papier ganz klein zusammengefaltet bei sich.«

Ohne Umstände und Zeremonien, außer dem Auflegen der Hände und einer ziemlich langen gesungenen Anrufung, war die endgültige Übertragung der mystischen Kraft vollzogen worden. In Zukunft sollte

ich gegen Skorpion und Schlange immun sein, behauptete er. Der Wert der Einweihung mußte aber erst ausprobiert werden. Übrigens gab Moussa zu, daß die Immunität nicht länger als zwei Jahre dauern würde; nach dieser Zeit müßte ich ihn wieder aufsuchen, wenn ich die übertragene Kraft erneuert haben wollte.



XVII. Kapitel

ICH WERDE EIN SCHLANGENBESCHWÖRENDER
DERWISCH

Ich spielte eine Art von Overtüre zu meinem eigentlichen Unterricht im Beschwören, indem ich die Rifa-ee-Anrufungen auswendig lernte, und dann verschiedene harmlose Schlangen behandelte. Trotzdem waren die letzteren durchaus fähig und willig, mich zu beißen. Das Gefühl gebissen zu werden war außerordentlich unangenehm, so ungefähr, als ob ein Angelhaken einem die Haut zerrisse! Immerhin waren die Wunden wirklich nur oberflächlich und frei von jeder Giftspur. Der nächste Schritt war, Giftschlangen zu behandeln, deren Giftzähne ausgezogen worden waren. Diese elenden Reptilien hatten ebenfalls eine Vorliebe dafür, einen Novizen wie mich zu beißen, bis eine Zeit kam, in der meine Beschwörungen tatsächlich zu wirken begannen, und ich soviel Selbstvertrauen gewann, daß ich das Gefühl hatte, meinen Willen den Schlangen mit Erfolg aufzuzwingen.

Dieses Zusammenwirken von mutigem Glauben, konzentriertem Denken und ununterbrochenem Machtwillen spielte, wie ich bald entdeckte, eine wichtige Rolle um die Tiere lenksamer zu machen.

Ich setzte das Training fort, indem ich den Nil überquerte, und mit dem Scheich in die Wüste auf die Jagd nach giftigen und mit Giftzähnen bewaffneten Schlangen ging. Er fing zwei; die eine war eine große Kobra mit schöner grüner, gelbgestreifter Haut, und die andere ein kleineres, dünnes Reptil mit rhombusförmigem Kopf und einem Rhombenmuster den ganzen Rücken entlang. Wir brachten sie, sorgfältig in den Korb verpackt, triumphierend nach Luksor zurück.

Wir suchten einen Platz im offenen Teil des Gartens. Moussa hob plötzlich den Deckel und tauchte die Hand in den Korb, indem er rief:

»Nun beginnt die erste Lektion. Nehmen Sie diese Schlange!«
Die Kobra wurde mir entgegengestreckt; sie drehte den Kopf hin und her.

Ich war erschrocken bei diesem plötzlichen Befehl. Niemals zuvor war ich freiwillig einer unbehüteten Schlange so nahe gekommen, und noch weniger hatte ich sie berührt. Ich zögerte.

»Fürchten Sie nichts«, sagte der Scheich beruhigend. Sofort wurde mir klar, daß dies eine Prüfung war. Die Räder in meinem Gehirn rollten mit Expressgeschwindigkeit. Wieder zögerte ich — und wer würde nicht zögern, ehe er eine tödliche, frisch gefangene Kobra ergriffen hätte, die einen Tod mit furchtbarer Agonie zu geben vermag? Und dann fühlte ich — wie durch irgend ein telepathisches Zwischenspiel zwischen mir selbst und meinem Lehrer, daß in diesem entscheidenden Augenblick Furcht vor der Schlange zeigen, soviel bedeuten würde, wie ein Mißlingen der Prüfung und vielleicht das Aufgeben meines Traumes, ein Schlangenbändiger zu werden. Ich wußte, daß die Lage einen sofortigen Entschluß forderte, entweder der Annahme oder der Ablehnung, selbstverständlich den ersteren, wenn ich diesen mysteriösen Verkehr mit der Schlangensippschaft fortsetzen wollte.

»Gut«, sagte ich innerlich. »Ob ich heute sterbe oder später — maleesch« (»es macht nichts«). Ich streckte die Hand aus und ergriff den geringelten Leib der Kobra. Anstatt eine kalte, klebrige Berührung zu spüren, war ich erstaunt zu merken, daß der Kontakt kein unangenehmes Gefühl erweckte.

Die Schlange hob den Kopf, um ihren neuen Fänger anzusehen. Unsere Blicke begegneten sich. Sie verhielt sich still und behielt eine wachsame Haltung, steif wie eine Stange.

Wieder empfand ich ein natürliches und unvermeidliches Angstgefühl, aber es dauerte nicht länger als ein Blitzstrahl. Ich kam sofort auf meinen Entschluß zurück, die Sache bis zum Ende durchzuführen, koste es was es wolle, ein Entschluß, an dem ich von nun an mit aller Entschiedenheit festhielt. Moussa sah mich an und lächelte begeistert.

»Sie sehen, nun sind Sie ihr Meister geworden«, verkündete er stolz.

Ob die Schlange sich ganz in die Lage gefunden hatte, schien mir zu entscheiden verfrüht. Schlangen haben nicht umsonst den Ruf, verräterisch und listig zu sein. Ich maßte mir nicht an, zu glauben, daß ein erster Sieg den Krieg gewinnen hieß. Ich war ein Neuling in diesem Spiel, und mir fehlte die völlige innere Sicherheit, die so bewundernswert in dem Charakter eines Mannes wie mein Lehrer war.

Die Kobra begann unter meinem Griff elastisch zu schwingen. Sie bog sich hin und her, den böartigen Kopf und die unheimlichen Augen immer auf mich gerichtet, ebenso die winzige, gespaltene Zunge. Ihr Zischen klang manchmal wie schweres, menschliches Atmen.

Hier war ein Geschöpf außerhalb der Gesetze, das nichts vom Sinn der Gnade wußte, nichts davon wissen konnte. Es führte mitleidlos Krieg gegen die ganze Welt und verstand völlig, wie ein Ismaelit, daß es einer besonderen Klasse angehörte, als gehaßter Feind aller anderen im Reich der Tiere und fast des ganzen Menschengeschlechtes außerdem.

Die Schlange näherte ihr kleines Gesicht immer mehr dem meinen, und ich argwöhnte, daß meine zweite Prüfung nahte. Ich bin nicht ins Leben verliebt, und ich bezweifle nicht, daß der Tod ein anderes Tor öffnet, aber ich würde es vorziehen, meine Lebenskräfte um einer guten Sache willen verebben zu lassen. Moussa nahm mir die Kobra ab und setzte sie auf den Boden. Ich hatte nicht den Wunsch, die Schlange länger zu halten, dieses schwingende, glatte Geschöpf, aber sie faszinierte mich seltsam, und ich war froh, daß ich die Gelegenheit gehabt hatte, sie so nah zu betrachten. Sie wand sich nun vor mir, in einer Entfernung von etwa achtzehn Zoll, Kopf und Vorderteil graziös ebenso hoch aufgerichtet, und fuhr fort, mich genau zu beobachten.

Als ich den Blick zurückgab, dachte ich über die tödliche Kraft dieses winzigen Maules nach. Die ganze Gefahr einer Schlange ist auf diese drohende Öffnung konzentriert, ebenso wie ihr geheimnisvolles Wesen in den starren, lidlosen Augen konzentriert schien.



Zurückdrücken eines Seblangenbalses



Mein magischer Talisman



Scherch Moussa am Werk



*Ich halte eine eben gelangene
Seblange*



»Eingeschälertes Seblange mit magischem Talisman auf dem Kopf



Eine Seblange zischt den Autor an



*Der Autor vor einer
erschauenden Kobra*

Der Biß einer ägyptischen Kobra führt ein Gift in den Körper ein, das rasch die Nerven lähmt, wodurch das nervöse System zerstört oder lahmgelegt wird. Die unvermeidliche Folge davon ist entweder Herzlähmung oder Versagen der Atmung.

Ich fragte mich im stillen, warum die Natur diese Einrichtung getroffen und Schlangen eine derartige Macht über Leben und Tod gegeben hatte. Schließlich bat ich Moussa, mir das Innere des Mauls der Kobra zu zeigen. Er war sofort bereit dazu, und, indem er sie beim Genick packte, zwang er einen Stock in den engen Schlitz des Maules und zeigte mir die eigentümliche anatomische Struktur.

Das geöffnete Maul hatte eine lebhaft rote Farbe, wodurch es stark von dem matten Gelb und Grün der Haut abstach. Ich war sehr beeindruckt von dem hochgradig wirksamen Beißmechanismus, den ich zu sehen bekam. Die gebogenen Zähne, welche das Gift enthielten, standen weit vorn im Kiefer, einer an jeder Seite, und waren am Oberkiefer umgelegt. Ich sah, während sie das Maul bewegte, um dem Stock zu entgehen, der unangenehm am Gaumen rieb, daß diese beiden Giftzähne nicht unbeweglich im Kiefer standen. Sie konnten, mit Hilfe eines bestimmten Muskels, nach vorn gerichtet werden, standen so halb aufrecht und schoben sich dann zurück an ihren Platz. Ich konnte mich an keine andere Gattung mit beweglichen Zähnen erinnern.

Die in Gebrauch befindlichen waren mit einem schleimigen Häutchen überzogen, und hinter ihnen waren weitere Giftzähne, die anscheinend in Reserve gehalten wurden. An beiden Seiten jedes Giftzahns befand sich ein winziger Beutel, der mit Gift gefüllt wurde. Die Drüse, aus der das Gift kam, arbeitete wahrscheinlich nach den gleichen Grundsätzen, wie unsere eigenen Speicheldrüsen.

Eine weitere Eigentümlichkeit des Giftzahns war, daß er hohl war. Man könnte einige Ähnlichkeit zwischen ihm und einer Injektionspritze finden. Die Kobra konnte mit den sehr scharfen, nadelähnlichen Spitzen ihrer Giftzähne direkt ins Fleisch ihres Opfers dringen, während gleichzeitig die Muskeln des zum Zahn gehörigen Giftsäck-

chens sich zusammenzogen und so veranlaßten, daß das Gift in den Zahn lief und in die Wunde injiziert wurde, genau wie die Injektionspritze das Fleisch durchbohrt, während gleichzeitig das Medikament aus der Röhre der Spritze gepreßt wird.

Der Scheich schlug mir vor, ich solle mein zweites Experiment versuchen, indem ich das Geschöpf zum Schlafen bringe, wobei gleichzeitig die Wirksamkeit des Talismans, den er für mich geschrieben hatte, erprobt werden konnte.

Er ließ die Kobra laufen und zog sich auf die eine Seite zurück. Das Reptil sah mich sofort an und fixierte mich mit diesen glänzenden, unbeweglichen, schwarzen Augen. Ich probierte zuerst seine Wachsamkeit aus, indem ich es umschritt, bis ich den Kreis geschlossen hatte. Die Kobra bewegte den Kopf und den schöngezeichneten Leib genau gleichlaufend mit jedem Schritt, den ich tat. Nicht für einen Augenblick lösten sich diese furchtbaren Augen von den meinigen.

Vielleicht ärgerte sie sich über meine Bewegungen, denn sie richtete sich etwas höher auf, erhob den flachen Kopf und zischte laut und zornig. Die schwarze, fadengleiche Zunge schoß wieder hervor, und sie blähte die königliche Haube. Ich hatte das Gefühl, daß die Kobra, wenn sie ihre Haube in der elliptischen Kurve wie einen Schirm ausspannte, es tat, um ihr Opfer zu erschrecken. Die furchtbare Brillenzeichnung an der Vorderseite der geblähten Haube verstärkte noch den Eindruck.

Ich wußte, daß selbst ohne vorwärts zu schnellen um mich lebensgefährlich zu beißen, die Kobra nur einige Tropfen des Giftes in meine Augen zu spritzen brauchte (worauf es viele von ihnen abgesehen haben), um mich für immer blind zu machen.

Ich nahm meinen Willen zusammen und bemühte mich, ihn der Schlange aufzuzwingen. »Geh schlafen!« befahl ich innerlich. Ich näherte mich ihr um einige Zoll, indem ich den Talisman in der rechten Hand hielt und fortwährend meinen stillen Befehl gab. Das Zischen hörte auf, die Haube zog sich zusammen, die schaukelnde Bewegung wurde müder, und die Schlange verlor die königliche Hal-

tung, die sie bis jetzt beibehalten hatte. Ich faltete das Papier zu einem kleinen spitzen Dach zusammen und setzte es auf den Kopf der Kobra. Die Schlange sank fast sofort zusammen, so daß ich ihr den Talisman nochmals aufsetzen mußte. Endlich wurde sie ganz schwach und lag flach auf dem Boden, mit dem gewundenen Körper die Form des Buchstabens S in den Staub zeichnend. Daraufhin bewegte sie sich nicht mehr, sondern blieb völlig steif. Ob sie wirklich schlief, oder sich in hypnotischem Zustand befand, oder zwar wachsam aber hilflos der »Magie« des Talismans erlegen war, gab ich mir nicht die Mühe zu entscheiden.

So endete mein erster Versuch der Schlangenbeschwörung.

Bei einigen anderen Gelegenheiten begaben Moussa und ich uns auf kurze Ausflüge, um Glieder der Schlangensippe zu jagen und lebend heimzubringen. Ich war unfähig, ihre Schlupfwinkel zu entdecken, aber Moussa sammelte sie an verschiedenen Plätzen der Wüste, oder an einsameren Stellen des Nilufers mit erstaunlicher Geschicklichkeit. Er behauptete, er sei fähig, sie zu riechen und so ausfindig zu machen, eine Begabung, die ich nie erreichte, da er sagte, man müsse wenigstens ein oder zwei Jahre lang üben, um sich zu einem perfekten Schlangenbändiger mit allen Eigenschaften des Berufs zu entwickeln.

Manchmal zischten die Schlangen und versuchten sogar, Moussa zornig anzuspeien, wenn er sie rief, aber schließlich gaben sie immer nach und glitten matt in seine Hände. Aber bei einer Gelegenheit gab es einen Unfall.

Wir hatten eine Hornvipere gefangen, die von Anfang an Schwierigkeiten machte. Als wir sie zuletzt in den Korb zu schieben versuchten, schien sie eine Bewegung des Scheichs falsch zu verstehen, und für einen Angriff zu halten — einige Schlangen sind außerordentlich nervös — und biß nach ihm zur Selbstverteidigung. Das

kleine Maul schloß sich blitzschnell auf seinem Arm, und er wurde gebissen. Sofort strömte das Blut. Die rote Flüssigkeit nahm in Mengen zu, ich band eilig ein Taschentuch um die Wunde um das Blut zu stillen, und erwartete seine weiteren Anordnungen. Ich hoffte, der Scheich hätte sein Testament gemacht, und irgendwelche Verwandten würden sich um seine Frau und seine Kinder kümmern.

Aber der Scheich lächelte nur.

»Maleesch«, murmelte er. »Macht nichts! Die Viper kann mir nichts tun. Das ist nur ein Zahnbiß, kein Giftbiß.«

Ich war starr.

»Keiner Schlange ist es erlaubt, mich mit ihren Giftzähnen zu beißen«, fügte er bei, »aber manchmal bekomme ich das ab, was nur ein Fleischbiß gewöhnlicher Zähne ist. Das ist schon früher vorgekommen und erschreckt mich nicht.«

Ja, es war wahr — der Scheich war gefeit gegen den Biß eines Reptils, so giftig es auch für andere sein mochte. Und um seine Immunität zu beweisen, zwang der Scheich die Schlange, ihr Maul zu öffnen und schob seine Finger direkt unter die Giftzähne. Jeden Moment konnte das Reptil, wenn es wollte, diese Zähne in die Haut seiner Finger graben und ihn töten. Aber die Giftzähne bewegten sich nicht, und er zog schließlich die Hand unverletzt zurück.

Am nächsten Tag war keinerlei Entzündung vorhanden und der verwundete Arm halb verheilt.

Mir wurden später oft von Leuten Fälle ausgezogener Giftzähne erzählt, die sie erlebt hatten. Obwohl ihre Wahrheitsliebe lobenswert war, würden diese Beispiele, im Zusammenhang mit unseren Kobras geäußert, der Glaubwürdigkeit unleidliche Grenzen ziehen.

Was die zweijährige Immunität betraf, die er mir zugibt hatte, so kann ich nur sagen, daß ich giftige Kobras und Vipern mehrmals behandelte und sie sogar um den Hals legte, ohne daß mich je eine angegriffen hätte. Ich verwandelte sie fast zu Spielgefährten, so sehr interessierten mich diese geheimnisvollen Geschöpfe. Indessen warnte mich Moussa in bezug auf Skorpione; die schwarze Abart sei übel und

ungehorsam, und meine Kraft könne vielleicht nicht genügen, um sie zu beherrschen. Es bestand auch die Gefahr, einmal einer Schlange gleichen Charakters zu begegnen. Er sagte mir, daß ich eine gefährliche Schlange erkennen könne, wenn mir eine begegnen sollte, indem ich zuerst das geheime »Machtwort« ausspreche, ehe ich mich ihr nähere. Wenn die Schlange sich nicht darum kümmere und nicht aufhören würde, sich zu bewegen, sollte ich sie unberührt lassen. Solch eine Schlange könnte sich leicht umwenden und einen töten, denn sie sei durch und durch böse.

Als ich mich vom Scheich getrennt hatte, um in Südägypten weiterzureisen, bekam ich bald darauf die unerwartete Gelegenheit, mit einem Skorpion zu tun zu haben. Ich verbrachte einige Zeit mit Forschungen in dem prachtvollen alten Tempel von Edfu und machte mir die Mühe, mich durch ein Loch des Fußbodens in ein kleines Gefäß nahe dem Heiligtum fallen zu lassen, da die Stufen längst verschwunden waren. Man mußte in diesen zerfallenden Untergrundräumen vorsichtig gehen, denn Schlangen liebten sie ganz besonders. Sie krochen absichtlich durch die engen Mauerrisse, weil sie ihren Körper zusammenpreßten und auf diese Weise die alte Haut abkratzen, wenn die Zeit des Wechsels gekommen war. Sie liebten auch die Einsamkeit, das Dunkel, und die schattige Kühle solcher alten Schlupfwinkel, weshalb sie dort sehr häufig waren.

Während ich einen besonders engen Tunnel entlangkroch, der schwer mit dem unberührten Staub von Jahrhunderten bedeckt war, kam ich in eine andere schmutzige Passage und geriet nun in eine niedrige unterirdische Krypta. Ich erkannte sofort, daß diese zu Einweihungszwecken in die geheimen Riten der alten Mysterien verwendet worden war. Der Raum war stockdunkel, und ich entzündete eine elektrische Taschenlampe, um Licht zu haben.

Als ich mit meiner genauen Prüfung fertig war, wandte ich mich um und wollte in die Passage zurückgehen. Plötzlich kam ein riesiger gelber Skorpion aus einer Ritze im Mauerwerk und lief auf meine Füße zu. Skorpione haben eine große Vorliebe für unterirdische Kryp-

ten alter Ruinen. Wegen der zerbrochenen Pflastersteine, der umgebenden Dunkelheit und dem niedrigen Dach der Passage, konnte ich mich nicht frei und schnell bewegen. Ich blieb also stehen und wies mit dem Zeigefinger auf das giftige Insekt. Mit lauter Stimme sprach ich das »Machtwort« und befahl ihm mit Entschiedenheit, stehen zu bleiben. Moussa hatte mir anbefohlen, wenn ich die Beschwörung ausspräche, es — wie bei allen magischen Beschwörungen — mit der höchsten geistigen Konzentration und aller Kraft, die ich aufbringen könne, zu tun.

Der Skorpion blieb sogleich stehen, als ob er plötzlich durch ein Hindernis aufgehalten worden wäre.

Er blieb wie angewurzelt stehen und versuchte nicht, vorwärts oder rückwärts zu gehen, während ich mich in Sicherheit brachte.

Ich kann weiter nichts sagen, als daß der unglückliche Skorpion vielleicht immer noch auf dem gleichen Fleck steht und auf das Erlösungswort wartet!

Bei seltenen Gelegenheiten führte Moussa einen spielerischen Trick aus, indem er sich einem Baum näherte, auf dem er einen Skorpion wußte, und ihm befahl, herunterzukommen. Nach kürzerem oder längerem Zögern erschien der Skorpion unweigerlich und sprang vom Baum auf den flachen Turban des Scheichs herunter!

Einmal, als ich über die mystische Macht sprach, welche die Rifa-ee-Schlangenbeschwörungs-Derwische besaßen, und versuchte, Moussa dazu zu bringen, auf Grund seiner langen Erfahrung genau zu bestimmen, welcher Art sie war, konnte oder wollte er nur dies sagen:

»Die Schlange unterliegt uns nur durch Allahs Macht. Die Schlangen vertrauen uns, weil es uns verboten ist, sie mit eigener Hand zu töten. Wir täuschen ihr Vertrauen nicht. Unsere Beschwörungen enthalten auch immer einige Worte aus dem Heiligen Koran.«

Ich verrate keine Geheimnisse, wenn ich hier die Zauberformel wiedergebe, welche die Rifa-ee-Derwische, in deren Orden ich eingeweiht war, zu gebrauchen pflegen, denn dieser Anruf ist der öffent-

lich gesungene und ist zweifellos von Hunderten uneingeweihten Personen in seiner eigenartigen, wohlklingenden und poetischen arabischen Form gehört worden.

Insoweit als der reine Gedankenausdruck ins Gewicht fällt, sehe ich nicht ein, warum die englische Übertragung nicht ebenso wirkungsvoll sein sollte, obwohl diese Beschwörung allein kaum eine Schlange dazu bewegen würde, ihr Versteck zu verlassen, oder den Kopf in irgend jemandes Schoß zu legen! Die Worte lauten wie folgt:

»O du Schlange! Komm heraus! Ich beschwöre dich bei Allah, daß du, seist du oben oder unten, hervorkommst!

Niemand kann Allah besiegen, und über ihn kann keiner herrschen. O, mein Helfer in Zeiten der Not! Im Namen des heiligen Ortes und des heiligen Buches beschwöre ich dich, komm heraus!

In seinem Namen, dessen Glanz alle Türen geöffnet hat, komm heraus und unterwirf dich dem Bündnis. Ich besitze das Wort. Im allerhöchsten Namen des Herrn aller Hilfe. Ich rufe dich mit Erlaubnis meines Scheichs und des Meisters meiner Bruderschaft, Ahmad el Rifa-ee. Komm heraus!

Im Namen von Salomo dem Weisen, der die Herrschaft über alle Reptilien hat. Höre! Allah befiehlt dir. Komm heraus o Schlange! Komm heraus! Friede sei mit dir. Ich werde dir nichts tun.«

Nachdem ich mich von Scheich Moussa getrennt hatte, kam mir immer wieder der Gedanke, daß unter den Praktiken und Lehren der Rifa-ee-Derwische ein Überbleibsel von einem alten Schlangenkult verborgen sei, der vielleicht von unermeßlichem Alter sei. Ich wußte, daß Moussa — als guter Mohammedaner der er war — das heftig ableugnen würde. Ich versuchte ihn einst darüber auszufragen, aber er wich der Frage mit der Antwort aus, daß es keinen Gott außer Allah gäbe! Je mehr ich darauf bestand, desto mehr betonte er die Allein-

herrschaft Allahs, bis ich merkte, daß er meine Frage entweder nicht ganz verstand oder nicht verstehen wollte; so mußte ich denn den Gegenstand fallen lassen.

Indem ich zusammenfügte, was ich von Schlangenbeschwörern jeder Art erfahren hatte und damit die Beispiele der Schlangen-anbetung verglich, die ich in Indien offen ausüben sah, und von der ich wußte, daß sie offen im alten Ägypten ausgeübt worden war, und dazu meine eigene veränderte Reaktion der Schlangengattung gegenüber seit dem denkwürdigen Tag meiner Einweihung nahm, war ich doch schließlich zu dem Schluß gezwungen, daß meine Vermutung richtig war. Je mehr ich über die Sache nachdachte, desto größer wurde die Zahl der Beweise, die ich aus meinen Erinnerungen zusammenfügen konnte, daß diese seltsame Wissenschaft nur ein Überbleibsel einer der frühesten Religionen des Schwarzen Kontinents war.

Ich hatte in meiner persönlichen Einstellung gegenüber der Welt der Reptilien eine allmähliche, aber entschiedene Wandlung beobachtet. Ich sah die Schlangen nicht mehr mit dem furchtbaren ununterdrückbaren Widerwillen an, den ich früher empfunden hatte, mit diesem Abscheu, der ungerufen in jedem normalen Menschenherzen entsteht. Ich sah nicht mehr in ihnen allen die gefürchteten und unerbittlichen Feinde jedes anderen Lebewesens. Ich fürchtete nicht mehr jede einzelne von ihnen als eine kriechende Verkörperung von Tücke und Verrat. Statt dessen hatte ich langsam aber zunehmend eine besondere Bewunderung für die geschmeidige Schönheit ihrer Körper und die anmutige Haltung ihres aufrechten Halses zu fühlen begonnen. Ihre unleugbare Unheimlichkeit und ihr seltsames Wesen hatten mich merkwürdig fasziniert, wozu ein leises Gefühl von Mitleid mit ihnen kam. Diese Wandlung war nicht etwas, das ich gesucht hatte, sondern sie war unmerklich von selbst gekommen.

Es ist ein starker Kontrast, daß in allen christlichen Ländern die Schlange nur als Symbol des Übels oder des Teufels selbst gilt, während in fast allen alten Zivilisationen und sogar bei den wenigen

primitiven von heute, wie in Zentralafrika, zwei Arten unterschieden werden — die göttlichen und die bösen.

Über ganz Afrika und ganz Indien, bei den Druiden und in den meisten Teilen von Zentralamerika, wo immer das Echo von Atlantis erklungen war, gab es tatsächlich Schlangenkulte. Die meilenlangen Mauern des großen Aztekentempels von Mexiko waren mit gemeißelten Schlangen verziert.

Die Dravida, welche die ursprüngliche schwarze Bevölkerung von Indien bildeten und die nun zum größten Teil in den Süden getrieben wurden, betrachten die Kobra, und zwar besonders die Art mit der Brillenhaube, als ein heiliges Geschöpf und töten sie nur ungern, obwohl sie jede andere Schlange mitleidlos umbringen würden. Manche Priester halten noch giftzahnlose Kobras in den Tempeln, füttern sie mit Milch und Zucker und schmeicheln ihnen mit Anbetungszeremonien. Solche Schlangen werden ganz zahm und kommen sofort aus ihren Löchern im Tempel hervor, wenn man auf einer Rohrflöte bläst. Stirbt eine von ihnen, dann wird sie in ein Grabtuch gehüllt und verbrannt wie eine menschliche Leiche.

Mancher Bauer, ob in Nord-, Süd-, West-, Ost- oder Zentralindien, findet Befriedigung darin, das Bild einer Brillenschlange anzubeten, oder er stellt Futter vor das Loch einer lebenden, denn er betrachtet solch ein Geschöpf als den körperlichen Träger einer höheren Macht, eines Geistes, der mit Ehrfurcht behandelt werden muß. Diese Vorstellung ist durch die ältesten Traditionen seines Landes auf ihn überkommen, und er nimmt sie ohne Zweifel hin, ebenso wie er viele andere seltsame Vorstellungen hinzunehmen pflegt. Keine andere Schlangenart wird angebetet.

In dem innersten Heiligtum vieler Tempel, in Dunkelheit gehüllt oder von einem winzigen Licht erhellt, über dessen Schwelle kein Mann fremden Glaubens schreiten darf, windet sich die Gestalt der Schlange um den Unterbau des Altars oder erhebt den behaubten Kopf. Was Südafrika betrifft, so glauben die Zulus, die fern von Städten leben und noch keinen Begriff von Zivilisation haben, daß

speziell Schlangen, die ihren Weg in Häuser und Hütten finden, Reinkarnationen der Geister verstorbener Angehöriger sind. Deshalb versuchen sie nicht, sie zu töten, sondern nur, sie aus dem Haus zu bringen, gewöhnlich dadurch, daß sie zum Mediziner schicken, der oft Schlangenbeschwörung mit seinen vielen anderen Funktionen verbindet.

Mehrmals, wenn ich in die Augen einer Kobra blickte, dachte ich an diesen unheimlichen Zulu glauben. Trotz des geheimnisvollen Starrens hatte ich manchmal ein seltsames, unbeschreibliches Gefühl, daß hinter ihnen eine Intelligenz lebte, die beinahe menschlich war.

Einmal, als ich mir eine besonders dicke und lange Schlange nicht länger als eine einzige Minute um den Hals gelegt hatte, fühlte ich ein plötzliches Abirren meines Geistes aus seiner irdischen Umgebung und geriet in einen verwirrenden psychischen Zustand. Ich fühlte, daß ich dem irdischen Sumpf entstieg und daß die innere Welt der Geister sich auftat.

Ich schien unseren wirbelnden Erdball aus Land und Wasser zu verlassen, um in eine dunkle, geisterhafte, überweltliche Sphäre zu geraten, deren Ausstrahlung durch und durch böse war. Mir war der Gedanke unangenehm, in eine solche Lage zu kommen und meinen sicheren Stand in der Welt zu verlieren, während der kriechende Tod meinem Gesicht so nahe war — ich ließ die Schlange sanft zu Boden fallen. Sofort war ich wieder bei normaler Besinnung und war auf die bekannte physische Welt um mich her eingestellt. Das geschah nur einmal — aber es war unvergeßlich.

Hatte ich das eigene Bewußtsein der Schlange empfunden? Funktionierte es gleichzeitig in zwei Welten? Und war eine davon eine niedrige Welt des Grauens? Wer kann es wissen?

Bei einer Expedition in den Dschungel im Süden von Indien hatte ich unerwartet einen unheimlichen Anblick — nichts weniger, als eine Zusammenkunft von Kobras. Eine Anzahl der Tiere hatte sich in einen Kreis versammelt, mit majestätisch aufgerichteten Köpfen. Ich fragte mich, was diese behaubten Köpfe wohl besprachen; was für

Geheimnisse teilten sie einander mit? Aber ich muß gestehen, daß ich vor dem Anblick floh. Eine Kobra war in jenen Tagen schon unangenehm genug — eine Menge war mehr, als menschliche Gefühle ertragen konnten.

Unter den gemeißelten und gemalten Überbleibseln des alten Ägypten erblickt das Auge Schlangen auf Schritt und Tritt. Auf dem Architrav des riesigen Eingangstores zum Tempel des Amen-Ra in Karnak erheben sich zwei wundervolle Steinkobras, gewichtige Pfeiler der Anmut. Der kleine, nah gelegene Tempel des Osiris ist reichlich ausgestattet mit Reihen von gemeißelten Schlangen. Auf der anderen Seite des Stromes tragen die Wände von fast jedem königlichen Grab im Tal des Todes, wo vertrocknete Mumien tief in den thebanischen Hügeln ruhen, gemalte Zeugnisse der wichtigen Rolle, welche die Schlangen in der frühen ägyptischen Religion und Gedankenwelt spielten. Manche Darstellung der öffentlichen Zeremonien in den Tempeln von ganz Ägypten beweist genau das Gleiche. Und endlich fügen die Kammern, in denen die geheimen Riten der Mysterien gefeiert wurden, ebenfalls ihre schweigende Bestätigung bei. Auf dem Gipfel jedes Obeliskens und in den meisten Säulenhallen der Tempel findet man Schlangen eingemeißelt. Aus der runden Sonnenscheibe, die das Emblem der geliebten und immer angebeteten Sonne war, erhob stets ein Schlangenpaar die behaubten Köpfe.

Diese Dinge hatten eine bedeutsame Beziehung zur psychischen Welt, und aus dieser Beziehung — mit der Möglichkeit der Degenerierung zu Zauberei in schlechten Händen — entwickelte sich der üble Ruf des Schlangensymbols, abgesehen von den gefürchteten physischen Eigenschaften der Schlangen.

Die Ägypter erkannten diese Möglichkeit und bildeten böse und gute Schlangen ab. Die ersteren wurden in der Regel kriechend dargestellt, die letzteren aufgerichtet. Sie hatten ihren Teufel in der Gestalt des Apepi, der dunklen, eng verschlungenen Schlange, die das Haupt der Mächte der Dunkelheit war, d. h. der Teufel.

Aber es wurde auch ein höherer Symbolismus anerkannt; es war

dieser: Die Schlange ist ein vollkommenes Symbol der kraftspendenden schöpferischen Macht des erhabenen Geistes, der das Universum schuf, und der Schöpfung selbst. Die Pharaonen trugen die Gestalt der behaubten Schlange vorn auf ihrem Kopfschmuck, als ein Sinnbild ihrer vorgeblichen göttlichen Abstammung. Die Schlange versinnbildlichte daher die Gottheit sowohl wie — in bestimmten Gattungen — den Teufel.

Die erste Kraft, die sich beim Beginn der Schöpfung aus dem Dunkel der Tiefe heraufbewegte, war die heilige Kraft, welche die gute Schlange darstellt. Genau wie die Schlange hundert verschiedene Gestalten durch ihre Bewegungen annimmt, und doch Eine bleibt, so nahm das Universum ungezählte Gestaltungen an (Formen von Dingen und Geschöpfen) und blieb doch in seiner eigentlichen Natur der *eine* Geist. Die Wissenschaft hat angefangen, diesen Satz anzunehmen, nur daß sie für Geist einen anderen Namen setzt. Genau wie die Schlange periodisch ihre alte, tote Haut abwirft, und eine neue bekommt, so sterben die Gestaltungen, aus welchen das Universum besteht, und werden dann schnell oder langsam in ihren Urzustand zurückgeworfen. »Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden« ... Aber der Symbolismus ist damit noch nicht zu Ende. Die neue Haut der Schlange bedeutet die neue Gestalt, in welche die Materie zuletzt geprägt wird. Und ebenso wie die Schlange weiterlebt, auch wenn ihre äußere Haut stirbt, so ist der Geist unsterblich und bleibt es, trotzdem seine äußeren Formen sterben.

Die Schlange bewegt sich selbst; ohne Hilfe von Händen, Füßen oder anderen äußeren Gliedern. So bewegt sich die schöpferische Kraft völlig aus sich selbst und wandelt sich von Form zu Form in ihrem Aufbau, sei es dem einer ganzen Welt oder eines einzelnen Geschöpfes.

Wenn die Ägypter die schuppige Schlange abbildeten, die sich in den eigenen Schwanz beißt und so einen geschlossenen Kreis bildet, so wollten sie damit das geschaffene Universum selbst symbolisieren. Die Schuppen sind die Sterne. Die Handlung, sich selbst zu beißen,

bedeutet die Selbstaflösung des Universums, die eines Tages eintreten muß, wenn der Geist sich von der Materie löst.

Im Symbolismus der Schlange gibt es noch manche anderen Deutungen, die vom Heiligen zum Teuflichen reichen. Da ist endlich auch die besondere Bedeutung, die in den Mysterien zum Ausdruck kommt.

Sie bedeutete im innersten Ritus das Wirken der Kraft, welche die Seele des Menschen während der Einweihung befreite, einer Kraft, die langsam durch den Körper des Eingeweihten in der Trance kroch, fast genau wie das langsame Kriechen der Schlange.

So erhob das Schlangensymbol das Haupt über der antiken Welt, mit zwei deutlich geschiedenen Köpfen: als ein Teufel, der bekämpft und gefürchtet werden mußte, und als eine Gottheit, die man verehrte und anbetete; als Schöpfer aller Dinge und als Quelle alles Übels.



XVIII. Kapitel

ICH BEGEGNE EINEM ADEPTEN

Eine lange rosa und braune Hügelkette liegt einige Meilen westlich des Nils bei Luksor und bildet eine Schranke zwischen der lybischen Wüste und dem kultivierten Flußtal. In ihr liegt eine trockene, sonnenverbrannte Schlucht verborgen, in der keine Vegetation wächst oder gedeihen kann, denn der Boden ist teils Fels und teils rauher Sand; das einzig Lebende dort sind Schlangen und Skorpione. Lange waren in diesem öden Tal die königlichen Toten des verschwundenen Theben begraben, denn es ist das berühmte »Tal der Königsgräber«. »Waren« schrieb ich, da viele dieser mumifizierten Leiber nun aus ihren dunklen Höhlen herausgeholt und in die überfüllten Galerien der großen Museen als Schaustücke für alle Welt gebracht wurden. Und wenn andere bisher noch der Entdeckung entgingen, so ist es nicht, weil Zeit, Mühe und Geld fehlen.

Es gab vieles, was ich in den Gräbern selbst gerne erforschen wollte, in den offenen Tempeln, die einige Meilen von dem Tal entfernt liegen, in kleinen Überresten von Theben, die nun aus dem Erdboden hervorragen, und auch am Rande der westlichen Wüste. Um diese häufigen kurzen Ausflüge von Luksor aus zu machen, gibt es kein besseres Reittier, als einen guten Esel; denn er weiß sicheren Fußes zwischen Trümmern und scharfen Steinen durchzukommen und an Abgründen entlang zu gehen.

Ich hatte einen »Boy« als Diener angestellt, und einer seiner ersten Aufträge war, einen Lieferanten ausfindig zu machen, der mir ein gutes Tier für diese kurzen Ausflüge vermieten könnte. Joussef wurde als »Boy« bezeichnet, der üblichen Terminologie der Reisenden entsprechend, obwohl er die vierzig überschritten hatte und eine Frau

nebst drei Kindern besaß. Er erinnerte mich häufig an das Vorhandensein seiner Familie, eigentlich jedesmal, wenn ich den Geldbeutel zog, um mit ihm abzurechnen. Und wenn ich im Scherz versuchte, ihm eine Schlange um den Hals zu legen, jammerte er entrüstet, wenn das Biest ihn beißen sollte, wäre niemand da, »meine Familie zu füttern.« Anscheinend hatte die lange Gewöhnung, Esel zu füttern, seine eigene Familie für ihn auf das gleiche Niveau mit den Eseln gebracht, soweit es die Ansprüche auf den nötigen Unterhalt betraf. Jedenfalls war er manierlich und hatte viel Sinn für Humor, kurz gesagt, ich hatte ihn gern.

Er machte den Handel mit dem Lieferanten fertig, und, nachdem die Bedingungen geordnet waren, kam er innerhalb kurzer Zeit mit einem nett aussehenden, großen, gut gesattelten, weißen Esel zurück. Ich kletterte auf das Tier, und wir zogen los. Alles ging gut, bis wir das Flußufer erreichten, wo wir drei auf ein Boot gebracht wurden, um auf die westliche Seite des breiten grauen Nils hinüber zu segeln. Nachdem wir ausgeschifft waren, stieg ich wieder auf, um den sieben Meilen langen Ritt nach dem Tal zu machen.

Ich brauchte nicht länger als eine Viertelstunde zu reiten, um festzustellen, daß das Tier sein anziehendes Aussehen Lügen strafte. Als wir endlich ungefähr die halbe Distanz hinter uns hatten, beschwerte ich mich bei Joussef, daß entweder seine Sicherheit in der Auswahl nicht auf der zweifellos sonst bei ihm üblichen Höhe gewesen war, oder daß der Stall des Lieferanten außerordentlich schlechter Qualität sein müsse, wenn dieses Tier sein bestes war. Ich fügte bei, es sei eine ganz faule Kreatur, und ich bedauerte, es beschuldigen zu müssen, daß es lieber schlief als sich bewegte. Joussef warf die Hände hoch und drehte das Weiße der Augen gen Himmel. »Inscha — Allah« rief er erstaunt aus, »wer sind wir, daß wir wagen dürften, des Allmächtigen Werk verbessern zu wollen?«

Ich fand keine Antwort auf diese Frage und verfiel daraufhin in ewiges Schweigen über dieses besondere Thema. Wir ließen die Maisfelder hinter uns, und warfen nur einen Blick auf die Zwillingsskolosse

des Memnon, ein Paar Riesenstatuen, deren verwitterte Gesichter keinerlei Züge mehr tragen, deren formlose, thronende Gestalten einst Schildwache vor dem Tor des verschwundenen Palasttempels hielten, den Amenhotep III. gebaut hatte; sie erheben sich fünfzig Fuß über das Weizenfeld, das den Tempel ersetzt hat. Ohne Nasen, ohne Augen, ohne Ohren und ohne Münder sitzen die Kolosse, wie sie seit Jahrhunderten saßen, vielleicht die Mißhandlungen bejammernd, die ihnen der persische Eroberer Kambyses angetan hatte, wie der römische Besucher Petronianus in den Sockel eingeritzt hat. Einst dehnte sich hinter ihnen eine Prunkstraße von mehr als tausend Fuß Länge, mit Paaren von Statuen und Sphinxen zu beiden Seiten. All das ist auch dahin. Wir verließen nun die fruchtbare Vegetation des ebenen Nillandes und strebten vom Flusse weg auf einen Punkt zu, wo die thebanischen Hügel begannen. Wir begegneten unterwegs den üblichen Gruppen weißgekleideter Männer und schwarzgekleideter Frauen.

Dann kamen wir durch ein typisches Dorf aus Lehmhütten, einigen niedrigen weißgetünchten Häusern und einem kleinen Minarett, das auf einer winzigen weißen Moschee mit einer Kuppel errichtet war; außerdem gab es den unvermeidlichen Palmenhain, zum Zweck der angenehmen Schattenspendung.

Ich hielt bei der Dorfquelle, um den durstigen Esel und seinen Reiter trinken zu lassen. Das Tier tauchte seine Nase in einen sonderbaren Trog — das Ding war nichts weniger als ein zerbrochener Steinsarkophag, der vielleicht einst einen Pharao beherbergt hatte!

Wir setzten unseren Weg fort und hielten weder bei den halb zerstörten Tempeln von Kurna, noch bei den geöffneten Grabstätten der thebanischen Edelleute in Abd-el-Kurna, nicht einmal in der bemerkenswerten Totenstadt von Dira Abun-Naga.

Ich beabsichtigte, das trostlose kleine Tal zu erreichen, das zu den Höhen führt, ehe wir die glühende Sonne über uns hatten. Wir waren noch bei Dämmerung aufgebrochen, und das war in diesen Sommermonaten nicht eine Stunde zu früh, denn ich wußte, daß auf jenen felsenübersäten Höhen sich jeder Temperaturgrad verdoppeln



Die Kolosse





Ein Grab-Wandbild: Die »Wächterschlangen« der Mumie



Der Sarkophag eines Pharaos



Eines Priesters Sarg

würde und die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen wieder auf mich reflektieren würden.

Schritt für Schritt ging es nach Westen, die alte Straße entlang, und dann rundherum, um den Fuß des Hügels zu erreichen, wo Steine jeder Form herumlagen. Hier kamen wir in den ersten schmalen Paß.

Endlich brachte mich der langsam trotternde Esel auf dem trockenen, sandigen, von Felsen gesäumten Weg zum Eingang des berühmten Tales, in das die einst mächtigen Pharaos gebracht worden waren, wenn sie in den Klauen des Todes lagen und ihre irdische Pracht das unausweichliche Ende erreicht hatte.

Die zerklüfteten rosa Klippen, die wie Schildwachen rechts und links den Weg behüteten, wirkten schön vor dem kobaltblauen Himmel, wenn ich zu ihnen hinauf sah. Die ganze Schlucht entlang erstreckte sich die hohe Silhouette des Grats. Die Höhen reflektierten das niederströmende, blendende weiße Licht, während die Trümmer auf dem Boden die intensive Hitze zurückwarfen. Auf beiden Seiten von steilen Kalksteinwänden eingefast, zeigte die völlige Vereinsamung und das Fehlen jeder lebenden grünen Vegetation, wie außerordentlich geeignet der Platz für den traurigen Zweck war, für den er ausersehen wurde — das Bergen der Mumien der ägyptischen Könige. Auf der anderen Seite schliefen die Edelleute und die Hohepriester.

Ich verfolgte den Weg weiter bis an das andere Ende, wo die geöffneten Gräber lagen, und wo beide Seiten der Schlucht durchlöchert und durchbohrt waren von Graböffnungen, was keine leichte Arbeit gewesen war, denn jede Öffnung hatte aus massivem Fels ausgebrochen werden müssen. Mein Esel setzte die Hufe vorsichtig auf, als wir uns durch den trockenen Graben heraufwanden, denn gefallene Steinblöcke, rauhes Geröll, loser Quarz und Feuerstein übersäten den engen Pfad und erschwerten das Reiten. Da und dort an den steilen Wänden ragte eine verbrannte, geschwärzte Spitze auf. Haufen von glitzernden Steinen und Kalkgebröckel funkelten blendend in dem intensiv weißen Sonnenlicht. Die Hitze lag schwer über

allem, wie unentrinnbarer Nebel, und die Luft zitterte sichtbar. Nicht ein Zoll breit Schatten war zu sehen, und man hatte das Gefühl, in einen riesigen Backofen geraten zu sein. Meine Lippen waren ausgetrocknet, meine Zunge ausgedörrt. Die Landschaft war unaussprechlich traurig, aber ihre Traurigkeit hatte doch eine gewisse Größe.

Nicht ein Ton brach das Schweigen, nicht ein Vogel schickte seinen Gesang durch die hitzeüberladene Wüstenluft; nicht eine grüne Pflanze erhob sich aus der Einsamkeit von Stein und Sand. Die kahlen Hügel gipfelten in einer einzelnen, viereckig geformten Spitze, deren steile Seitenwände mit Trümmern bedeckt waren; aber noch ehe wir diese erreichten, entdeckten wir die Gräber. Hier hatten Menschen in den alten Hügeln gegraben, die so voll von Mumien und ihren Schätzen waren, und hatten jene Dinge ans Licht gebracht, die so sorgfältig verborgen bleiben sollten.

§

Die Seiten des Tales waren wie Honigwaben von schrägen Tunnels durchzogen, die in die Beerdigungsgrüfte führten und eine unterirdische Totenstadt bildeten. Die Flucht in Fels geschnittener Stufen hinabsteigen und dann den düsteren schrägen Korridor eines dieser Gräber betreten, hieß in die Unterwelt hinabsteigen. Ich ließ den Lichtkegel meiner Taschenlampe über die Wände gleiten. Sie waren mit dünnem Stuck bekleidet, der lebhaft vom Boden bis zum Dach mit sich windenden Schlangen, königlichen Portraits und priesterlichen Gestalten, die betend die Hände zu ihren Gottheiten erhoben, bemalt war, ferner mit heiligen Barken, schützenden Geistern, menschenhäuptigen Krokodilen und Beerdigungsgaben, Skarabäen und symbolischen Fledermäusen. Alles war in eine Reihe von aufeinanderfolgenden Szenen eingeteilt, welche die Beschäftigungen des Toten und seine Fahrt in die Unterwelt schilderten. Eng gesetzte Reihen von Hieroglyphen zierten ebenfalls die Wände; sie sollten der neu angekommenen Seele auf ihrem abenteuerlichen Weg helfen,

denn sie waren heilige Texte aus dem »Buch der Pforten« und dem »Buche dessen, der in der Unterwelt ist«! Diese Texte erzählen von den Geistern der Unterwelt, von den Schlangenkraften, die sie bewachten, und von einer Hölle ohne Grund, die in völliger Dunkelheit lag. Sie sagen außerdem, auf welche Weise die Fahrt der Seele behütet werden sollte, um den furchtbaren Ordalien zu entgehen, wie man sich an die richtenden Götter zu wenden habe und wie man ihnen antworten müsse.

Ich drang tiefer und tiefer in das Grab ein, dessen abschüssige Passage in eine Kammer führte, und diese wieder zu einem anderen abwärtsführenden Gang, was sich so lange wiederholte, bis ich mich nahezu 300 Fuß unter dem Hügel befand. Tausende von Tonnen massiven Felsens türmten sich über mir. Jeder Zoll der Wände ist bemalt und beschrieben, das Ganze eine Prozession antiken ägyptischen Lebens und ein Spiegelbild des Todes. In der Hauptkammer war eine Höhlung im Boden, um den schweren Granitsarkophag aufzunehmen, der darin stand. Einst war dieser Steinsarg die letzte Wohnung eines reich geschmückten Pharaos gewesen, aber seine steife Mumie in ihren Hüllen von Pech und Leinen war mit all den anderen entdeckten Mumien fortgebracht worden, um in den hellerleuchteten Räumen der Museen zu ruhen und die Neugierde des zwanzigsten Jahrhunderts zu befriedigen.

Nachdem ich unter dem Blick ungezählter gemalter Augen hindurchgegangen war, kam ich zuletzt aus der schweren, kühlen Dunkelheit wieder heraus in die sengenden Strahlen und die unerträgliche Blendung der späten Morgensonne, nur um einige Meter steinigen Weges zu durchmessen und in ein anderes, tiefes, geschmücktes Grab unterzutauchen. Ein halbes Dutzend Gräber wurden auf diesem Weg besucht, unter flüchtiger Besichtigung langer Strecken lehrreich bemalter Wände, die in späteren Tagen aufgesucht werden würden zu eingehender Prüfung.

Setis eindrucksvolles Grab, obwohl es mehr als vierhundert Fuß in die Eingeweide der Erde gegraben war, fesselte mich nicht so sehr

^{11/2} ^{S. 326} wie das kleinere von Ramses IX., wo ich Skulpturen und Malereien fand, welche die der anderen Gräber des Tales übertrafen. Sie waren geistvoller als die der anderen, licht und optimistisch. Sie erhoben den Sinn zu dem glorreichen Schicksal des Menschen und seiner unabdingbaren Unsterblichkeit, anstatt ihn niederzudrücken.

Über dem Portal des Tores war der große rote Sonnendiskus gemalt, mit Ramses selbst, der ihn anbetete. Der einfache Symbolismus davon war, daß, wie in der Natur die rote Sonne westwärts in die schwarze Nacht sinkt, die Seele des Königs mit ihr in das dunkle Grab gesunken war. Dann, wie die unvermeidliche Morgendämmerung der gleichen Sonne, würde auch seine Seele triumphierend zu neuem Leben erstehen. Und gerade wie die Sonne nach ihrem Verschwinden unfehlbar jeden Morgen im Osten aufersteht und daher unsterblich ist, so würde die Seele des Pharaos in der geistigen Welt auferstehen, nachdem sie die dunklen Regionen der Unterwelt durchschritten hatte — denn auch sie war unsterblich.

Aber für diejenigen, welche durch die Einweihung der alten Mysterien gegangen waren, gab es noch einen tieferen Sinn. Der Tod hatte seine Schrecken verloren, denn sie waren schon einmal im Leben »gestorben«, und sie wußten, daß die Seele nicht nur nach dem Tode weiterleben, sondern daß sie *im Fleisch* weiterleben würde. Das Licht meiner Taschenlampe spielte über die linke Wand des ersten Durchgangs, als ich weiter ging, und da sah ich die Abbildungen von Ramses, wie er vor die großen Götter geführt wurde — Osiris und Harakht und Amen-Ra. Ich ging weiter, und da war der König, wie er anbetend Weihrauch verbrannte.

Ich ging durch zwei Kammern, über deren Toren hieroglyphische Lobpreisungen des Sonnengottes angebracht waren, und erreichte eine andere Wand, wo ein Priester einen Strom symbolischer Buchstaben wie zu einer Taufe über des Pharaos Gestalt ausgoß — unter anderem das Henkelkreuz, Schlüssel der Mysterien und Emblem ewigen Lebens. Die Kleidung des Ramses war als Folge davon eine andere geworden, denn er sah nun selbst aus wie Osiris. Seine Seele war frei

geworden und gerechtfertigt, er war wahrhaft auferstanden und hatte das Recht, seinem eigenen Namen den des heiligen Osiris voranzusetzen.

Denn lautete nicht sein schönes Gebet: »Siehe, ich bin in Deiner Gegenwart, o Herr von Amenteit. In meinem Leibe ist keine Sünde. Ich habe nicht wissentlich Unwahres gesprochen, noch habe ich irgend etwas falschen Herzens getan. Gewähre mir, daß ich gleich sei jenen Begnadeten, die zu Deiner Gefolgschaft gehören, und daß ich ein Osiris sei, in hoher Gnade beim herrlichen Gott und geliebt von dem Herrn der Welt.«

Und Thoth, der auf seiner Tafel die Ergebnisse des Wägens der Herzen Verstorbener vermerkt und das Urteil der großen Gemeinschaft der Götter vorlegt, hatte gesagt: »Hört dieses Urteil. Das Herz des Osiris ist in Wahrheit gewogen worden, und seine Seele hat für ihn gezeugt; sie ist wahrhaftig gefunden worden durch die Prüfung der Großen Wage. Keine Schlechtigkeit wurde in ihm gefunden; er hat keine schlechten Handlungen begangen, und er hat keine üblen Worte gesprochen, so lange er auf Erden weilte.«

Und die große Gemeinschaft der Götter hatte geantwortet:

»Was aus Deinem Munde hervorgeht, soll für wahr erklärt werden. Der siegreiche Osiris ist heilig und gerecht. Er hat nicht gesündigt, noch hat er uns Übles angetan. Dem Zerstörer soll nicht gestattet sein, Macht über ihn zu haben. Die Gegenwart des Gottes Osiris sei ihm gewährt, zusammen mit einer ewigen Heimat in den Gefilden des Friedens.«

Im dritten Korridor bot der König dem Ptah eine Opferstatuette der Göttin der Wahrheit. Dann folgte ein Bild seiner eigenen, zu Osiris gewordenen ausgestreckten Mumie, und darüber die aufgehende Sonne, aus deren leuchtendem Diskus der Skarabäus hervorkommt — Symbol des neu erschaffenen Lebens und Zeichen der sicheren Auferstehung der Seele.

Ich ging durch zwei Kammern und stieg hinunter in das Hauptbeerdigungsgewölbe. Es ist nun seiner Schätze beraubt, ebenso seines

Pharaos und dessen Sarges. Nur ein gemalter Fleck deutet noch die Stelle an, auf der der Sarkophag gestanden hatte.

Andere Unsterblichkeitselemente waren auf die Wände dieser Kammer gemalt, wie das Kind Horus, das vor einer geflügelten Sonne sitzt. Die gewölbte Decke trug eine Darstellung des gestirnten Abendhimmels und der Tierkreisconstellationen, die den wunderbaren Schauraum des Himmels schmücken.

Ich kehrte aus dieser überfüllten Unterwelt und paradiesischen Oberwelt zum Eingang zurück, während Szene um Szene im Licht der Taschenlampe an mir vorbei flog, wie eine unentwirrbare Filmvorführung. Wiederum drang die große Blendung plötzlich auf mich ein.

Diese geöffneten Gräber liefern eine handgreifliche Illustration dafür, wie unverständlich es ist, alle alten Traditionen als sinnlos zu mißachten. Diodorus, der um 55 v. Chr. schrieb, gab an, daß die Denkschriften der ägyptischen Priester die Tatsache verzeichnen, daß siebenundvierzig Pharaonen in Theben begraben wurden. Die modernen Ägyptologen verachteten die Feststellungen des Diodorus nicht, sondern handelten in vollem Glauben nach ihnen, und das ermöglichte ihnen, die Entdeckungen im Tal der Könige durchzuführen, die in späteren Jahren zu dem Höhepunkt der Auffindung von Tutanch-Amons Grab und seiner Schätze führten.

Aber nun wollte ich die Pharaonen verlassen, die eine verfälschte Unsterblichkeit im Tode mit Hilfe von Einbalsamierung und Leinenbinden suchten! Es war später Nachmittag, die Luft war schwer von Mittsommerhitze, mein Gaumen war ausgetrocknet, und ich kreuzte den steinigen Weg um Joussef zu suchen und seine kostbare Flasche mit belebendem Tee. Er war irgendwohin gegangen, um ein Stückchen Schatten aufzuspüren. Wie ich auch suchte, ich konnte ihn nicht finden. Joussef schien in der Hitze geschmolzen zu sein. Aber schließlich fanden, was meine Augen nicht entdeckt hatten, meine Ohren. Denn aus dem Tor des abseits liegenden Grabes eines bekannten ägyptischen Kriegerkönigs hörte ich sonores, lautes, gleichmäßiges

Schnarchen. Ich eilte zu dem Grab hinüber und sah einen liegenden, weißgekleideten Mann, dessen Gesicht seliges Träumen verriet. Es war Joussef!

)

Die Tage vergingen angenehm, während ich meinen unstillbaren Durst unterdrückte, um den geheimen Gedanken und heiligen Erwartungen der entschwundenen Welt von Theben nachzuforschen. Ich wurde so bekannt — und manchmal so befreundet — mit diesen stillen majestätischen Götterbildern und diesen ernsten, nachdenklichen Gesichtern ihrer sterblichen Anbeter, wie mit den lebendigen Gestalten der heutigen Bewohner von Thebens Nachfolgerin, Luksor. Und ich beobachtete die medialen Spuren, die aus der Atmosphäre jener Gräber zurückgeblieben waren, welche den trauervollen Verfall einer einst großen Rasse in Zauberpraktiken andeuteten.

Es war auf einer dieser Forschungsunternehmungen, daß ich den Mann kennen lernte, dessen Mitteilungen ich zögerte, in diesen Kapiteln zu veröffentlichen. Es lag außerhalb meines Vermögens, durch persönliche Nachforschungen seine Behauptungen auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, auch können dieselben entweder in unserem prosaischen Jahrhundert Staunen erregen, oder — noch wahrscheinlicher — verdiente Lächerlichkeit auf seinen ungenannten Namen häufen und infolgedessen auch auf mich, weil ich es der Mühe wert fand, solche Fabeln zu veröffentlichen. Trotzdem habe ich das Pro und Kontra auf die Waage gelegt, und die Waagschale des Pro sank etwas tiefer als die andere. Außerdem war und ist es der Wunsch des Mannes, daß ich diese Dinge veröffentlichen sollte, deren Wichtigkeit für unsere Zeit er höher einzuschätzen schien, als mein eigenes blasiertes Urteil es vermöchte.

Ich hatte einen ganzen Tag mit Forschungen in den Königsgräbern verbracht, nachdem ich bald nach Tagesanbruch aufgebrochen war und bis spät am Nachmittag weitergearbeitet hatte. Um früher

nach Hause zu kommen, hatte ich den Saumpfad gewählt, der über die lybischen Berge geht und in die Nachbarschaft des einzigartig terrassierten Felsentempels von Deir el Bahri hinabführt. Man vermeidet so, um den Preis einer recht mühsamen Bergkletterei, den beträchtlichen Umweg der alten Straße um die Berge herum.

Hier zeigte der Esel, der zuerst so enttäuschend schien, aber mit dem ich mich allmählich versöhnt hatte, den ich sogar fast liebte, seinen wahren Wert, wie er sicheren Fußes den Weg der steilen Schlucht entlang fand. Jeder Huftritt des erst beschimpften Tieres mußte sorgfältig zwischen schlüpfrige Trümmer, lose Steine und abbröckelnden Fels gesetzt werden, aus denen unser Pfad bestand. Ich machte keinen Versuch, das Tier zu lenken; es war nicht nötig, da sein unbeirrbarer Instinkt besser wußte wie ich, wohin es seine Hufe zu setzen habe. Er war wirklich kräftig und viel größer als die, welche man in England sieht; er hatte etwa die Größe eines kleinen Maultieres. Hinauf und hinauf kämpften wir uns, um den hohen Gipfel zu erreichen, der den ganzen Grat überragt, während die fürchterliche Sonne ihre unbarmherzigen Strahlen über uns beide ausströmte. Es gab lange Strecken auf dem Pfad und einige gefährliche Krümmungen, wo ich absteigen und den Esel etwas vor mir gehen lassen mußte, um seine Kräfte nicht zu überanstrengen. Ich drückte meine Füße in die Steigbügel, als er sich dem Ende der Kletterpartie in der schlüpfrigen Schlucht näherte, um nicht herunterzufallen. Als die Höhe erreicht war, glitt ich vom Rücken des schwer atmenden Tieres und ließ es ausruhen. Ich sah mir das herrliche Panorama an, das sich zweitausend Fuß tief unten erstreckte. Der Gipfel beherrschte völlig die umgebenden Hügel und die Ebene. Es war ein auffallender Kontrast zwischen der gelben Wüste und dem üppigen Grün des bewässerten Landes. Die still brütende Ruhe dieses Anblicks gab mir das Gefühl großer geistiger Entspannung. Was für ein Fleck, um sich mit der Natur eins zu fühlen! Die ganze Szene ruhte schweigend, und ich hatte das Empfinden, alle Bande der Welt unter mir abgestreift zu haben.

Zerfallene Riesen
in einem Tempel bei
den Gräbern



Der Vorraum
eines Grabes



Schlangen auf Grab-Wandbildern





*Damen
des alten Ägypten.
abgebildet auf
Grab-Wandbildern*



Ich wandte mich um und ging ein paar Schritte, da sah ich den Fremden.

Er saß — oder vielmehr hockte mit gekreuzten Beinen — auf einem niedrigen Block, dessen obere Seite er sorgfältig mit einem Tuch bedeckt hatte. Auf dem Kopf trug er einen Turban; langes, rabenschwarzes, mit etwas Grau gemischtes Haar stahl sich aus dessen weiten Falten; er bewegte sich nicht; auch er schien das große Schauspiel zu betrachten, das die Natur zu unseren Füßen ausgebreitet hatte. Er war ein kleiner Mann mit kleinen Füßen, sauber gekleidet in ein dunkelgraues Gewand, das hoch oben am Halse geschlossen war. Obwohl sein Gesicht durch einen Knebelbart älter wirkte, hatte man den Eindruck von jemand im Alter um vierzig herum. Erst als er mir endlich den Kopf zuwandte, konnte ich seine Augen sehen. Sowie mich die volle Kraft seines Blickes traf, empfand ich das unbeschreibliche Gefühl, einer völlig ungewöhnlichen Persönlichkeit gegenüberzustehen. Ich fühlte, daß diese Begegnung für immer in meiner Erinnerung haften würde.

Diese Augen waren das Seltsamste in diesem seltsamen Gesicht. Sie waren groß und schön, vollkommene Kreise von leuchtender Farbe, und das Weiße war so ausgesprochen, daß es den jettsschwarzen Pupillen eine beinahe übernatürliche Tiefe gab.

Wir sahen uns volle zwei Minuten lang schweigend an. Es war eine solche Autorität und Vornehmheit in diesem Gesicht, daß es mir fast ungehörig erschien, ihn zuerst anzusprechen. An seine ersten Worte werde ich mich, leider, nie erinnern, denn mein Geist war wie benebelt, noch bevor er sprach. Irgend eine verborgene Drüse latenten Hellsehens in meinem Kopf trat plötzlich in Funktion. Ich sah ein Lichtrad mit leuchtenden Speichen sich vor mir, ein wenig über meinem Kopf, schnell drehen. Während es sich drehte, empfand ich ein Absinken meines Leibes und ein Eingehen in ein anderes, übernormales und ätherisches Bewußtsein.

Es genügt, zu sagen, daß er mich ansprach, als die Vision des drehenden Rades aufhörte; meine Besinnung kehrte zurück, und ich

wußte wieder, daß ich auf dem Gipfel des höchsten Berges der Thebaner stand und von einer weiten Szenerie trauriger Großartigkeit umgeben war.

Ich brach das Schweigen, indem ich ihm »Guten Nachmittag« auf arabisch wünschte. Er antwortete sofort in perfekt ausgesprochenem Englisch. In der Tat, hätte ich die Augen geschlossen, so würde ich geglaubt haben, die Antwort eines in England geborenen College-Graduierten erhalten zu haben, anstatt die eines langgewandeten Orientalen.

Und ehe ich darüber nachdenken konnte, in welche Form ich meine Vorstellungsworte fassen sollte, hörte ich mich unerwartet, wie auf höheren Befehl, herausplatzen:

»Sir, ich bin überzeugt, Sie werden ein sonderbares Erlebnis verstehen, das ich eben hatte, als ich bei Ihnen stand.« Ich erklärte ihm meine unerwartete Vision.

Er sah mich nachdenklich an und nickte.

»Ich verstehe«, antwortete er ruhig.

»Ich bin sehr empfänglich für Atmosphären, und die Tatsache, daß dies geschah, als Ihre Persönlichkeit mit der meinen in Kontakt kam, läßt mich annehmen, daß Sie irgend eine ungewöhnliche Kraft besitzen«, fuhr ich fort.

Wieder prüften mich seine Augen. Nach einer Pause sagte er:

»Ich wünschte, daß Sie dieses Erlebnis haben sollten. Ich wollte, daß es Ihnen stillschweigend eine bestimmte Botschaft übermitteln sollte, und das tat es.«

»Sie meinen?«

»Daß Sie nun den Orden erkennen, dem ich angehöre.«

Es war richtig. Ich bemerkte an ihm alle Anzeichen, die ihn als Fakir oder Yogi hohen Grades identifizierten. Auch ohne die Erinnerung an mein außerordentliches Erlebnis brauchte ich ihm nur in die Augen zu sehen, um intuitiv die Bestätigung zu erhalten.

Was am meisten die Aufmerksamkeit erregte und zur Bewunderung zwang, war Form und Art der Augen. Sie waren groß und

leuchtend, stark und befehlend, seltsam lang haftend, wenn sie mich ansahen. Während ich mit ihm sprach, überkam mich das unwiderstehliche Empfinden ihrer doppelten, gleichzeitig durchdringenden und hypnotischen Macht. Sie lasen in meiner Seele und beherrschten sie dann.

Sie entlockten meinem Wesen einen Teil seiner Geheimnisse und zwangen mich, ihm gegenüber passiv zu bleiben.

»Das ist in der Tat eine unerwartete Freude«, rief ich aus. »Ich kann nur darüber staunen, daß der einzige Mensch, den ich in dieser wilden, einsamen Gegend finde, einer Ihres Ordens ist.«

»Denken Sie so?« antwortete er. »Ich wundre mich nicht. Die Stunde für diese Begegnung ist gekommen. Es ist nicht reiner Zufall, daß Sie nun mit mir sprechen. Ich sage Ihnen, es ist eine höhere Macht als der Zufall, die unsere Begegnung zuerst befohlen und dann eingerichtet hat.«

Ich hörte mit leichter, vorausahnender Spannung zu. Meine Gedanken eilten hin und her, um die Lage zu begreifen, während ich auf ganz natürliche Weise einem Mann spiritueller Bedeutung gegenüber jene Ehrerbietung empfand, die seinesgleichen mir immer einflößt.

Und er fuhr fort, mir zu erklären, wie die Wege mancher Menschen sich kreuzen und wieder kreuzen auf Befehl unsichtbarer Kräfte, und wie anscheinende Zufälle vorbedachte Glieder einer Kette von Ursachen sind, die einem bestimmten Zweck zu dienen haben. Er sagte mir auch anderes, indem er ruhig sich selbst — ohne die geringste Eitelkeit, sondern als einfache Feststellung einer Tatsache — als Adepten bezeichnete.

»Es ist ein Wort, das ich jedem anderen vorziehe; es war gut genug für die Alten — die Ägypter inbegriffen — und es ist gut genug für mich. In jenen Tagen war der Adept bekannt, und sein Stand war anerkannt. Heute ist er praktisch unbekannt, und selbst die Tatsache seiner Existenz wird verächtlich bestritten. Aber das Rad wird sich drehen und euer Jahrhundert wird zu erkennen gezwungen

werden, daß das Gesetz der geistigen Entwicklung immer am Werk ist, und daß es unvermeidlicherweise jene schafft, die frei als geistige Wesen leben, nicht weniger wie als materielle.«

Ich fühlte, daß das, was er mir sagte, wahr war. Er war tatsächlich einer jener mysteriösen Menschen, von denen die östliche Tradition nicht selten spricht — einer jener Adepten, die im Rat der Götter saßen und die tiefsten geistigen Geheimnisse kannten, welche Menschen niemals lernen können.

Sie ziehen es vor, in der Stille und geheim zu wirken, als durch das Mißverstehen der Welt belästigt zu werden, und wo ein Weg in die Öffentlichkeit gefunden werden muß, schicken sie nicht selten ihre Schüler vor, die auf diese Weise Zielscheibe für die Kritik der Unwissenden und für die gefiederten Pfeile der Böartigen werden.

Der Mann sagte, daß er mit seinen Adeptengefährten Gedanken austauschen könne nach Wunsch und aus jeder Entfernung. Ein Adept kann auch zeitweise den Körper einer anderen Person benutzen — meistens den eines Schülers — durch ein Vorgehen, das man technisch das »Überschatten« nennt. Während der Zeit, in der seine Seele sich in des anderen Körper befindet, muß der andere vollständig bereit, willig, empfänglich und passiv sein.

»Ich habe hier auf Sie gewartet«, sagte er mit einem kleinen Lächeln; »Sie sind Schriftsteller. Es soll der Welt eine Botschaft vermittelt werden. Schreiben Sie sie nieder, wenn ich sie Ihnen übergebe, denn sie ist wichtig. Unsere heutige Begegnung ist nur eine Einführung, Herr Paul Brunton.«

Ich fuhr erstaunt zurück. Wie hatte er meinen Namen festgestellt? Aber natürlich, die Adepten waren berühmt für ihre außerordentliche Fähigkeit, selbst auf weite Entfernung Gedanken zu lesen.

»Darf ich auch Ihren Namen wissen?« wagte ich zu fragen.

Er kräuselte die Lippen und sah über das Landschaftspanorama unter dem Hügel hinweg. Ich beobachtete sein edles Antlitz und wartete auf eine Antwort.

»Ja, Sie können ihn wissen«, erwiderte er schließlich. »Aber nur

zu Ihrer persönlichen Information — nicht für Ihre Schriften. Ich möchte mein Inkognito nicht lüften. Nennen Sie mich Ra-Mak-Hotep. Ja, es ist ein alter ägyptischer Name, und eure Ägyptologen können ihn zweifellos wörtlich interpretieren — für mich bedeutet er nur eins: *in Frieden*. Ägypten ist nicht meine Heimat. Heute bin ich in der ganzen Welt zuhause; Asien, Afrika, Europa und Amerika — ich kenne alle diese Länder und durchwandere sie. Ich bin nur körperlich ein Mensch des Ostens — denn im Geist gehöre ich keinem einzelnen Lande an, und im Herzen gehöre ich nur dem Frieden.«

Er sprach rasch, kräftig und gefühlvoll, aber es war durchaus bemerkbar, daß er alle seine Gefühle unter völliger Beherrschung hielt.

Während mehr als einer Stunde sprachen wir von geistigen Dingen, während wir auf der Hügelspitze unter einer Sonne saßen, deren Licht immer noch die Augen blendete und deren Hitze einen bedrängte. Aber ich vergaß diese Umstände durch mein tiefes Interesse für den Mann und seine Worte. Er erzählte mir einige Angelegenheiten, welche die Welt betrafen, und viele andere, die nur mich selbst angingen. Er gab mir genaue Instruktionen und besondere Übungen auf, im Zusammenhang mit meinen eigenen Versuchen, zu einem Grad geistigen Gleichgewichts und zu einer Erleuchtung zu gelangen, die höher stünden als die, welche ich bis jetzt erreicht hatte. Er sprach offen und kritisch, sogar streng über gewisse Hindernisse auf meinem Weg, die auf persönliche Fehler zurückzuführen waren. Endlich setzte er eine Verabredung mit mir für den nächsten Tag fest, und zwar beim römischen Altar innerhalb der Säulenhalle am Nilufer im Tempel von Luxor.

Er sagte mir Lebewohl, ohne sich von seinem Felsensitz zu erheben, und entschuldigte sich, nicht weiter sprechen zu können, da er sehr beschäftigt sei und im Augenblick viel zu tun habe.

Ich verließ ihn ungern, unwillig darüber, jemand zu verlassen, dessen Reden so eigenartig und faszinierend und dessen Persönlichkeit so inspirierend und erhebend war.

Der Abstieg vom Hügel war steil und schlüpfrig; ich ging über

Fels und Geröll zu Fuß, während ich mit der einen Hand den Esel am Zügel führte. Als wir den Fuß erreicht hatten, stieg ich in den Sattel und warf einen letzten Blick auf den Gipfel zurück, der so unheimlich emporragte.

Ra-Mak-Hotep hatte sich noch nicht einmal auf den Rückweg gemacht. Er kauerte anscheinend immer noch auf dem schwarzen Hügelgipfel.

Was machte er wohl da oben, das ihn so außerordentlich beschäftigte, während er unbeweglich wie eine Statue saß? Würde er immer noch da sein, wenn die Schatten der Dämmerung sich über den rosenfarbenen Terrassen der lybischen Hügel vertieften?



XIX. Kapitel

DIE GRÄBER: EINES ADEPTEN FEIERLICHE BOTSCHAFT

Das zweite Zusammentreffen fand richtig in der Tempelruine von Luksor statt. Ich saß auf einem langen Steinblock, der mit gemeißelten Hieroglyphen bedeckt war, während der Adept mit gekreuzten Beinen auf dem gleichen Block kauerte und mich ansah. Mein Notizbuch lag vor mir, und mit aufgesetzter Feder war ich erwartungsvoll bereit, seine Botschaft aufzunehmen, sie auf die weißen Blätter in den weniger malerischen Hieroglyphen des zwanzigsten Jahrhunderts niederzuschreiben — in Stenographie!

Ra-Mak-Hotep verlor keine Zeit mit Präliminarien, sondern ging geradeaus auf das Thema seiner Botschaft zu.

»Diejenigen, welche die Gräber des alten Ägypten öffneten, haben Kräfte auf die Welt losgelassen, die eine Gefahr bilden. Beide, die Grabräuber früherer Zeiten und die Archäologen unserer eigenen Zeit, haben alle unwissentlich die Gräber jener erbrochen, die sich mit schwarzer Magie befaßten. Denn in der letzten Epoche der ägyptischen Geschichte waren die Wissenden — die Priesterschaft — stark degeneriert, und Hexerei und schwarze Künste wurden allgemein ausgeübt. Als das weiße Licht der reinen ägyptischen Religion verdunkelt war, und die üblen Schatten falscher materialistischer Lehren herankrochen und sie ersetzten, entstand die Praxis der Mumifizierung, zusammen mit all den ausgearbeiteten begleitenden Ritualien. Und unter all den irreführenden und geschickt verfälschten Lehren, welche diesen Praktiken zugrunde lagen, befand sich ein Element geheimer Selbstsucht, die ein langwährendes physisches Bindeglied mit der physischen Welt durch die Einbalsamierung des Leibes zu erhalten suchte.

Diese Praxis war ursprünglich nur für die Adeptenkönige von Ägyptens prähistorischem goldenen Zeitalter bestimmt und für die geistig fortgeschrittenen Hohepriester, die wahre Sprachrohre Gottes waren. Ihre materiellen Leiber sollten, von ihrer heiligen Kraft durchdrungen, weiterbestehen, und als Brennpunkte dienen, um diese Kraft in die Welt auszustrahlen.

Eine Art von Ahnenkult entwickelte sich ebenfalls, unter welchem die Körper der Toten nur in einem formalen Ritus einbalsamiert wurden, um den folgenden Generationen zeigen zu können, wie ihre verstorbenen Vorfahren aussahen. Es war nichts als eine leere Nachahmung der Mumifizierung, wie sie in früheren Tagen Ägyptens geübt wurde, um heilige Reliquien guter Könige und Priester zu bewahren. Dann, in der dunklen Epoche, die später über Ägypten kam, als es seines wahren geistigen Lichtes beraubt war und höllische Kräfte der Unterwelt durch jene aufgerufen wurden, die viel Wissen und wenig Mitleid hatten, ließen die gelehrten Männer der priesterlichen und herrschenden Klassen ihre eigenen Körper einbalsamieren. Das geschah manchmal für Zwecke der schwarzen Magie, manchmal aus Angst vor der Zerstörung des Geistes im Fegfeuer, das sie nach dem Tode erwartete, und manchmal aus unwissender Nachahmung des Herkömmlichen. In fast jedem Fall pflegte ein solcher Mann, bevor er starb, sein Grab herrichten zu lassen. Nach der Vorbereitung des physischen Grabes rief er ein Geistwesen an (oder ließ es durch einen Priester mit genügendem Wissen anrufen), eine künstliche Elementarschöpfung, unbemerkt für körperliche Sinne, manchmal gut, öfter schlecht, um seine Mumie zu schützen und zu bewachen, und der Schutzgeist seines Grabes zu sein.

Ferner wurden die Gräber zum Schutz der einbalsamierten Körper mit großer Geschicklichkeit verborgen, und das Volk wurde meistens dahin belehrt, daß jedes Entweihen dieser Gräber die furchtbarsten Strafen zur Folge haben werde. Diese Lehre wurde geglaubt, und die Gräber wurden lange Zeit in Ruhe gelassen. Aber mit dem zunehmenden Niedergang der Priesterschaft und der Herrschenden fing auch

»Ra-Mak-Hotepa
— seine Augen



In den Fels ge-
bauerer Eingang
zu einem Grab

Das Tal der Königsgräber





*Der Tempel
von Luxor*

das Volk an, seinen Aberglauben zu verlieren, und Grabräubereien begannen, um die Juwelen zu erlangen, die fast mit jeder Mumie einer wichtigen Persönlichkeit begraben wurden.

Es war richtig, daß, wenn der einbalsamierte Körper der einer Person war, die etwas von Magie verstand, oder wenn sie sich unter dem Schutz und der Führung eines mit diesen Kenntnissen Vertrauten befand, geistige Mächte angerufen worden waren, die Gräber zu schützen und Einbrecher zu bestrafen. Diese Mächte waren mitunter sehr böse, drohend und zerstörend. Sie wussten in den geschlossenen Gräbern und konnten Tausende von Jahren weiterexistieren. Eure Archäologen, die in aller Unwissenheit solche geistergeschützten Gräber öffnen, tun es demnach auf eigene Gefahr.

Indessen, wenn es eine Angelegenheit wäre, die sich nur auf die Sicherheit der Archäologen und ihrer Familien allein bezöge, wäre das, was ich Ihnen zu sagen habe, von geringer Bedeutung. Das ist aber nicht so. Es ist eine Sache, die die Sicherheit der ganzen Welt betrifft.

Denn unter den Gräbern hoher und geringerer Persönlichkeiten, welche sie öffnen, sind solche darunter, die auf jene Weise geschützt sind. Jedes solche Grab, das geöffnet wurde, läßt, wie eine Flut, einen Schwarm aufgeschreckter schädlicher Geistwesen auf unsere physische Welt los. Jede Mumie, die aus einem solchen Grab genommen und in eure europäischen und amerikanischen Museen gebracht wird, nimmt eine ätherische Verbindung mit jenen Wesen mit sich und damit ihren furchtbaren Einfluß. Diese Einflüsse können der Welt nur Übles bringen; Übles der verschiedensten Art, sogar bis zu dem Punkt, auf die Geschicke der Nationen zerstörend einzuwirken. Ihr Leute des Westens habt ja keinen Schutz gegen sie, und wenn ihr sie auch nicht sehen könnt, sind sie darum nicht weniger mächtig.

Wenn eure Welt erst erkennt, daß schlechte Geister in einer Anzahl dieser Gräber eingeschlossen sind, mag es zu spät sein, denn bis dahin werden sie alle geöffnet worden und die teuflischen Kreaturen entkommen sein. Unter anderem sind sie verantwortlich für Schädli-



Römischer Schrein im Luxor Tempel

Tempel von Dair-el-Bahari



gungen, die die Völker einander zufügen, und sie werden es weiterhin sein. Unkenntnis der Naturgesetze entschuldigt den Menschen nicht, wenn er gegen diese Gesetze verstößt. Und die Unkenntnis der Existenz bössartiger magischer Kräfte befreit euer Jahrhundert nicht von der Strafe, die euer unnötiges Eindringen in ihre Bezirke über euch bringen wird.

Diese künstlich geschaffenen Elementargeister sind in genügender Zahl während dieses Jahrhunderts befreit worden, um die Welt zu terrorisieren von ihren psychischen Bezirken aus, die immateriell genug sind, um sie unsichtbar zu machen, aber nah genug, um die physische Existenz der Lebenden zu beeinflussen. Wir, denen die geistige Wohlfahrt der Menschheit am Herzen liegt, kämpfen gegen diese dunklen Mächte auf ihrer eigenen Ebene, aber es ist uns auf Grund der Naturgesetze nicht gestattet, sie zu vernichten, ebensowenig, wie es uns gestattet ist, lebende Menschen zu vernichten, von denen wir wissen, daß sie eine schwere Gefahr für ihre Mitmenschen sind. Unsere Macht ist dahin begrenzt, Personen und Einrichtungen zu beschützen, die unter unserer besonderen Obhut stehen.

Jene Gegenstände, die mit den Mumien zusammen aus den Gräbern genommen werden — Skarabäen, Juwelen, Amulette und Gebrauchsgegenstände — tragen ebenfalls die Einflüsse jener Gräber an sich. Wenn die letzteren nicht mit bösen Wesen magisch verbunden sind, dann kann aus ihrem Raub und ihrer Aneignung kein Unglück entstehen; sind sie es aber, dann wird ihre Ausgrabung Mißgeschick und Unglück bewirken. Aber die gewöhnlichen Archäologen und Ägyptologen, welche diese Tatsachen nicht kennen und unfähig sind, den Unterschied zwischen beidem zu sehen, graben das eine und das andere aus. Ob sie darauf achtet oder nicht, verkünden Sie der Welt folgende Botschaft:

Kümmert Euch nicht um Gräber, deren psychische Natur von Menschen nicht verstanden wird. Die Welt möge aufhören, diese Gräber zu öffnen, bis sie genügendes Wissen erworben hat, um die ernststen Folgen ihres Tuns zu begreifen.

Die meisten Könige besaßen ein gewisses Ausmaß okkultur Kräfte, sei es für gute, sei es für böse Zwecke, denn sie waren durch ihre Hohepriester in dieselben eingeweiht. Ursprünglich wurden die magischen Kräfte, andere zu schädigen, nur zur Selbstverteidigung gebraucht oder um Verbrechen zu verhindern, aber mit dem Verlust von Ägyptens höheren Idealen wurde dieses Wissen zu üblen Zwecken mißbraucht, wie Feinde aus der Entfernung zu schädigen oder solche zu beseitigen, die dem Ehrgeiz des Magiers (oder seines Herrn) im Wege standen. Das Wissen wurde auch zum Schutz der Gräber angewandt.

Jedes Öffnen eines alten ägyptischen Grabes kann eine unbewußte Beziehung zu unsichtbaren Kräften gefährlichen Charakters mit sich bringen. Selbst durch das Öffnen des Grabes eines Königs, der eine edle Seele hatte und höhere Kräfte besaß, kann Leid in die Welt gelangen, als Strafe für die Zerstörung des Grabes einer erhabenen Seele. Immerhin werden die Gegenstände, die seinem Grab entnommen sind, keinen schlechten Einfluß ausüben, sondern im Gegenteil einen segensreichen.

Wenn aber der Gegenstand einer Persönlichkeit mit schlechten Gedanken gehört, wird er ihm nicht helfen, da er nur für jene wirkt, die gute Gedanken haben.

Diese letzte Regel gilt, wie edel auch die Seele des Toten gewesen sein möge und wie andauernd sein geistiger Einfluß. König Tutanch-Amon zum Beispiel war ein solcher Mensch. Er besaß große okkulte Kenntnisse und eine vergeistigte Seele. Das Öffnen seines Grabes hat Leid über die Schänder gebracht, und auch, auf unerkennbaren Wegen, über die ganze Welt. In den allernächsten Jahren wird die Welt leiden und für die Entheiligung der ägyptischen Toten bezahlen müssen, obwohl diese materiellen Leiden sich zu geistigen Wohltaten wandeln werden.

Darum wiederhole ich, daß Fremde, die um verborgener Schätze willen oder aus übertriebener Neugierde, die so oft für wissenschaftliche Forschung gilt, irgend ein altes Land, wo Magie verstanden und

ausgeübt wurde, auszubeuten suchen, sich schwer gefährden. Es gibt geheime Gräber der großen Lamas von Lhasa in Tibet, deren Existenz zum Teil schuld daran ist, daß die Tibetaner Fremden so ungerne gestatten, ihr Land zu betreten. Aber der Tag wird kommen, an dem die Menschen vielleicht die Erlaubnis erhalten, diese Gräber zu sehen und sich mit ihnen zu befassen, was Unglück über sie bringen wird.

In alten Zeiten war Ägypten das Hauptzentrum magischer Wissenschaften und ihrer Ausübung. In Magie, weißer sowohl wie schwarzer, d. h. für gute oder böse Zwecke verwendeter, übertraf Ägypten sogar Indien. Heute wirken diese mächtigen psychischen Kräfte, die in der Vergangenheit freigemacht wurden, immer noch auf Land und Volk ein — auch wieder mit erhebenden oder unglücklichen Folgen. Einige der letzteren z. B. sind Leiden wie Ekzeme, welche einfach die Folge übler magischer Einflüsse sind, die sich noch im Land befinden und die lebenden Ägypter belästigen.

Verbreiten Sie diese Warnung durch Ihre Feder. Nun werden Sie verstehen, warum wir uns begegnen mußten. Selbst wenn diese Warnung verachtet und übersehen wird, ist meine Pflicht und die Ihrige — wenn Sie sie übernehmen wollen — getan. Die Gesetze der Natur verzeihen keine Unwissenheit; aber selbst diese Entschuldigung fehlt dann.«

So endete Ra-Mak-Hoteps Botschaft. Ich habe sie getreulich aufgeschrieben, und ich habe sie hier niedergelegt, als das, was sie wert ist.

Wir begegneten uns noch einige Male, der Adept und ich, und dann wurde ich abberufen, um meine Reisen weiter südlich fortzusetzen. Bei jeder unserer Begegnungen gab er mir Auskunft über die Grundsätze der mysteriösen Bruderschaft, der er angehörte. Es war während eines Rückblicks auf einige meiner Erfahrungen in Indien, wo ich einen jungen Yogi getroffen hatte, der behauptete, sein Mei-

ster sei vierhundert Jahre alt, daß Ra-Mak-Hotep mir allen Ernstes die erstaunliche und unglaubliche Mitteilung machte, daß einige Adepten, die im alten Ägypten gelebt und gewirkt hätten, heute noch lebten!

Ich werde nicht so bald vergessen, mit welchem Ausruf des Staunens ich diese Behauptung aufnahm!

Der Kernpunkt seiner Mitteilung war, daß es Adepten gäbe, deren Körper in einem komatösen Zustand in gewissen ägyptischen Gräbern liegen, die bis jetzt nicht entdeckt wurden, und, wie er behauptete, durch gewöhnliche Archäologen nie entdeckt werden würden.

»Die Gräber dieser großen Adepten sind zu gut bewacht, um jemals von euren ‚Ausgräbern‘ gefunden zu werden«, erklärte er. »Diese Gräber sind keine Totengräber, sondern bergen Lebende. Sie enthalten keine Mumien, aber die Körper der Adepten in einem einzigartigen Zustand, der am ehesten mit dem Wort ‚Trance‘ bezeichnet werden kann.

Sie haben in Indien beobachtet, daß Fakire sich für längere oder kürzere Zeit begraben ließen, während ihre Körper sich in einem Trancezustand befanden*.

* In meiner Schilderung der indischen Yogis in »A search in secret India« befindet sich auf Seite 93 eine Mitteilung über einen dieser Fakire. Es ist vielleicht von Interesse, diese Mitteilung durch die folgenden weiteren Einzelheiten zu ergänzen, die ich Sir Claude Wades offiziellem Bericht entnommen habe:

Der Fakir wurde in einem Kasten lebend begraben, den man in eine Zelle drei Fuß unter dem Boden verbrachte, und durch zwei Kompanien Soldaten bewachen ließ. Vier Schildwachen wurden aufgestellt, und alle zwei Stunden Tag und Nacht gewechselt, um das Gebäude vor jedem Eindringling zu schützen.

»Als man den Kasten öffnete«, schrieb Sir Claude, »sahen wir seine Gestalt in einem Sack aus weißem Leinen, der über dem Kopf zugebunden war. Der Bediente begann nun, warmes Wasser über die Gestalt auszugießen — Beine und Arme des Körpers waren verschrumpft und steif, das Gesicht voll, der Kopf auf die Schulter gesunken, wie bei einer Leiche. Ich rief dann dem Arzt, der mir beistehen sollte, herunterzukommen und den Körper zu untersuchen, was er auch tat, aber er konnte keine Herzschläge feststellen, auch keinen Puls der Schläfe oder des Armes. Es war aber etwas Wärme in der Gehirngegend spürbar, die in keinem anderen Teil des Körpers vorkam. Der Prozeß der Erweckung bestand in heißem Baden, Abreibungen,

Die Funktion ihrer Atmungsorgane war völlig aufgehoben während der Dauer ihrer Beerdigung. Bis zu einem gewissen Grad sind die ägyptischen Adepten in einem gleichen Zustand, aber ihr Wissen ist sehr viel tiefer, und sie haben ihre in Trance befindlichen Körper während Tausenden von Jahren lebend erhalten.

Außerdem besteht ein wichtiger Unterschied zwischen ihnen und jenen Hindufakiren. Die letzteren geraten während ihrer Beerdigungszeit in einen völlig unbewußten Zustand und erinnern sich an nichts, wenn sie wieder aufwachen — es sei denn, daß sie Adepten wären, und in diesem Fall würden sie sich niemals dazu überreden lassen, ihr Können öffentlich zu demonstrieren. Dagegen bleiben die ägyptischen Adepten bei vollem Bewußtsein während ihrer Beerdigungszeit, und obwohl ihre Körper im Koma liegen, sind ihre Geister frei und handlungsfähig. Sie haben in Indien den ‚Weisen, der niemals spricht‘, der bei Madras lebt, besucht, und beim ersten Mal fanden Sie ihn in tiefer Trance, scheinbar tot. Aber Sie müssen wissen, daß sein Geist durchaus lebendig war, da er bei Ihrem zweiten Besuch nicht nur alles von Ihrem ersten wußte, sondern auch seinen Einwand dagegen erwähnte, daß Sie versuchten, ihn photographisch aufzunehmen. Ein solcher Mensch funktioniert in den innersten Seinsbereichen oder sogar im physischen Bereich, indem er sich eines ätherischen Körpers bedient. Die begrabenen ägyptischen Adepten be-

Entfernung von Wachs und Baumwolle aus Nasenlöchern und Ohren, Bestreichen der Augenlider mit geklärter Butter und — was vielen sehr merkwürdig erscheinen wird — im Auflegen eines heißen etwa zolldicken Weizenkuchens auf den Kopf. Nachdem der Kuchen zum drittenmal aufgelegt worden war, zog sich der Körper in heftigen Konvulsionen zusammen, die Nasenlöcher blähten sich, die Atmung setzte ein und die Glieder rundeten sich natürlich, aber der Puls blieb noch kaum bemerkbar. Nun wurde die Zunge mit geklärter Butter bestrichen, die Augen öffneten sich und nahmen ihre natürliche Farbe an, und der Fakir erkannte die Anwesenden und sprach.«

Ich erinnere mich an einen sehr alten Inder, der den Fall eines Yogis erlebt hatte, welcher siebenundzwanzig Tage lebend begraben war. Er sagte mir, als der Mann ausgegraben und aufgeweckt worden war, sei die Luft mit einem pfeifenden Geräusch, ähnlich einer Dampfpeife, in seine Lungen geströmt.

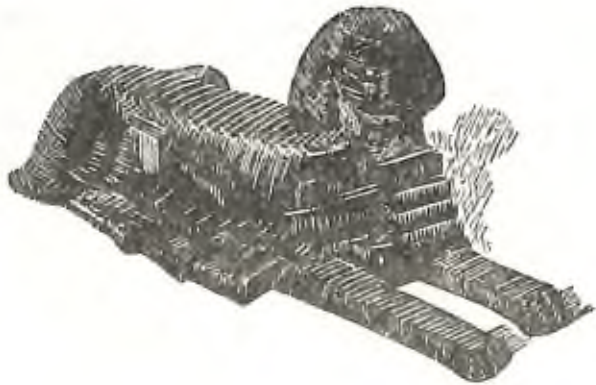
finden sich geistig im gleichen Zustand, während ihre Körper natürlich in einem viel tieferen Trancezustand sind. Ihre Geister bewegen sich und reisen, sie denken bei vollem Bewußtsein, und sie haben den Vorteil, zwei Welten zu überblicken — die materielle und die geistige Welt.

Ihre Körper sind in unentdeckbaren Gräbern verborgen, welche die Rückkehr ihres Geistes erwarten. Eines Tages wird dieser diese komatösen Körper neu beleben, die dann aufs neue in der Außenwelt erscheinen werden. Der Prozeß der Wiederbelebung wird durch die richtigen Personen vorgenommen werden müssen, welche die nötigen Kenntnisse besitzen. Ein Teil des Ritus der Erweckung wird im Singen gewisser geheimer ‚Machtworte‘ bestehen. Es wird Ihnen seltsam vorkommen, aber ihre Körper sind anscheinend einbalsamiert, denn sie liegen in Leinen gewickelt und in Mumiensärge verschlossen. Es besteht aber der wichtige Unterschied, daß das Herz nie herausgeschnitten wurde, wie bei wirklichen Mumien. Alle ihre Lebensorgane bleiben unbeschädigt, außer daß sie eingefallene Mägen haben, was von der Tatsache kommt, daß sie seit dem Beginn der Trance keinerlei Nahrung aufgenommen haben. Ein anderer Unterschied ist der, daß bei den lebenden Adepten Gesicht und Körper mit einem Überzug von Wachs bedeckt sind. Dieser Überzug wurde gemacht, nachdem der Trancezustand bereits eingetreten war.

Ihre Gräber sind wohlverborgen, und ihre Zahl ist sehr gering — natürlich, da nur sehr vorgeschrittene Adepten sich in diesen Zustand begeben konnten, und auch nicht alle sich dazu hergaben. Ich gebrauche nicht gern das Wort ‚Trance‘ in ihrem Fall, weil es einen falschen Eindruck erweckt, aber ich weiß keinen anderen Ausdruck, der ganz passend wäre. Ihr Zustand ist ganz anders wie z. B. die Trance der spiritistischen Medien und Hypnotisierten. Es gibt tatsächlich tiefe Grade der Trance, die moderne Forscher nie erreicht haben. Alle Zustände, die sie erreichen konnten, sind oberflächlich im Vergleich mit dem tiefen und einzigartigen Zustand der eingesargten ägyptischen Adepten. In der Ruhe der letzteren ist tatsächlich viel

Handlungsfreiheit, sie sind in keinem wirklichen Trancezustand, so wie die Welt dieses Wort versteht.

Es gibt einen Adepten, der seit 260 v. Chr. in seinem Grab liegt, ein anderer seit mehr als 3000 v. Chr.; noch ein anderer ist 10 000 Jahre begraben gelegen! Sie alle arbeiten im geheimen sehr aktiv an der geistigen Wohlfahrt der Menschheit. Sie wissen, was in der ganzen Welt vor sich geht, trotzdem ihre Körper begraben sind. Sie sind vollkommene Menschen; damit meine ich, daß ihre Körper nicht beschädigt werden können — auch nicht durch Insekten oder Parasiten — so stark ist die ungeheure Ausstrahlung ihrer geistigen Kräfte. Überdies befinden sie sich in ständiger telepathischer Verbindung mit gewissen lebenden Adepten unserer Zeit, die selbst einen funktionierenden Körper besitzen. Die geistigen Schätze, welche diese alten ägyptischen Adepten aufbewahrten, übergeben sie den lebenden Adepten. Wenn die Zeit kommt, sie aufzuwecken, wird der Ritus der Auferstehung durch einen der letzteren vollzogen werden.«



EPILOG

Und nachdem ich weiterhin der ganzen Länge nach dieses uralte Land Ägypten durchwandert hatte und Zeuge mancher seltsamen Dinge gewesen war, wandte ich meine Schritte heimwärts zu meinen guten Freunden, die in ewiger Betrachtung am Rande der lybischen Wüste sitzen.

»Sage mir, o weiser Sphinx«, rief ich, »wohin ich gehen mag, um meine müden Füße auszuruhen, die lange genug nun den staubigen Weg des Lebens entlangwandern mußten?«

Und der Sphinx antwortete: »Richte deine Frage an die, deren einsames Kind ich bin, deren Leib mich hervorbrachte, um die qualvollen Leiden dieser Welt zu erdulden, denn ich bin *der Mensch selbst* — und jene ist meine Mutter Erde: frage sie.«

So wanderte ich ein wenig weiter und kam zu der Großen Pyramide. Ich ging durch den dunklen Gang hinein und kletterte hinunter in die tiefen Eingeweide der Erde, in die düstere Gruft selbst. Und ich grüßte mit dem Losungswort, das ich gelernt hatte im 7. Vers des 64. Kapitels im ältesten Buch Ägyptens:

»Heil! Herr des Schreins, der im Mittelpunkt der Erde steht!«

Daraufhin ließ ich mich auf den steinernen Boden nieder, versetzte meinen Geist in seinen tiefen, natürlichen Ruhezustand und wartete geduldig auf Antwort.

Als endlich der Große, der Herr des Heiligen Hauses erschien, bat ich ihn, mich zu *Ihr* zu führen, die genannt ist »Die Herrin des verborgenen Tempels«, und die niemand anderer ist, als die lebendige Seele unserer Erde.

Und der Meister erhörte meine heiße Bitte und führte mich durch eine geheime Türe in den Tempel, der hier in der Nähe steht. Die

heilige Mutter empfing mich sehr gnädig, blieb jedoch in einiger Entfernung sitzen und gebot mir, meine Bitte vorzutragen. Ich wiederholte mein Verlangen.

»Sage mir, o Herrin des verborgenen Tempels, wohin ich gehen mag, um meine müden Füße auszuruhen, die lange genug die staubige Straße des Lebens entlanggewandert sind.«

Sie sah mir lange und ernst in die Augen, ehe sie antwortete, und sprach:

»Sieben Wege liegen vor dir offen, o Suchender. Sieben Stufen müssen von dem Menschen erstiegen werden, der meine geheime Kammer betreten will. Sieben Lehren müssen von denen deines Geschlechts gelernt werden, die mein Antlitz unverschleiert sehen wollen. Nicht ehe du alle diese Wege gegangen bist, all diese Stufen erstiegen hast und all diese Lehren beherrschst, kannst du hoffen, Rast für deine Füße und Frieden für deine Seele zu finden.«

Ich hörte ihre sanfte Stimme, hinter deren Ruhe sich eine Myriade von Äonen zu bergen schien, durch die große Halle des Tempels schwingen.

»Welches sind diese Wege, o heilige Mutter?«

Und sie sagte:

»Der Weg, der zu vielen Häusern führt, und der Pfad, der in die Wüste geht; die Straße, an der die roten Blumen blühen, der Aufstieg zu hohen Bergen und der Abstieg in dunkle Höhlen, der Weg des ewigen Wanderns und der Weg des Stillesitzens.«

Ich fragte:

»Welches sind die Sieben Stufen?«

Sie antwortete:

»Die erste heißt Tränen, die zweite Gebet, die dritte Arbeit, die vierte Ruhe, die fünfte Tod, die sechste Leben, und die letzte heißt Mitleid.«

»Und wie ist es mit den sieben Lehren, die man lernen muß, o Mutter?«

Und sie gab Antwort:

»Lust ist die erste und leichteste; die nächste heißt Leid, die dritte Haß, die vierte Täuschung, die fünfte Wahrheit, die sechste Liebe, und am Ende muß der Frieden gelernt werden.«

Ich staunte über das alles.

Dann verschwand die Herrin des geheimen Tempels aus der großen Halle, und ich sah, daß hinter ihr ein großer goldener Stern gewesen war, und innerhalb des Sternes eine leuchtende Krone und zwei silberne Mondsicheln. Unterhalb der Krone war ein weißes Kreuz, um dessen Arme sieben rote Rosen geschlungen waren. Die Wand dahinter war tiefblau, und auf ihr erschienen plötzlich viele Worte, die leuchteten wie gefaßte Juwelen. Und von diesen Worten ward mir befohlen, nur die zu lesen, die am Ende standen.

Diese Worte aber lauteten:

»Denn Ägypten ist das Sinnbild der himmlischen Dinge, und ein wahrhaftiger Tempel der ganzen Welt. Und wenn Ägypten all diese Dinge bezeugt hat, dann wird der Herr und Vater, der der erhabene Gott, der Erste und Mächtigste und der Herrscher der Welt ist, in die Herzen und die Taten der Menschen blicken, und sie durch Seinen Willen heimführen zu der ursprünglichen Güte, damit die Welt in Wahrheit als ein anbetungswürdiges Werk Seiner Hände sich erweisen möge.«

Im gleichen Verlag sind erschienen:

Paul Brunton

DAS ÜBERSELBST
ENTDECKE DICH SELBST
DIE WEISHEIT DES ÜBERSELBST

F. T. Cheng

CHINA, DAS WERK DES KONFUZIUS
Chinesisches Wesen im Lichte des Westens
Mit 17 Tafeln, einer Karte und einer Strichzeichnung

*

Franz Carl Endres

DIE GROSSEN RELIGIONEN ASIENS
Eine Einleitung in das Verständnis ihrer Grundlagen

*

DAS GEHEIMNIS DER GOLDENEN BLUTE
Ein chinesisches Lebensbuch
Übersetzt und erläutert von Richard Wilhelm,
mit einem europäischen Kommentar von C. G. Jung
Mit 15 Abbildungen

*

DIE SCHÖNSTEN UPANISCHADEN
Der Hauch des Ewigen

*

DAS TIBETANISCHE TOTENBUCH
Aus der englischen Fassung des Lama Kazi Dawa Samdup.
Herausgegeben von W. Y. Evans-Wentz. Uebersetzt und eingeleitet von
Louise Göpfert-March. Mit einem psychologischen Kommentar
von C. G. Jung

*

Heinrich Zimmer

DER WEG ZUM SELBST
Leben und Lehre des indischen Heiligen Shri Ramana Maharshi
aus Tiruvannamalai
Herausgegeben von C. G. Jung